

Fritz Vogelsangs Kriegsabenteuer in China 1900

Paul Lindenberg



Der „Iltis“ im Kampf mit den Takuforts.

Fritz Vogelsangs

Kriegsabenteuer in China

1900.

Eine Erzählung für die deutsche Jugend

von

Paul Lindenberg.

Mit einem farbigen Titelbild von Willy Stöwer, 4 Vollbildern von F. Lindner, Ad. Obst, H. Prell, Willy Werner und 137 Abbildungen im Text.



Berlin 1901.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.


HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Inhalt.



Erster Abschnitt.

Fritz Vogelsangs Ausfahrt. — Auf dem Reichspostdampfer „Prinz Heinrich“.

Fritz Vogelsang sah mit hellen und frischen Blicken um sich: welch Leben, welche Bewegung herrschte unter der weiten Halle des Bahnhofes von Bremen, das Echo des rastlosen Verkehrs brauste und brandete wie die Wellen des Meeres, alles drängte und wirrte durcheinander, und doch schien in der wogenden Unruhe eine gewisse Ordnung zu walten und sich dies unstete Getümmel von selbst zu regeln.

Fritz, der soeben von Köln angekommen war, wandte sich an einen Gepäckträger, der mit mehreren Gefährten auf die Einfahrt eines soeben durch das elektrische Läutezeichen gemeldeten Zuges wartete: „Ich möchte nach Bremerhaven, bitte, könnten Sie mir sagen, wann der nächste Zug dorthin geht und wo ich einzusteigen habe? —“

Der Gefragte warf einen Blick auf den schlanken, achtzehnjährigen Jüngling, dessen ganzes Wesen etwas Kerniges und doch dabei Bescheidenes hatte: „Wät Se etwa na Amerika? Mit den „Großen Friederich“, de morgen geiht?“ knurrte er hervor, in einem so gleichgültigen Ton, als handle es sich um einen Ausflug von wenigen Stunden.

„Nein, nicht nach Amerika,“ erwiderte Fritz, „etwas weiter soll's geh'n, ich will mit dem „Prinz Heinrich“ nach Colombo, nach Ceylon,“ und er sah den Graubart an, ob der ihn jetzt nicht doch verwundert betrachten würde wegen der langen Fahrt nach fernen Landen.

Aber der, indem er bedächtig eine Prise nahm, sagte in derselben gleichgültigen Sprechweise: „So, mit den „Prinz Heinrich“? Fährt übermorgen-

Na, da känt Se jo mit „Lloyd“-Zug fahren, spart denn doch Ihr Geld, dar achtern,“ und er wies mit der Hand nach einem an der anderen Seite der Halle liegenden Bahnsteige, „dor geiht in 'ner lleenen Stunne 'n Zug, Se möt hier rutgahn und denn vor'n Bahnhoff rechts in 'n Ingang 'rin.“

Fritz bedankte sich und schritt mit seinem Köfferchen dem Ausgange zu; ein großer Platz, von dem eine breite und schöne Straße in die Stadt führte, dehnte sich vor dem Bahnhofe aus. Auch hier herrschte das wechselndste und lebhafteste Getriebe, Equipagen und Droschken rollten ununterbrochen heran, von allerhand Gefährten wurden ganze Kofferberge abgeladen, was Fritz aber am meisten fesselte, waren die langen Züge von Auswanderern, die von der Stadt her dem Bahnhofe nahten; viele von ihnen trugen die Trachten ihrer Heimat, thüringische Bauern schritten neben hessischen, schwäbische Landleute neben westfälischen, es fehlte nicht an Polen und Slowenen, die trotz des milden Oktobertages ihre dicken Schafpelze angelegt hatten und in den nägelbeschlagenen hohen Stiefeln schwer einherstampften. Alt und Jung hastete durcheinander, einzelne Frauen hielten ihre sorgfältig in Tücher eingemummten Jüngsten auf dem Arm, betagte Männer, deren durchfurchte Gesichter Unruhe und Sorge um die Zukunft verrieten, stützten sich auf derbe Stöcke, die in den heimischen Wäldern geschnitten waren, fest und zuversichtlich schritten die jungen Burschen einher, obwohl auch manchem von ihnen das Herz genug bedrückt sein mochte. Die Mehrzahl der Leute schleppte sich mit Bündeln und Paketen, andere trugen zu je zweien wuchtige hölzerne Truhen, die farbig gestrichen und mit Jahreszahlen wie Buchstaben bemalt waren, wieder andere hatten sich kleine Handwagen gemietet, auf denen sie ihr Gepäck untergebracht, ach, so manch Rumpelstück befand sich darunter, das schon im Besitz mehrerer Geschlechter gewesen und nun die dem Vaterlande ungetreu Gewordenen nach dem fernen Lande der Hoffnungen und Erwartungen begleiten sollte, als erstes Stück des im Urwalde oder auf der Prairie neu zu gründenden Familiensitzes.

Fritz wurde wehmütig berührt durch den Anblick dieser zahllosen Auswanderer, von denen die wenigsten die deutsche Erde wiedersehen würden und von welchen sicherlich vielen bittere Enttäuschungen jenseits des Weltmeeres bevorstanden. Ein altes Mütterchen, an das sich das hübsche, blondlockige Enkelkind schmiegte, kam gerade an ihm vorüber, und einen langen Seufzer vernahm Fritz; von wie schwerer, stillgetragener Sorge mochte er

künden, von wievielen schlaflosen Nächten und heißen Gebeten, von welch bangen Zweifeln, ob das sehnsüchtig erharrte Glück drüben in Amerika ihr und den Ihren lächeln würde! —

Für die Auswanderer wie für die übrigen Fahrgäste des am nächsten Morgen in See gehenden Amerikadampfers stand auf einem besonderen Bahnsteige ein Zug bereit, in welchem Fritz einen Fensterplatz einnahm.

Die Sonne lag hell auf der fruchtbaren Gegend, auf den Feldern wurde gearbeitet und in den Wäldern mischte sich zahlreich Rot und Gelb mit



Auswanderer.

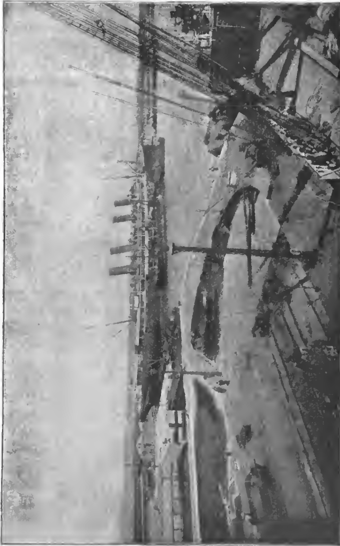
dem Grün der Blätter, auf den Wiesen weideten stattliche Herden, und blitz und blank sahen die Dörfer aus, deren rote Kirchturmspitzen so freundlich und traulich herübergrüßten. Alles in dieser langgestreckten Ebene machte einen wohlthuenden und wohlhabenden Eindruck, es war, als ob hier die Kraft und der Reichtum der deutschen Erde zur vollsten Verkörperung gelangten und den Auswanderern noch einmal vor Augen halten wollten: seht, das Alles laßt Ihr zurück, Eure Felder und Wälder, Eure Dörfer und Herden, das teure deutsche Vaterland, das Euch bisher erhalten hat und Euch auch ferner erhalten würde, mit dem Ihr so eng verbunden seid und das Ihr schon morgen verlassen werdet, oft leichtsinnigen Versprechungen

und trügerischen Lockungen folgend, die Euch in die ungewisse und fremde Ferne ziehen! —

Auch Fritz nahm im Stillen Abschied von den heimischen Gefilden, die er erst nach geraumer Zeit wiedersehen würde, wann, das wußte er selber nicht. Hinaus ging's wieder in die Weite, wohin es ihn so mächtig zog, daß seine Eltern ihn nicht zurückgehalten hatten von seiner Absicht, sein Jahr in dem im Kiautschou-Gebiete liegenden See-Bataillon abzudienen; zuvor aber wollte er noch mehrere Monate auf Ceylon verbringen, der mehrfach und auf das herzlichste an ihn ergangenen Einladung eines Jugendfreundes seines Vaters folgend, welcher im Innern der Insel eine Pflanzung besaß. Mancherlei lange Fahrten hatte Fritz in den letzten Jahren unternommen und als Ergebnis derselben vor kurzem mit Auszeichnung die Steuermannsschule besucht, aber jedesmal, wenn er Abschied nahm von der Heimat, fühlte er, wie stark, wie treu er mit ihr verbunden war, und auch diesmal mußte er wieder seine ganze Willenskraft aufbieten, um nicht von seiner tiefen Bewegung übermannt zu werden, zumal wenn er der teuren Eltern gedachte, die ihn gestern aus dem trauten, rebenbekränzten Häuschen am Rhein mit ihren heißesten Segenswünschen entlassen, während das blondlockige Schwesterchen ihn so fest umschlungen gehalten, daß er mit sanfter Gewalt sich von ihren Händchen befreien mußte.

Der Ruf: „Bremerhaven!“ riß Fritz aus seinen Träumen, er verließ den Wagen, auch hier wieder von dem vollen Leben eines rastlosen Verkehrs umgeben. Von Beamten des Lloyd wurden die Auswanderer empfangen und zu den Lloyd-Anlagen geleitet, Fritz, der sein größeres Gepäck vorangeschickt hatte und nur einen kleinen Koffer mit den nötigsten Sachen trug, folgte ihnen; vieles in der Stadt gemahnte an den regen Zusammenhang mit der See, in den Schaufenstern zahlloser Läden sah man Ausrüstungsgegenstände für Fischer und Schiffer, vor den Anwerbungsstätten der Matrosen drängten sich die Seeleute, auf den Straßen begegnete man größeren und kleineren Trupps derselben, manche von ihnen in sichtlich vergnügter Stimmung, die Einen, weil sie nach langer Fahrt wieder festen Boden unter den Füßen fühlten, die Anderen, weil es bald von neuem hinausging auf das wogende Meer, denn ein echter und rechter Seemann ist zu sehr mit Wellen und Wind verbunden, als daß er sich längere Zeit wohlfühlen könnte auf dem Lande.

Nach einer halbstündigen Wanderung hatte man die großartigen Anlagen des Norddeutschen Lloyd erreicht, die sich nahe der Weser erstrecken und



Die „Lloyd"-Anlagen in Bremerhaven.

eine Stadt für sich bilden. Lange Lagerschuppen sind dort errichtet neben behaglich eingerichteten Warteräumen, in einiger Entfernung ragen dunkle

Kohlengebirge auf, hier sind in steinernen Hallen hunderterlei Vorräte für die Dampfer untergebracht, da liegen Tischlerei- und Schmiede-Werkstätten, ein Schienenstrang führt bis hierher, damit die Waren unmittelbar ein- und ausgeladen werden können, Kanäle, deren Wasserstand durch Schleusen geregelt wird, ziehen sich netzartig dahin; überall erscholl der Lärm werkthätiger Arbeit, und man empfand den Pulsschlag eines Länder und Meere umspannenden Weltverkehrs.

Nun eine Biegung, und Fritz fühlte sein Herz voller und höher schlagen: dort, in hafenähnlichen Ausbuchtungen der Weser, lagen die gewaltigen Schiffskolosse, welche die deutschen Fahnen über die weiten Meere trugen, ungeheuren Riesen ähnelten sie im Vergleich mit den kleinen Fracht- und Personen-Dampfern, die flink dahinflitzten; eine frische Brise wehte von der See herüber, und die Wimpel und Flaggen flatterten lustig im Winde, der kräftige Geruch von Tang und Teer erfüllte die Luft, die durchsetzt war von den Salzteilchen des nahen Meeres. Hochauf atmete Fritz und gab sich ganz der überwältigenden Wirkung all der überraschend-großen und mannigfachen Eindrücke hin, die sich ihm hier in so reicher Fülle darboten. Er hatte sein Köfferchen hingesetzt und, mit der Hand die Augen gegen die blendenden Sonnenstrahlen schützend, ließ er seine Blicke über das verwirrende Bild schweifen, das sich von Minute zu Minute veränderte, in seiner Großartigkeit dadurch noch mehr gewinnend.

Da fühlte er plötzlich einen leichten Handschlag auf seiner Schulter: „Nun, mein junges Herrchen, Ihre Sehnsucht nach Amerika scheint nicht allzu stark zu sein, daß Sie hier so zögernd stehen?“ In freundlichem Ton waren die Worte gesprochen von einem hochgewachsenen, blondbärtigen Mann in der kleidsamen dunkelblauen Uniform der Lloyd-Offiziere.

Fritz ließ die Hand sinken: „Ich will nicht nach Amerika,“ bemerkte er, „ich suche den „Prinz Heinrich“, um mit ihm nach Colombo zu fahren.“

„I, da sind Sie wohl gar der junge Vogelsang?“ rief der Offizier aus.

„Ja, ich heiße Fritz Vogelsang. —“

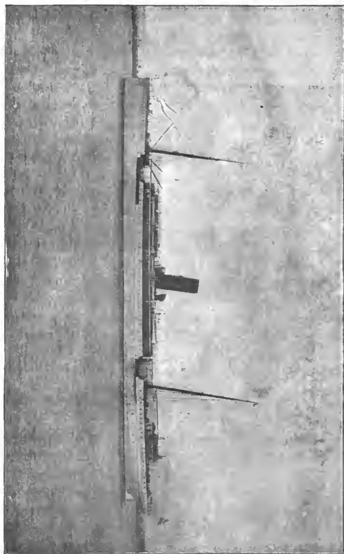
„Na, das freut mich, daß ich Sie hier getroffen habe! Ich kenne Ihren Vater, einen prächtigen Menschen, und Ihre liebe Mutter, eine zarte, gütige Frau, lernte sie vor ein paar Jahren hier kennen, als Sie zurückerwartet wurden, auch Kapitän Cüppers erzählte mir schon, daß Sie mit uns fahren würden. Mein Name ist Cochius, bin auf dem „Prinz Heinrich“,

und nun kommen Sie, ich führe Sie zu unserem Schiff. Sehen Sie, dort liegt es, der stolze, weiße Dampfer da, das ist der „Prinz Heinrich“, eins der schönsten und tüchtigsten Schiffe, die je den Ocean befahren. Dort rechts, der schwarze Dampfer, der schon so tüchtig qualmt, das ist der „Friedrich der Große“, der morgen in See geht, und morgen erwarten wir auch, von New-York kommend, den „Kaiser Wilhelm den Großen“, da sollen Sie staunen, ich glaube, selbst der alte Neptun, der doch im Laufe der Jahrtausende schon manch Wunderbares gesehen, er hat sich verdutzt die Augen gerieben, als er plötzlich den schimmernden Koloß in seinem feuchten Reiche auftauchen sah. O, mein junger Freund, wir Deutsche können uns jetzt auf dem Wasser blicken lassen, mit der Anderen Alleinherrschaft ist's vorbei, Deutschland ist stark zur See geworden, zu weitem und sicherem Fluge breitet der deutsche Adler seine Schwingen aus, und unser Kaiser ist's, der diesem jungen Aar seine fernen und zukunftsreichen Wege weist.“

Unter diesen und anderen Gesprächen hatten der Offizier und Fritz ihr Ziel erreicht. „Vorsicht nun,“ mahnte der erstere, „wir fahren erst übermorgen ab, und da ist jetzt noch viel zu thun, Achtung —“ und unwillkürlich beugte sich Fritz und wandte den Kopf rasch zur Seite, denn mit seinen gewaltigen eisernen Fängen hatte ein hochragender Krahn einen viele Centner wiegenden Ballen erfaßt und führte ihn schnell durch die Luft auf das Schiff, wo er in der gähnenden Oeffnung des Laderaums verschwand. Mehrere breite und starke Bohlen geleiteten an Bord des Dampfers, Lasten wurden hinaufgekarrt, Kohlen in große Oeffnungen der dem Lande zugelegenen Breitseite geschüttet, Matrosen arbeiteten überall auf dem Verdeck und kurze Befehlsworte der Offiziere regelten ihre eifrige Thätigkeit. Fritz schritt mit seinem Begleiter eine schmale Treppe empor, die vom Vorderdeck zu der Kapitänskajüte führte, welche hoch oben nahe der Kommandobrücke lag; der Offizier klopfte an eine Thür, und auf das „Herein!“ traten beide ein.

In dem mit vornehmer Behaglichkeit eingerichteten Raume saß Kapitän Süppers an seinem Schreibtische, mit Arbeiten beschäftigt; er wandte den Kopf nach den Eingetretenen um, und Fritz faßte sofort Zuneigung zu dem offenen, freundlichen Gesicht des Kapitäns, der Mitte der 40er Jahre stehen mochte, und dessen hell und klar blickende Augen zu dem blonden Schnurrbart und den schlicht gescheitelten blonden Haaren paßten, die ganze Erscheinung mit dem Männlichen das Gewinnende vereinend.

„Nun, wen bringen Sie mir da, lieber Cochius?“ wandte sich der Kapitän an den Offizier.



Reichspostdampfer „Prinz Heinrich“.

„Es ist der junge Vogelsang, Herr Kapitän, ich traf ihn nahe der Schleuse und geleitete ihn her.“

„Ah, Fritz Vogelsang,“ rief der Kapitän und streckte seine Rechte zum Gruße aus, „schön willkommen auf unserem Schiff. Sie sind mir schon gemeldet worden vom „Lloyd“, und ich freue mich, daß Sie mit uns hinausfahren. Lassen Sie sich Ihre Kabine anweisen, ich sehe Sie dann wohl am Abend, jetzt giebt's noch genug zu thun.“

Der Offizier führte Fritz zum Ober-Steward, der die Verteilung der Passagierplätze und die Aufsicht über die Verpflegung der Fahrgäste, sowie über die Dienerschaft unter sich hat, und alsbald, da auch sein anderes Gepäck bereits angelangt war, konnte Fritz es sich bequem machen in dem kleinen, von Sauberkeit blitzenden Gemach, das zwei übereinander befestigte Betten enthielt, einen Waschtisch mit zwei Waschgelegenheiten, ein schmales Sopha unter der zum Wasser gehenden, mit dicker Glasplatte versehenen Luke und einige Kleiderhaken. „Bis Genua werden Sie wohl allein bleiben,“ hatte ihm der Steward, dem die Reinigung dieser und der benachbarten Kabinen oblag, gesagt, „dann aber wird das Schiff proppevoll, da wird jedes Plätzchen in Beschlag genommen.“

Nachdem Fritz seinen Eltern geschrieben, schlenderte er im Laufe des Nachmittags ziellos am Land umher, bald hier, bald dort sich aufhaltend, überall gefesselt durch das emsige Leben und Treiben. Vom Bahnhofe in Bremerhaven her rollten Güterzüge heran, und von flinken Händen wurde der Inhalt der hochbeladenen Wagen ausgepackt und in sogenannte Leichterfahrzeuge verladen, flachgehende Kähne, in denen die Waren zu den weiter draußen liegenden Schiffen gebracht wurden; andere Eisenbahnwagen standen vor den langen Schuppen und wurden mit Gütern gefüllt, die erst vor kurzem vom Auslande angelangt waren: Kaffee, Thee, Zimmet, Häute, Matten, Öl, Früchte und Hölzer aller Art, Teppiche, Gewürze, Chemikalien, Baumwolle, Tabak, Salpeter, und so in bunter Abwechslung fort. Von großer Ausdehnung waren die Ausbesserungswerkstätten, in denen hunderte von Arbeitern — Metallgießer, Schmiede, Klempner, Tischler, Maler, Segelmacher — beschäftigt waren, die nötigen Ergänzungen für die Schiffe und ihre innere Einrichtung herzustellen. Maschinenhäuser, aus deren Schornsteinen der Dampf stoßweise emporquoll, enthielten die Anlagen für die elektrische Beleuchtung und Wasserversorgung des umfangreichen Gebiets, und gewaltiges Hämmern drang aus den Hallen der Kessel- und Kupferschmiede heraus, die bei der lodernden Glut der offenen Feuer mit ihren

wuchtigen Werkzeugen hantierten. In diesen Gebäuden waren Ersatzteile und Zuthaten untergebracht, wenn ein Schiff derselben plötzlich bedurfte, jene



Ein „Lloyd“-Dampfer im Dock.

enthielten die Wohnungen der Aufseher und Angestellten, während Spritzenhäuser Feuerwehrwagen und -geräte bargen, die im Falle eines Brandes sofort mit den dazu bestimmten und sorgsam eingeübten Hülfskräften bemannt wurden.

Allmählich war Fritz bis zu dem mächtigen Trockendock gelangt, das jederzeit zwei großen Dampfern das Docken ermöglicht, in welchem zur Zeit aber nur einer der Ocean-Riesen lag, dessen ungeheurer Schiffsrumpf schwarz und drohend weit über die Ränder des Docks hinwegragte; Arbeiter waren beschäftigt, oberhalb des Kiels von einem hölzernen Laufbrett aus die Kupferplatten auf ihre Dichtigkeit hin zu untersuchen, nachdem dieselben von ihrer schweren Muschel- und Schlackenschicht befreit worden waren, ein dem Schiff seitens des Meeres angelegter Panzer, der, wenn er nicht in bestimmten Fristen entfernt wird, die Fahrgeschwindigkeit beeinträchtigen kann. Das Dock steht durch einen schmalen Kanal mit dem nahen Hafen in Verbindung; sobald das zu dockende Schiff eingefahren und durch Erdwinden in die richtige Lage gebracht sowie fest vertaut worden ist, wird das Wasser aus dem Dock ausgepumpt, zunächst nur soweit, daß mit Hülfe von Drahtseilzügen verschiebbare Kimmlager von beiden Seiten fest unter den Schiffsboden gezogen werden können, sodaß das Schiff unbeweglich sitzt, worauf mit dem Auspumpen fortgefahren wird, bis das Dock völlig trocken ist und man auch an den untersten Kielrand des Schiffes gelangen kann.

Vom Dock hatte es Fritz nicht mehr weit zum „Prinz Heinrich", und ermüdet von den wechselnden Eindrücken des Tages suchte er früh sein Lager auf, bald in festen Schlaf versinkend.

Mit den ersten Strahlen der Sonne war er am folgenden Morgen schon auf. Lebhaft ging es da bereits auf dem „Prinz Heinrich" her, der gewaltige, viele hunderte von Centnern tragende Krahn war in unermüdlicher Bewegung, immer neue Lasten wurden in den dunklen Schiffsbauch versenkt, wo sie nach den Entfernungen ihres Bestimmungsortes aufgestapelt wurden, hier nach Belgien, dort nach England, da nach Italien, dann nach Ägypten, Ceylon, Singapore, China, Japan und so fort. Es ist das keine kleine und schnell zu erledigende Arbeit, da jedes der zahllosen Stücke genau verzeichnet werden und in dem betreffenden Hafen sofort zu finden sein muß, daneben muß diese „Verstauung", wie der schiffsmäßige Ausdruck lautet, sehr sorgfältig gemacht werden, damit bei schwerem Seegang nicht eine Verschiebung dieser Frachten eintritt, die unter Umständen dem Schiff schwere Gefahren bringen kann. Dazwischen trafen ganze Berge des Passagier-Gepäcks ein, und Postbeamte brachten die festverschnürten und versiegelten

Säcke mit Postsachen, deren jeder einzelne von dem Zahlmeister des Schiffes, der zugleich Postverwalter ist, eingetragen wurde — eine lange Liste war es, denn an 400 derartiger Säcke nahm der „Prinz Heinrich“ mit, und der Betrag der Wert- und Geldsendungen belief sich auf über zwei Millionen Mark.

Überall auf dem Schiff wurde geputzt und gesäubert, Unruhe und Hast herrschten an allen Ecken und Enden, denn manches fehlte noch an der völligen Ausrüstung, umfaßt doch die Frist zwischen dem Einlaufen und der Ausfahrt eines solchen Dampfers kaum eine Woche; da muß jede Stunde ausgenutzt werden, will man zur rechten Zeit fertig sein.

Fritz sah all diesen fieberhaften Vorkehrungen mit Interesse zu, am liebsten hätte er tüchtig mit Hand angelegt, aber hier war jeder Mann an seinem rechten Platz und fremde Hülfe hätte nur Störungen verursacht. Als ob man ihm die Gedanken von der Stirn gelesen, hörte sich Fritz angesprochen: „Na, junger Herr, möchten wohl zupacken, ja? Scheint mir ganz so, ja! Wie hat man denn geschlafen die erste Nacht an Bord? Soll in Erfüllung gehen, ja!“ Es war ein behäbiger, ergrauter Obermatrose, mit struppigem Vollbart und kleinen, aber hell und scharf blickenden Augen, der die Worte an Fritz gerichtet.

„Na,“ erwiderte der, „wenn meine Träume in Erfüllung gehen, so stehen mir unruhige Zeiten bevor!“

„Will's glauben, ja“, lachte heiser der Graubart, „ist nicht jedermanns Sache, das Meer. Aber ich will Ihnen was im Vertrauen sagen, junger Herr,“ und er versuchte seine knurrige Stimme zu dämpfen und lächelte verschmitzt in sich hinein, „wenn's so anfängt im Magen zu ziehen und zu zerren, als ob so'n ausgefranztes Gangspil immer 'runter und immer 'rauf gezogen wird, denn man gleich 'n kräftiges Gegenmittel, und wissen Sie 'was, 'nen sauren Häring an 'ne Strippe gebunden und ihn ein paar Mal durch den Hals gejagt, schmeckt zuerst nich lieblich, nee, ist aber von großartiger Wirkung, ja.“

„I, gewiß,“ erwiderte lächelnd Fritz, „so'n alter Seebär wie Sie hat mir schon vor drei Jahren das Mittel verordnet, als ich von Siam nach Hongkong fuhr. Uns waren leider die Häringe ausgegangen, auch was ähnliches gab's nicht mehr, na, da half ich mir — wollen Sie's glauben? — mit 'ner sauren Gurke. War märchenhaft, die Wirkung. Und nahm ich

mir vor, dies Mittel alten, ausgepichten Seefahrern zu empfehlen, bei ihnen sollen saure Häringe nichts mehr nützen, wenn sie 'mal," und Fritz machte dabei die Geberde des Trinkens, „so'n bißchen — na, so'n bißchen seekrank waren!"

Der Graubart war ein paar Schritte zurückgetreten und riß seine kleinen Augen weit auf: „Nu kieke 'mal dir die Krabbe an, Claus Henning, so'n Milchgesicht, so'n Wokommstduher, so'n geborner Luftikus, und weiß dir alten Kerl so aufzutappsen, ja! Na, schad't nichts, gefällt mir, ja, weiß nun, wie wir stehen, und wenn Ihnen der alte Henning 'mal gefällig sein kann, hier meine Hand, er thut's gern," und er hielt Fritz die schwielige, gebräunte Rechte hin, in die jener gern einschlug.

„Übrigens," setzte Fritz hinzu, „meinte ich vorhin bei Erwähnung meiner Träume nicht unruhige See, sondern Kampf und Krieg; ich war mitten dazwischen, ein tolles Handgemenge fand statt, und die Geschütze brummten ehrwürdig dazu, wer aber die Feinde waren, weiß ich nicht mehr, nur, daß sie in großer Übermacht uns gegenüber standen."

Claus guckte bedächtig vor sich hin und kratzte sich an dem mit spärlichen grauen Strähnen bewachsenen Hinterkopf: „'s hat was zu bedeuten, ja," sagte er dann langsam, „'s sind unruhige Zeiten, ja, na, man immer den Kopf oben behalten, Jungvieh wie Sie geht nicht unter und findet stets wieder fette Weide, ja, und damit Adjüs, muß nach Anker und Ketten sehen," und er that so, als ob er an seiner Mütze rückte, und trollte schwerfällig wie ein Bär von dannen.

Offizier Cochius hatte das Gespräch aus der Ferne beobachtet und kam nun lächelnd heran: „Ein drolliger Kauz, der Henning, etwas sehr widerborstig und gern seine eigenen Wege gehend, aber durchaus zuverlässig und für uns von großem Wert; er hat viel erlebt, der Alte, war erst bei der Kriegsmarine und fuhr später auf Segelschiffen durch alle Meere, hält sich meist allein, aber wen er gern hat, den hat er dann auch aufrichtig in sein altes, treues Herz eingeschlossen und der kann unbedingt auf ihn bauen. — Aber sieh' da, kommt er schon wieder früher, der „Große Wilhelm?" und der Offizier sah erst angestrengt in die Weite und zog dann die Uhr hervor. „Richtig, 's ist „Kaiser Wilhelm der Große" — zwei Stunden eher, als wir ihn erwartet. Da werden Sie ein schönes Schiff sehen, Vogelsang, wie kein Volk der Erde ein besseres hat."

Die Rauchwolken, die man zuerst ganz schattenhaft in der Ferne entdeckt, erschienen stets dichter zusammengeballt, dann erkannte man immer deutlicher die Umrisse des Schiffes, bis sich klar seine vier Schornsteine vom Horizont abhoben, da der Dampfer unmittelbar auf den Hafen zu hielt. Ein herrlicher Anblick war es, als der Koloß näher und näher kam, als man scharf alle Einzelheiten dieses schwimmenden Riesen zu unterscheiden vermochte, als man an der Reeling die sich dort drängenden Menschenmassen bemerkte und der Wind die von der Musikkapelle gespielten Weisen des: „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt" herübertrug. Und nun fielen unweit des „Prinz Heinrich" die Anker, mächtige Laufbretter wurden vom Ufer zur Bordseite gelegt und herzliche Bewillkommnungsscenen spielten sich zwischen den am Hafendamm Harrenden und den Angekommenen ab, während gleichzeitig die Ausladung des Gepäcks begann und umsichtig und schnell gefördert wurde.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Schiff?" meinte Cochius zu dem neben ihm stehenden Fritz, „so haben Sie sich's wohl doch nicht vorgestellt?"

„Nein", erwiderte Fritz, „das geht weit über meine Erwartungen hinaus! Was ich neben der ungeheuren Größe bewundere, ist, daß ihr nichts Plumpes, nichts Häßliches anhaftet, daß eins zum andern so gut paßt, daß dieser Goliath unter den Schiffen einen zwar überwältigenden, aber dabei doch freundlichen Eindruck macht — man hat das Gefühl, daß hier, was Menschengeist und Menschenhände vermochten, geleistet wurde, daß man sicherer und besser wohl noch nie über See gefahren ist, als auf diesem wunderbaren Schiff, welches würdig den Namen unseres großen Kaisers trägt."

„Ja," bestätigte der Offizier, „jedesmal, wenn ich das Schiff sehe, erregt es von neuem meine Bewunderung und erweckt — ich kann mich garnicht anders ausdrücken — meinen vaterländischen Stolz, denn nicht nur ist es deutsche Arbeit, die hier vor uns verkörpert ist, es ist auch ein Teil unseres Heimatlandes, welches dieses Schiff vertritt, ein gut Stück deutscher Tüchtigkeit und deutschen ernsten Strebens und Wirkens. Und in wie verhältnismäßig kurzer Zeit haben wir ein so weitgestecktes Ziel erreicht! Aus den Erzählungen meines Vaters weiß ich, wie groß das Staunen der Bevölkerung Bremens und unserer ganzen Gegend hier war, als, vor etwas mehr wie fünfzig Jahren, im Juni 1847, der erste amerikanische Dampfer,

der „Washington“, in der Wesermündung eintraf; er hatte von New-York siebzehn Tage gebraucht, während die Segelschiffe deren fünfzig bis sechzig rechneten. Man war ganz toll vor Freude, als der Raddampfer anlangte,



Vorplatz zum Speisesaal des „Prinz Heinrich“.

man feierte große Feste und es war des Jubels kein Ende, daß man nach damaliger Meinung beinahe zu Nachbarn Amerikas geworden. Und nun sehen Sie sich mal da den „Wilhelm den Großen“ an, der in sechs Tagen nach New-York gelangt und dreimal so groß wie der „Washington“ ist. Aber, wie schon gesagt, ist doch schließlich das Beste, daß alles an und in

dem Schiff bei uns in der Heimat gefertigt wurde, während wir früher vielfach auf das Ausland angewiesen waren, und daß es so trefflich gelungen ist, wie es der Fall. Noch garnicht so lange ist's her, da setzten wir für den Bau unserer Schiffe ausländische Werften und Maschinenfabriken in Nahrung, heute werden bei uns fremde Schiffe gebaut, aus allen Teilen der Welt laufen Bestellungen ein — ein großartiger Sieg ist's der deutschen Arbeit! Doch nun fängt unsere Arbeit hier an, dort kommen ja schon die ersten Fahrgäste, und die Pflicht ruft."

Einzeln und in kleineren Trupps stellten sich die Mitfahrenden ein, ängstlich oft besorgt um die unzähligen Stücke ihres Handgepäcks und um die Kabinen, welche ihnen von dem Ober-Steward angewiesen wurden; lärmendes Hin und Her erfüllte das Innere des Schiffes, das mit seinen langen Gängen, von welchen sich wiederum kleine abzweigten, völlig einem Hotel glich, zumal jetzt, wo sich die Fahrgäste einrichteten und oft dazu der hülfreichen Diener bedurften.

Kapitän Cüppers, der gerade eine letzte Besichtigung des Dampfers unternahm, forderte Fritz auf, ihn zu begleiten. Sie schritten zunächst das große Doppel-Promenadendeck ab, welches einigen Hundert Personen Raum bietet, und besuchten die mit vornehmstem Geschmack und reichem Prunk eingerichteten, auf dem Oberdeck liegenden Salons, sowie den Speisesaal und das Rauchzimmer; überall glitzerte und blitzte es von goldenen Verzierungen, von bronzenen Kronenleuchtern, in deren Glasbirnen abends die elektrischen Lichtchen aufflammen, von künstlerischen Holzschnitzereien und prächtigen, von Meisterhand gemalten Porzellan-Wandfüllungen.

Dann ging es hinunter zu einem Besuch der in zwei Stockwerken liegenden Kabinen, sowie der Küchen, in denen mehrere Köche bereits emsig thätig waren, und zur nahe befindlichen Bäckerei und Conditorei, in denen täglich mehrmals die knusperigsten Semmeln, das kernigste Schwarzbrot, die leckersten Kuchensachen gebacken werden, ferner zur Schlächterei und zur Druckerei, in der einer der Stewards, welcher der schwarzen Kunst mächtig ist, täglich dreimal die hübschen Tischkarten mit den Namen all der schönen Dinge bedruckt, die den Fahrgästen in überreicher Fülle und trefflichster Beschaffenheit vorgesetzt werden. Erstaunlich ist es, welche Vorratsmassen solch ein schwimmender Palast, der über zweihundert Fahrgästen in den Kabinen erster und zweiter Klasse Aufenthalt bietet, mit sich führt, und Fritz

machte große Augen, als er an der Seite des Kapitäns die Verpflegungsräume durchschritt, bis oben angefüllt mit Konserven aller Art, mit Gewürzen und sonstigen Speise-Zuthaten, mit Früchten, Biskuits, Weinflaschen,



Speisesaal des „Prinz Heinrich“.

Bierfässern und so fort, während die frischen Fleischmassen aufbewahrt wurden in Räumen, deren Temperatur durch Zuführung eisiger Luft stets unter Nullgrad war.

„Der Wert unseres Proviants,“ bemerkte der Kapitän, „beträgt für diese eine Reise 70 000 Mark, jener der Getränke 45 000 Mark, und hierzu

kommen noch 200 000 Mark für Kohlen, denn wir brauchen 8000 Tons, jede der Tonnen zu 20 Centner, dies würde einen Eisenbahnzug von achtzig Wagen füllen."

Auch die Maschinenräume, wo bereits die Kessel zur Ausfahrt geheizt waren und rote Glut ausstrahlten, wurden aufgesucht; alles blinkte vor Sauberkeit, und in den gewaltigen Kolben und Kurbeln aus Stahl konnte man sich spiegeln; aus starker Segelleinwand hergestellte Luftschächte führten stets frische Luft bis zu den Heizräumen hinab, und auch andere Vorkehrungen waren getroffen worden, um den schweren Dienst den Heizern und Maschinisten zu erleichtern.


Singhalesen an Bord des „Prinz Heinrich".

Als der Kapitän und Fritz wieder an die Oberwelt emporkamen, bot sich ihnen auf dem Vorderdeck des Schiffes ein malerisches Bild dar: einige Singhalesen-Familien hatten sich dort auf schön geflochtenen Matten niedergelassen, sie hatten eine Hagenbecksche Tierkarawane begleitet und kehrten nun nach der Palmen-Insel zurück. Männer und Frauen waren in grell-bunte Gewänder gekleidet, erstere hatten sich noch farbige Tücher um die Köpfe gewunden, letztere trugen das schwarze Haar offen und zeigten den Matrosen allerhand billige, unechte Schmucksachen, die sie wohl als Geschenke erhalten; obgleich es nicht kühl war, schienen die Kinder der Sonne doch zu frieren, mehrere Männer trugen europäische Jacken, ein bildhübscher Knabe von acht Jahren, der bei seinem steten Lächeln eine Reihe blendend weißer Zähne zeigte, hatte einen zur Hälfte abgeschnittenen Überzieher angelegt und verbarg fröstelnd die Hände.

Auf dem Promenadendeck der ersten Kajüte hatte sich gleichfalls ein Fremdling eingefunden, ein chinesisches Kindermädchen, das, von behäbigen Formen, die Landestracht trug und sorgsam um zwei reizende Blondköpfe bemüht war, die Kinder einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie aus Shanghai,

welche nach längerem Besuche der alten Heimat wieder nach China zurückkehrte. Unter den übrigen Fahrgästen fiel Fritz ein merkwürdig dürrer und großer Mann auf, dessen Oberkörper stets etwas vorgebeugt war und dessen scharfe graue Augen wie spähend hinter dunkelblauen Brillengläsern hervorguckten, während eine weiße Mütze die brandroten Haare bedeckte und ihr breiter, schwarzer Schirm den oberen Teil des Gesichtes beschattete, so daß nur wenig von letzterem zu erkennen war. Der seltsam ausschauende Mann, der einen viel zu weiten Anzug aus großgewürfeltem hellen Stoff trug, schien sehr redseliger Natur zu sein, Fritz hörte, wie er sich überall vorstellte: „Mein Name ist Podejuch, Podejuch aus Berlin, — sehr erfreut, Ihre verehrte Bekanntschaft zu machen. Will nach Singapore. Wo gedenken Sie Ihre werte Reise hinzurichten?" und ein Schwall anderer Fragen schloß sich an. Lächelnd sah Fritz, wie Claus Henning, der zur Kapitänsbrücke schritt, erstaunt stehen blieb und die merkwürdige Erscheinung betrachtete, dann aber kopfschüttelnd weiterging und vor sich hinmurmelte: „I, was is dat vor'ne Pflanze? Na, wenn da die See nicht rebell'sch wird, dann will ich zeitlebens Strümpfe stopfen, ja," und er drehte sich noch mehrere Male nach Herrn Podejuch um, der gerade die Chinesin in ein Gespräch verflechten wollte, aber als Antwort nur ein Kopfschütteln und spöttisches Kichern erhielt.



Chinesische Kinderfrau an Bord des „Prinz Heinrich".

Darauf stellte sich Herr Podejuch Fritz vor, der nur mühsam seine Heiterkeit unterdrücken konnte. „Freut, freut mich," sagte Herr Podejuch zu Fritz, nachdem er dessen Reiseziel erfahren, „daß wir zusammen bleiben, können mir vielleicht gefällig sein, würde mit meinem Dank nicht kargen. Werden sich noch wundern über mich, noch wundern, aber erst morgen,

wenn wir in Fahrt sind", und er lachte vor sich hin, ein dünnes, trockenes Lachen, als ob einem Hunde ein Knochen in die Kehle gekommen und er ihn loswerden wollte. „Passen Sie auf, Podejuch macht noch von sich reden, warten Sie man bis morgen — ich kann Ihnen bloß eins sagen, Sie werden sich wundern, wundern bis in die Zehenspitzen hinein", und er lachte von neuem vor sich hin, um flugs auf den Schiffsarzt loszustoßen, dem er sich noch nicht vorgestellt hatte. Fritz vernahm, wie er denselben fragte: „Haben Sie auch eine Zelle in Ihrem Schiff, eine richtige, gut zu verwahrende Zelle?" und wie sich ironisch der Doktor erkundigte: „Für Sie, Herr Podejuch?" der letztere aber energisch abwehrte und dem Arzte mehrfach versicherte, daß er sich noch wundern, sehr wundern würde! — —

Früh schon herrschte am folgenden Morgen reges Leben auf dem Schiff, jeder wollte Zeuge der Abfahrt sein, die auf die siebente Stunde festgesetzt war; als die Anker bereits aufgewunden wurden, da kam noch einmal der Postbote und brachte in der Heimat die letzten Nachrichten aus derselben. Fritz hatte eine Depesche empfangen, und mit feuchten Blicken las er immer wieder die wenigen, aber von so tiefer Liebe durchwehten Worte: „Gott leite Dich, geliebtes Kind, und führe Dich heil zu Deinen sich nach Dir sehnenden Eltern und Deinem Schwesterchen, die Dir die innigsten Abschiedsgrüße senden, zurück," und von neuem nahm er sich vor, fest und treu seine Stellung im Leben auszufüllen und wo es das Geschick erforderte, seinem deutschen Vaterlande Ehre zu machen und sich stets als ein echter und rechter Deutscher zu erweisen.

Frohe Musikklänge unterbrachen seine ernste Stimmung: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" spielte die Kapelle, und langsam löste sich das gewaltige weiße Schiff vom Ufer los und steuerte in die Weser hinein, während mit den Zurückbleibenden die letzten Abschiedsgrüße getauscht wurden und, als die Worte verhallten, noch lange, lange die Tücher wehten.

Majestätisch zog das von Möven umflatterte prächtige Schiff seine Bahn die Weser hinab, breiter und breiter ward der Strom, ein großer, aus Brasilien kommender Dampfer fauchte vorüber, und die Matrosen tauschten gegenseitig Grüße aus, Fischerboote mit geschwellten Segeln eilten dem schäumend die Wasser zerteilenden „Prinz Heinrich" aus dem Wege, stattliche Dreimaster kehrten aus England heim, und vorüber an den roten Bojen der Weser-Mündung ging's ins Meer hinaus, auf welchem klarer, gol-

diger Sonnenschein lag, der den Abschied aus der Heimat weniger schmerzlich empfinden ließ. Freilich konnte auch der Sonne hoffnungsfrohes Leuchten nicht ganz die wehmütige Stimmung unterdrücken, oft genug noch wandten sich die Blicke zurück, dorthin, wo mehr und mehr die langen Linien des deutschen Strandes unterzutauchen schienen im feuchten Schoße der rauschenden Wellen.

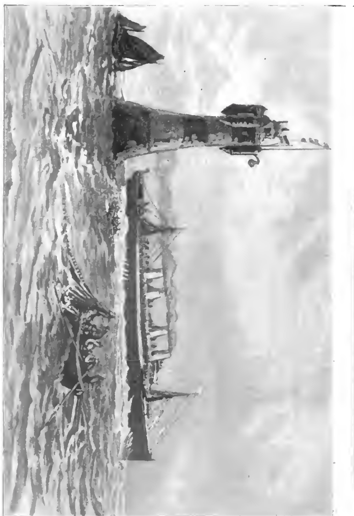


Der Lotse verläßt den Dampfer.

Aus den Wogen stieg nun der rot-weiß gestreifte Rotesand-Leuchtturm empor, für die ausfahrenden Schiffe das letzte, für die ankommenden das erste sichtbare Wahrzeichen des deutschen Vaterlandes. In seiner äußeren Umfassung ganz aus Eisen erbaut, erhebt er sich in einer Höhe von fast 30 Metern über dem Meeresspiegel; erst nach zahllosen Mühen und vergeblichen Anstrengungen gelang sein Bau, da der Sand, auf welchem er in einer Tiefe von 14 Metern ruht, sehr beweglich ist, und der Turm gegen derartige Verschiebungen geschützt werden mußte, nun aber steht er sicher da, und sein weithin leuchtendes weißes Licht zeigt den Schiffen auch bei finsterster Nacht die Einfahrt in die Weser.

Eine kurze Strecke hinter dem Leuchtturm verließ der Lotse, der bisher den Lauf des Dampfers bestimmt, das Schiff, hurtiger, als man seinem starken Körperumfang zutrauen konnte, kletterte er die Strickleiter hinab und erreichte mit sicherem Sprung die winzige Schaluppe, die ihn zu seinem in der Nähe kreuzenden größeren Segelboot brachte. Dann tauchte in einiger Entfernung das Borkum-Feuerschiff auf, das sechzehn Seemeilen (vier der letzteren gleich einer deutschen Meile) vom Lande verankert im Wasser liegt und, soweit dies möglich, einen Leuchtturm ersetzt, bei Nebel aber die Schiffe mittelst der unheimlichen Töne einer starken Dampfsirene vor den Untiefen warnt; mehrfach ist dieses Schiff durch heftige Stürme losgerissen und vertrieben worden, gleich dem vor der hollän-

diſchen Küſte liegenden Terſchellinger Bank-Feuerſchiff, ein rotgeſtrichenes Eiſenſchiff mit Leuchtapparat im Großtopp, deſſen aus wenigen Mann be-



Schnellpoſtdampfer „Kaiſer Wilhelm der Große“ am Roteſand-Leuchtturm.

ſtehende Beſatzung bei ſchwerem Wetter oft böſe Stunden zu durchleben hat. Hinter dieſem Schiff änderte der „Prinz Heinrich“ ſeinen Kurs, um dem erſten Hafen, jenem von Antwerpen, zuzuſteuern.

Fritz stand an der Reeling, dem das Deck zur See hin abschließenden Gitter, und blickte träumerisch in die glatten Fluten hinab, die wie kosend den Kiel umgaben, da fühlte er plötzlich einen Schlag auf seiner Schulter, und als er sich umwandte, sah er sich einem ausnehmend großen und schlanken Herrn gegenüber in einem knappsitzenden blauen Marine-Anzug mit einem goldenen Kneifer, eine leichte seidene Reisemütze auf den dunklen Haaren. Erstaunt blickte Fritz den Herrn an, den er sich nicht besann, je gesehen zu haben, der aber nun ein Fritz wohlbekanntes trockenes Lachen ausstieß und lebhaft rief: „He, hab' ich's Ihnen nicht gesagt, Sie werden sich wundern? Na, nu wundern Sie sich 'mal, aber nicht zu knapp! Was, hätten Sie Karl Podejuch aus Berlin wiedererkannt?" Und, auf eine verneinende Kopfbewegung von Fritz: „Na, das dacht' ich mir — mir kann keiner so leicht kommen, Karl Podejuch ist helle, sehr helle," und er schlug sich mit der flachen Hand wie zur Belobung auf sein Knie.

„Aber warum denn die gestrige Verkleidung, sogar mit falschen Haaren?" fragte Fritz.

„Nun passen Sie 'mal Achtung, mein Junge, wenn ich so sagen darf, aber wir Berliner sind gern 'n bischen zutraulich," meinte Herr Podejuch, „platzen wir uns etwas, die Geschichte, die ich Ihnen erzählen werde, ist nicht so ohne", und er ließ sich mit Fritz auf den behaglichen langen Schiffsstühlen nieder, „hier kann ich ja von der Sache erzählen, wo wir auf See sind — na also, nun setzen Sie sich 'mal fest hin, daß Sie nicht umfallen. Ich bin nämlich Beamter," und er reckte sich auf, „ja, Beamter der Lebensversicherungsgesellschaft „Endziel" — hübscher Name, wie, man wird gleich so drauf gestuppst, daß man an sein Ende denken und sich schnell versichern soll. Kommt da vor Jahr und Tag ein Kaufmann zu uns, Namens Müller — 's kribbelt mir wie von Ameisen auf der Zunge, wenn ich den Namen ausspreche — einfach Müller, und versichert sein wertes Dasein bei uns für hunderttausend Märker, nicht zu wenig, wie? Der Mann war gesund wie 'n Aal in der Spree, berappte auch seine Prämie, na, wir glaubten, daß wir'n guten Fang gemacht. Ja woll, es kam anders! Dieser verehrte Zeitgenosse Müller — wie kann bloß 'n Mensch so heißen — Friedrich Wilhelm Müller ging also für 'n großes Berliner Haus, was in Leinewand und Wolle handelt, nach Singapore, als ob es auf der ganzen weiten Welt nur dies eine Nest gäbe, und als ob nicht dieser Kauz, der Müller"

— und er verzog wiederum das Gesicht, als wenn er in eine Citrone gebissen — „ebenso gute Geschäfte in Neu-Ruppin oder Treuenbrietzen hätte machen können. Und wissen Sie, was er in Singapore machte? Nein, das können Sie natürlich nicht wissen — was soll ich Ihnen sagen, er ging vor die Hühner, er starb, und zwar auf nassem Wege, er ertrank! Ja, so sagte man wenigstens und so lauten auch die Papiere. Aber die ganze Geschichte kam uns nicht sehr propper vor, die Wittwe Müllern, was 'ne resolute, forsche Frau ist, wollte nun die Pinke haben, die Kleinigkeit von baren hunderttausend Märkern, aber wir hielten den Geldschrank zu — denn uns war so'ne Munkelei zu Ohren gekommen, daß dieser Müller garnicht eines richtigen Todes gestorben sei, daß er nicht 'mal ertrunken wäre, daß dies ein ganz anderer Müller war und sich der Schlauberger, dieser ausgesiebte Fuchs und Schubiack, sich das zu nutze gemacht und sich so mir nichts dir nichts als toter Müller die niedliche Versicherungssumme verdienen wollte! Wir hörten, daß der Kunde später in Singapore, dann in Colombo, sogar in Kairo gesehen worden sein soll, nur fehlen uns die Beweise. Na, da machte ich, Karl Podejuch, mich auf den Weg, um diesem elendesten aller preußischen Unterthanen nachzuspüren und die Sache in Singapore aufzuklären — hunderttausend Märker sind doch kein Katzenspiel, und ich kann, gelingt mir die Geschichte, einen hübschen Schnitt dabei verdienen. Nun wissen Sie den Grund der Verkleidung, wie? Denn dieser durch und durch verschlagene Müller kennt mich von Angesicht, ich schloß ja die Versicherung mit ihm ab, na, und da könnte er mich doch auf dem festen Land plötzlich erspähen, und dann Adieu Müller und auf Nimmerwiederschau meine Prämie. Hier auf der See bin ich der richtige Podejuch, ein ganz patenter Knopp, wie? Betreten wir festes Land, dann bin ich der falsche Podejuch, na, und da sollten doch die Plötze Kopf stehen in der Spree und die Dienstmänner Schwimmhäute kriegen an den Fingern, wenn mich dieser Malefizkerl, der Müller, erkennen sollte. Seh'n Sie, so ist die Geschichte, und nun wundern Sie sich mal über Karl Podejuch, daß Sie glauben, Sie wären Ihr eigener Großvater und lebten noch zur Zeit des Alten Fritz!"

Der Erzähler hatte mit einem unendlichen Wortschwall gesprochen, jetzt, nachdem er geendet, sprang er auf und bemächtigte sich eines anderen Mitreisenden, der ahnungslos vorbeischritt, um auch diesem, wie jedem anderen, seine Geschichte zu berichten; Fritz aber lachte vor sich hin und meinte

zu sich selbst: „Das möchte ich wohl erfahren, wie diese Sache abläuft; wenn der bewußte Müller nicht ein furchtbares Schaf ist, dann läßt er sich kaum von Herrn Podejuch fangen".

Am folgenden Morgen fuhr der „Prinz Heinrich" in die an ihre, Mündung seebreite Schelde ein, aus dem Frühnebel stiegen die Türmer Mauern und Wälle von Vlissingen auf, und am Fuße der einen zum Strom vorgeschobenen Befestigungen spielte vergnüglich eine Seehundfamilie und ließ sich die wärmende Sonne auf die feuchtglänzenden Pelze scheinen. Langsamer setzte bei dem starken Schiffsverkehr der Dampfer seine Fahrt strom-



Am Hafen von Antwerpen.

aufwärts fort, in der Ferne stieg der herrliche, zartdurchbrochene Turm der Kathedrale Antwerpens empor und auch die altersgrauen, zum Teil noch aus dem X. Jahrhundert stammenden Gemäuer des Steens, der sagenumwobenen Königsburg, lösten sich allmählich deutlicher von dem lebhaften und anziehenden Hafenbilde ab, welchem der „Prinz Heinrich" durch einen Schlepper zugesteuert ward. Die Kapelle ließ schmetternde Marschklänge ertönen, dichte Menschenmassen sammelten sich am langgestreckten Uferdamm, stolz, in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung, legte das Riesenschiff dort an, um drei Tage vor Anker zu bleiben, während welcher Zeit unermüdlich neue Ladung eingenommen wurde, von der Land- und Flußseite zugleich, Tag und Nacht hindurch.

Fritz benutzte die Zeit gut, um die interessante und an malerischen Ecken wie Winkeln so reiche Stadt näher kennen zu lernen; mit Vorliebe hielt er sich in jenen Straßen auf, die mit ihren altertümlichen Gilde- und vornehmen Bürgerhäusern an die prunkenden mittelalterlichen Tage Antwerpens erinnerten, an jene Jahre, wo unter der Regierung Kaiser Karl V. die Stadt sich eines glänzenden Weltrufes erfreute und selbst Venedig in den Schatten stellte; von allen Teilen der Erde flossen hier die Reichtümer zusammen, in fernsten Häfen wehten auf mächtigen Kauffahrerschiffen die Flaggen der Stadt, fürstlichen Ansehens wie Reichtums erfreuten sich die großen Kaufleute, welche daneben Künste und Wissenschaften zu würdigen wußten und freudiges Verständnis hatten für die herrlichen Schöpfungen ihrer berühmten Mitbürger Rubens und van Dyck. Gut nur, daß in den im zweiten Drittel des XVI. Jahrhunderts folgenden kriegerischen Wirren, in welchen die spanischen Soldatenhorden Herzog Alba's und seiner Nachfolger hier furchtbar hausten, wenigstens die Meisterwerke der großen Künstler gerettet wurden, an denen man sich in den Kirchen und Museen Antwerpens noch heute erfreuen kann. Nach langem Niedergang blühte die Stadt im Laufe der letzten Zeit wieder verheißungsvoll auf und zählt heute zu den größten Seehandelsplätzen ganz Europas, wozu deutscher Handel und Wandel beträchtlich beigetragen haben, die trotz ihres jetzigen bedeutenden Umfanges noch in fortwährendem Steigen begriffen sind.

Unermüdlich und lärmend ist der Verkehr in den dem Hafen benachbarten Stadtteilen, deren enge, altertümliche, verräucherte Gassen widerhallen von dem Rasseln und Dröhnen der schweren Lastfuhrwerke, die ihre gewichtigen Ladungen von und nach den Schelde-Quais fahren, welche mit Aufwendung zahlloser Millionen Mark erbaut wurden und den größten Seeschiffen das Ankern unmittelbar am Ufer ermöglichen. Aus den hier überreichlich vorhandenen Wirtschaften dringen die Töne deutscher, englischer, französischer Seemannslieder heraus, und häufig trifft man in diesen Gegenden auf Bewohner des fernen Ostens, auf Malayen, Chinesen, Japaner, die als Heizer, als Köche, als Waschmänner und Diener auf den überseeischen Schiffen thätig sind und die oft ihr in Monaten sauer verdientes Geld hier in wenigen Stunden los werden.

Als Fritz gegen Abend durch eine dieser Straßen schritt, hörte er aus einem Restaurant dröhnendes Gelächter schallen und allerhand Spottworte,

dann ein heftiges Durcheinander von Stimmen, aus denen man nur verstand: „Rauß mit dem fliegenden Engländer!“ und gleich danach ward die Thür klirrend aufgerissen, und mit einem ungeheuren Wuppdich flog — — Herr Podejuch heraus, einer vom Winde aufgeplusteten Vogelscheuche ähnlich, nur daß er wie ein Hampelmann um sich schlug und krähend ausrief: „So'ne Banditen, Kannibalen, Hottentotten! Wo ist die Polizei? Polizei!“

„Aber Herr Podejuch,“ rief Fritz, mühsam sein lautes Lachen unterdrückend, „was ist Ihnen denn geschehen? Schreien Sie doch nicht so, Sie machen ja die ganze Straße rebellisch!“

„Das will ich auch,“ krächzte Herr Podejuch atemlos und klammerte sich erschöpft an einem Laternenpfahl an, „so'ne rupp'ge Gesellschaft, aufgehängt müssen die Kerle werden, diese Quadratschlingels, diese — —“

Da wurde das Fenster geöffnet und es zeigte sich ein breites, lachendes, rotes Seemannsgesicht, hinter welchem andere auftauchten: „J, kann der seltne Vogel auch hübsch singen!“ rief einer, und ein anderer: „Mach die Luke zu, Piepmatz, oder es regnet noch hinein!“

Herr Podejuch, zu dessen Tugenden Mut nicht zu zählen schien, war mit einigen Sätzen seiner langen Beine jenseits des Dammes gesprungen und wollte von dort den Matrosen entgegnen, Fritz aber zog ihn fort: „Lassen Sie sich doch nicht mit den Leuten ein,“ meinte er beruhigend, „Sie ziehen sicher den kürzeren und setzen sich schließlich noch Thätlichkeiten aus, und auf die Polizei bauen Sie nur nicht, die hätte viel zu thun, wenn sie sich in all' diese Händel einmischen sollte. Wie kamen Sie denn zu Ihrem“ — Fritz mußte nun doch lachen — „unvermuteten Luftsprunge?“

Herr Podejuch, der seinen auffälligen „Land-Anzug“ trug, erzählte unter lebhaften Armbewegungen, daß er in jenes Local getreten sei, um einige Austern zu essen, daß er, seiner Pflicht gemäß — und er warf sich dabei in die Brust — die Anwesenden scharf gemustert hätte, „denn man kann ja nie wissen, ob nicht dieser Vagabundenhäuptling und Zigeunerbruder Müller irgendwo herumspuke,“ und daß sie ihn darauf mit allerhand Schmeichelnamen, wie „Ölgötze“ und „fliegender Engländer“, beehrt hätten, worauf er denn die Antwort nicht schuldig geblieben, und ehe er noch seine Austern aufgezehrt, die er vorher hätte bezahlen müssen, wäre er schon draußen gewesen. „Na warte,“ brummte er zum Schluß ingrimmig vor sich hin, „wenn ich erst diesen Müller in Händen habe, der soll mir dafür büßen! — —“

Schnell waren Fritz die drei Tage der Rast vergangen, während welcher der Schiffsbauch des „Prinz Heinrich“ mit Gütern im Werte von Millionen gefüllt wurde und der weiße Koloß um einen Zoll nach dem andern tiefer sank. Dann, an einem herbstlich-schönen Sonntagmorgen, ging's mit fröhlicher Musik hinaus aus dem Hafen von Antwerpen, den breiten Strom hinunter und dem offenen Meere zu, aus welchem in der Frühe des nächsten Tages die Insel Wight auftauchte mit ihren grünen Feldern und prächtigen Wäldern, mit ihren zierlichen Villen und den schönen Parkanlagen der reichen Herrensitze, unter denen man Schloß Osborne, welches häufig die Königin von England bewohnt, mit seinen Türmen und Zinnen deutlich erkannte.

Bald danach stoppte der „Prinz Heinrich“ außerhalb des Hafens von Southampton, und noch ehe die Anker gefallen, löste sich vom Lande eine Dampfschaluppe los mit Gepäck und Fracht, und ihr folgte ein schmucker, kleiner Salondampfer, der die neuen Fahrgäste brachte, wohl hundert an der Zahl, die im Nu das Schiff überfluteten und es mit regem Treiben erfüllten. Es waren fast alles Engländer und Engländerinnen, manche der Damen trugen ihre knurrenden vierbeinigen Lieblinge unter dem Arm, andere hüteten sorgsam ihre in Käfigen befindlichen Kanarienvögel, auch an hübschen Kindern fehlte es nicht, die zum Teil noch in Kinderwagen untergebracht waren, zum Teil schon selbständig ihren Weg finden konnten. Von mehreren, in blauseidene Gewandungen gehüllten Landsleuten begleitet, erschien ein in älteren Jahren stehender chinesischer Staatsmann, ein höherer Mandarin, der, wie Fritz erfuhr, bisher der chinesischen Gesandtschaft in London zugeteilt gewesen war und nun in sein Heimatland zurückkehrte, um dort ein hohes Amt zu übernehmen; als das Zeichen gegeben wurde, daß Alle, welche nicht mitfuhren, das Schiff verlassen müßten, nahmen die Chinesen von ihrem Vorgesetzten unter unzähligen tiefen Knixen und Verbeugungen Abschied, und noch auf dem Dampfboot, das sie zurückführte, sah man sie fortwährend in der Richtung des „Prinz Heinrich“ dienern, der Mandarin aber, dessen kluges und vornehmes Gesicht Vertrauen einflößte, kehrte sich nicht daran, er war in das auf dem Oberdeck liegende Rauchzimmer getreten und labte sich an einem schäumenden Glase deutschen Bieres, sein Wohlbehagen durch lautes Zungenschnalzen bezeugend.

Schrill ertönte die Bootsmannspfeife, der fünftausend Pfund wiegende

Anker rasselte, durch Dampfwinden aufgezogen, empor, fort ging's vom Schutz der Küste, an den „Needles“, den „Nadeln“ vorüber, drei grauen Felsklippen, die trotz des Leuchtturmes schon manchem braven Schiffe gefährlich geworden, hinaus dem Atlantischen Ocean zu.

„So, Fritz Vogelsang,“ rief der Kapitän von der Kommandobrücke Fritz, der unten stand, zu, „nun geht erst die Reise los — 's wird etwas schaukeln in der Nacht, und ich fürchte, morgen macht uns Herr Neptun noch mehr zu schaffen!“



Zweiter Abschnitt.

Auf dem Mittelländischen Meer. — In Kairo und bei den Pyramiden.

Der Kapitän hatte Recht behalten. In der Nacht polterte und spektakelte es gehörig los, donnernd klatschten die Wellen gegen die Planken des Schiffes, das mit einem Male das Tanzen gelernt hatte und an dessen Bug die Gischtwolken begierig aufleckten. Mit wachsender Gewalt stürmten die Wogen gegen das hin- und herschwankende Schiff an, dessen Maschine ruckerte und rackerte und das, wenn es sich durch die Wellenberge hindurcharbeitete, in all seinen Gliedern zu zittern und zu ächzen schien. In den Kabinen hörte man manch Ach und Weh, manch jämmerliches Stöhnen und Barmen, am schlimmsten geberdete sich, wie Fritz sich durch eigenen Augenschein überzeugte, Herr Podejuch, der den um ihn sorgenden Steward bat, falls dieser aus dem greulichen Unwetter, welches sicher dem Dampfer Untergang brächte, sich retten würde, seiner Frau in Berlin zu sagen, daß er, Podejuch, auf dem Felde der Ehre gestorben wäre, in der Verfolgung jenes M — M — M — — aber er brachte den Namen des gehaßten Müller nicht hervor, sondern verbarg ächzend sein Haupt in den Kissen.

Auch am folgenden Morgen ging noch schwere See, in langen Linien rollten die dunklen Wogen des Oceans heran, das Schiff ohne Unterbrechung hebend und senkend, oft über das Vorderdeck fortspülend und weithin ihren Gischt über das Promenadendeck schleudernd. Hier hatte man, längs des Gitters, derbe Taue gezogen, an denen sich die Fahrgäste festhalten konnten, damit sie nicht infolge der Schwankungen und des feuchten Bodens ausglitten, falls sie hier auf- und niederschritten; aber die wenigsten verspürten hierzu Neigung, die, welche nicht in den Kabinen geblieben waren, was bei der Mehrzahl der Fall, lagen meist lang ausgestreckt in ihren Stühlen, die

kräftige Luft übte ihre ermüdende Wirkung aus und häufig schlossen sich die Augen der Ruhenden zu kurzem Schlummer. Vergebens ließ, wie üblich, zur Mittag- und Abendstunde der Trompeter seinen Lockruf: „Ça, ça geschmauset, laßt uns nicht rappelköpfisch sein," oder auch spöttischer Weise: „Freut euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht" erschallen, zu den Mahlzeiten im Speisesaal zu erscheinen, jedoch nur wenige seefeste Herren und Damen waren es, die dieser Mahnung folgten und sich an den reichbesetzten Tischen niederließen. Es war ein eigentümlicher und fesselnder Gegensatz: der schönheitsvolle Raum, abends von elektrischem Licht überflutet, die mit schneeigem Linnen bedeckten Tafeln mit blinkenden Silbergeräten und frischen Blumen geschmückt, alles prunkend und einladend, draußen aber das Toben des Meeresgottes, der zornig seinen Dreizack schüttelte und die Wogenkämme schäumend und polternd gegen die aus stärkstem Glas gefertigten Fenster des glänzend erhellten Raumes schleuderte, als neide er den Menschenkindern den Aufenthalt in jenem freundlichen und festlichen Saale!

Nach Beendigung der Mahlzeit suchte Fritz, dem das stürmische Wetter nichts anhatte, die Kabine Herrn Podejuch's auf, um sich zu erkundigen, ob er diesem vielleicht irgendwie dienlich sein könne; er klopfte leise an, um, falls der Insasse schlafen sollte, ihn nicht zu stören, und öffnete, da keine Antwort erfolgte, behutsam die Thür; das Licht brannte, Herr Podejuch wälzte sich unruhig mit geschlossenen Augen auf seinem Lager, plötzlich richtete er den Oberkörper auf, laut rufend: „Haltet ihn, haltet ihn! — Da ist er! — Faßt ihn — ich komme!" und er schlug dabei mit den Armen wild um sich.

„Aber Herr Podejuch, was ist Ihnen denn?" rief Fritz besorgt aus. „Ich bin es ja — kann ich Ihnen irgendwie helfen?"

Herr Podejuch öffnete mit entsetztem Ausdruck die Augen, und Fritz sah, daß jener im Schlafe gesprochen; dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, er zitterte am ganzen Körper: „O," seufzte er, „das war ein schrecklicher Traum!" Er vermochte sich zunächst garnicht zu beruhigen, bis ihm Fritz ein Glas Wasser reichte, das er in hastigen Zügen austrank. „Denken Sie sich," erzählte er dann in abgebrochenen Sätzen, „ich wandelte ganz harmlos auf dem Deck unseres Schiffes hin und her, eine gute Cigarre rauchend. Da merke ich, daß mir jemand auf Schritt und Tritt folgt, dessen Schatten ich sehe. Ich wende mich um, denke, ich soll gleich drei-

mal Kobolzschlagen, steht vor mir" — er hielt erschöpft inne und trank ein zweites Glas Wasser aus — „steht vor mir — der — der, na Sie wissen ja, wen ich meine — wenn ich nur den Namen aussprechen soll, möcht' ich gleich ersticken — also dieser Oberbeschummler steht vor mir, zieht seine weiße Mütze ab und sagt freundlich: „Guten Tag, Herr Podejuch, wie geht's Ihnen?" Ehe ich eine Antwort finde, nimmt der Mensch mit niederträchtigem Lächeln mir die Cigarre aus dem Mund und steckt sich seine daran an — so ganz gemütlich, als hätten wir vor zwanzig Jahren Brüderschaft gemacht. „Halt," sage ich, „Sie — M... Sie Männeken, Sie sind mein Gefangener!" Da schlägt der eine höllische Lache an und grient: „Dazu gehören doch immer zwei!" und wupps — reißt er aus — ich nach — er am Mast empor — ich nach — er in die höchste Takelage — ich nach — mit einem Male ist aus diesem . . . diesem Strohkorbgesicht ein Affe geworden, der die Zähne fletscht und greulich quietscht — ich aber faß' ihn am Schwanz — er versetzt mir einen tüchtigen Klaps mit seinem Hinterfuß — und haste was kannste springt er ins Meer, daß die Wellen hoch aufklatschen — ich rief und schrie — und da, ja da bin ich wohl aufgewacht," und er wischte sich immer wieder die von der Angst ausgepreßten Schweißtropfen ab.

Fritz biß sich auf die Lippen, daß er nicht laut herauslachte. „Das ist ja ein toller Traum gewesen," meinte er, „aber doch nur ein Traum, Herr Podejuch, und nun dreh'n Sie sich auf die andere Seite und schlafen Sie tüchtig und träumen Sie etwas Besseres!"

„Ist auch der Rettungsgürtel und die Korkweste noch da?" fragte mit schwacher Stimme Herr Podejuch, der sich gleich beim ersten Betreten des Dampfers im Gebrauch der beiden Dinge hatte unterweisen lassen.

„Jawohl, Herr Podejuch, hier hängt alles am Fußende Ihres Bettes. Und nun gute Nacht!"

Fritz schüttelte sich draußen tüchtig vor Lachen aus, dann stieg er zum Deck empor, auf welchem keiner mehr von den Mitfahrenden verweilte, da selbst den nicht von der Seekrankheit Befallenen der Aufenthalt hier zu unbehaglich war. Schwere Wellenmassen rollten und schäumten heran, Berge und Thäler bildend, die verschlungen wurden von den nachfolgenden Wogen, welche sich wild übereinander warfen, als könnten sie nicht hastig genug an das große Schiff gelangen, das heftig stampfte, aber sicher seinen Kurs

einhielt. Der Wind jagte schwarze Wolken am Himmel einher, gelegentlich zeigte sich eine hellere Stelle und ein schwacher Mondschimmer drang durch, dann sah man auf der Kommandobrücke die in lange Gummimäntel gehüllten Gestalten des Kapitäns und eines Offiziers, welche die Wache hielten, und bemerkte vorn am Bugspriet den auf dem Ausguck befindlichen Matrosen. Fritz mußte sich mit beiden Händen festhalten, daß er nicht bei den heftigen Schwankungen umgestoßen wurde, Gischtflocken flogen ihm fortwährend in das Gesicht, aber er blieb an der Reeling stehen und sah dem unermüdlichen Kampfe der Wogen zu und lauschte der gewaltigen Musik des Sturmes, der bald wie mit Donnerstimme grollte, bald schrille, pfeifende Töne erschallen ließ.

„I, was macht denn der Jung' noch so spät?" hörte Fritz die Stimme Claus Henning's und sah, als er sich umdrehte, den Alten in hohen Wasserstiefeln und im festen Regenmantel, die wasserdichte Kapuze noch nicht über den Kopf gezogen, hinter sich stehen.

„Es ist noch so schön," sagte Fritz schlicht, „in die Federn kommt man noch früh genug."

„So'n Jung', so'ne Wasserratte," brummte der Alte, „nennt das schön, wo jeder Andere 'ne Gänsehaut kriegt. Aber 's gefällt mir von Dir, mein Jung' — ja, darf ich denn so sagen, das ‚Herr' und das ‚Sie' woll'n mir nicht so recht über die Lippen?"

„Gewiß, Vater Henning," rief Fritz lebhaft, „das heißt, wenn ich auch zu Ihnen, gleich den Matrosen, ‚Vater Henning' sagen kann?"

„Natürlich, mein Jung', und wenn Du mir noch 'n bißchen Gesellschaft leisten willst, so soll's mir recht sein — hab' noch 'ne halbe Stunde Zeit, bis ich zum Steuer muß, ja."

Fritz begleitete den Alten nach dem unmittelbar neben der zur Kommandobrücke führenden Treppe gelegenen Raum, in welchem Taue und Segelzeug wie Handwerksgerät aufgestapelt waren und in welchem sich eine Glocke befand, auf deren Anschlag sich der betreffende Posten sofort zu dem wachthabenden Offizier begeben mußte, um dessen Befehle entgegenzunehmen. Ein Tischchen und einige Schemel vervollständigten die Ausstattung der Kammer, die durch eine elektrische Flamme erleuchtet ward.

Henning nahm auf einem der Stühle Platz und schnitzte mit scharfem Messer an einem Schiffchen aus Eichenholz. „'s ist für meinen Enkel,"

meinte der Alte erklärend, „heißt auch Fritz und hat so blonde Locken wie Du, ja, ist aber noch klein und kann kaum auf den Tisch hier gucken".

„Der geht natürlich auch später zur See?" sagte Fritz.

„So'ne Frage!" versetzte Henning. „Das ist doch so klar, wie wir morgen besser Wetter haben werden."

„Wieviel Söhne haben Sie, Vater Henning, oder, wie es wohl richtiger ist, wo schwimmen sie jetzt?"

Der Alte hielt im Schnitzen inne: „Sie schwimmen unten auf dem Meer!" und, als ob er fürchtete, durch ein bedauerndes Wort unterbrochen zu werden, setzte er ruhig-schweren Tones hinzu: „Dreie waren's — der eine ging mit dem „Großen Kurfürsten" unter, der zweite war auf dem „Adler", der im Orkan bei Apia auflief, der dritte, der letzte, war auf dem Torpedoboot, das mit dem tapferen, jungen Mecklenburger Herzog bei Cuxhaven versank. Sag' mir nichts, mein Jung'," und er richtete die klaren blauen Augen auf Fritz, der einen schmerzlichen Klageruf ausgestoßen, „sag' mir nichts. Ich hab's überwunden! Und ich bin stolz auf meine Jungens! 's ist unser Beruf. Wer weiß, wo Du und ich noch 'mal bleiben! Der da oben, der jetzt im Sturm zu uns spricht und der morgen uns mit Sonnenblicken anlächeln wird, der hat über uns zu beschließen. Und meine Jungens," und seine eintönige Stimme hob sich dabei und nahm einen helleren Klang an, „sie sind für ihr Vaterland gestorben! Und das sag' ich Dir," und seine Hand fiel fest auf den Tisch, „hätt' ich noch einen Jungen und hätt' ich noch mehrere, sie müßten auch die blaue Mütze mit der Kokarde tragen — so wahr ich Henning heiße und sie meine Jungens wären, ja!"

Voll Bewunderung und innigster Teilnahme sah Fritz auf den Alten, der mit der flachen Hand über die Stirn strich, als wollte er trübe Gedanken verscheuchen, und sich dann ruhig wieder seiner Schnitzerei zuwandte. Der Sturm grollte draußen fort, die Wellenkämme wuschen plätschernd über das Deck, und in die Kammer, in der die Beiden saßen und deren Thür aufgeblieben, fuhr der Wind prustend und feine Schaumperlen mitführend, hinein.

„Hab' ich's Dir nicht neulich gesagt, daß Dein Traum was zu bedeuten hat?" begann nach längerer Pause der Alte, wohl um Fritz aus seinem tiefen Sinnen zu erwecken, in welches ihn die ergreifenden Mitteilungen versetzt. „Träume auf dem Schiffe sind nicht Schäume — we-

nigstens nicht immer, ja, wenn auch die Landmenschen darüber lachen, ich weiß, was ich weiß!“

Fritz, der den Aberglauben der Matrosen kannte, hütete sich, etwas zu erwidern: „Nun“, meinte er, da es schien, daß der Alte auf andere Gedanken gebracht sein wollte, „da wird's noch unserem Herrn Podejuch schlimm ergehen,“ und er berichtete von dem Traum, den jener gehabt.

„Als Affe hat er sich wohl selbst gesehen, der Narr,“ brummte Henning; „aber irgend etwas steckt hinter dem Traum, verlaß' Dich drauf.“

„Sie sprechen so sicher, Vater Henning, haben Sie schon solche Erfahrungen gemacht?“ erkundigte sich Fritz wißbegierig.

„O ja,“ erwiderte Henning nachdenklich, „ich wie auch meine Gefährten. Wenn ich von einem Anker träume, so weiß ich, daß die Reise gut verläuft, träum' ich von Fischen, so hapert's irgendwie, ja; Sturm im Traum verheißt schlecht Wetter, aber wenn ich träume, ich schwimme in klarem Wasser, so bleibt der Sonnenschein nicht aus. Bös ist's von stiller See träumen, wenn der Mond am Himmel steht, am schlimmsten aber, wenn einem Ratten erscheinen, ja. — War da der Wil'm Pegelow, wie ich aus Kolberg, der hatte sich anmustern lassen auf dem „Triton“, 'ne ganz neue, forsche Brigg, hatte selbst noch meine Freude dran, sollte von Kiel nach Norwegen laufen. Die Nacht vor der Ausfahrt träumt Pegelow, daß das Schiff voller Ratten sei, er nimmt am frühen Morgen seine paar Sachen, und heidi, weg. Sie holten ihn ja denn auch später vors Seegericht, wo er von seinem Traum erzählte, man lachte ihn aus und er ertrug ruhig seine Strafe, ja, aber von dem „Triton“, da hat niemand mehr was geseh'n!“

„War das nicht doch ein Zufall?“ fragte Fritz etwas zögernd.

„Was ist Zufall, was nicht?“ meinte der Alte ernst. „Du wirst auch noch Deine Erfahrungen machen, ja. War's Zufall, als der fremde Vogel dem Kapitän von der Bark ‚Niels Brock‘ ins Gesicht flog, immerzu, und man ihn nicht abwehren konnte?“

„Wie war das?“ forschte Fritz gespannt.

„Der ‚Niels Brock‘ ist — es mögen schon an die zwanzig Jahr' her sein — von Portland abgegangen, um heimwärts zu fahren. Der Käp'ten steht auf'm Achterdeck, ja, kommt da aus Westen 'n großer brauner Vogel, wie er ihn noch nie gesehen, auf das Schiff zugeflogen, flattert immer auf

die Mannschaft, die wehrt ihn ab, da stößt er auf den Käp'ten, immer ins Gesicht mit'm Schnabel, bis der Käp'ten wild wird, nach dem Vogel



Dampfer im Sturm.

schlägt, der einen schrillen Ton ausstößt und dann nach Westen zurückfliegt, ja. Der ‚Niels Brock‘ war Nord-Nord-West gegangen; wie 'ne geheime Macht zieht's den Käp'ten nach Westen, er läßt beidrehen, und nach ein

paar Stunden trifft er auf den Dampfer ‚North Star‘, der hilflos als Wrack treibt und sich kaum noch 'ne Stunde hätte halten können, und über vierzig Menschen wurden dadurch gerettet, ja. Der Käp'ten hat selbst später ausgesagt, daß er dem Vogel hätte folgen müssen, er hätte garnicht anders gekonnt, ja! — Eins will ich Dir noch sagen,“ setzte der Alte wohlwollend hinzu, „schieß nie oder töte nie 'nen Albatroß, das würdest Du schwer bereuen müssen, wie Heinz Olwig —“ in diesem Augenblick schlug zweimal die Glocke an, als Zeichen, daß der Posten am Steuer abzulösen sei, Henning zog die Mantelkapuze über den Kopf, nickte Fritz eine ‚Gute Nacht‘ zu und klomm schwerfällig die Treppe zur Kommandobrücke empor.

Fritz suchte auch bald seine Schlafstätte auf, er nahm sich vor, ja zu behalten, was er in dieser Nacht träumen würde, um es Henning zu berichten, aber als er am folgenden Morgen die Augen aufschlug und nachdachte, da konnte er sich überhaupt auf keinen Traum besinnen. „Desto besser,“ lachte er, „da kann mir Henning zum mindesten nichts Schlimmes deuten!“

Des Alten Voraussage vom Umschlag der Witterung war eingetroffen, am folgenden Morgen lag fröhlicher Sonnenschein auf dem Meere, dessen langeinherrollende Wellen das Schiff nur noch wenig schwanken machten. Seeschwalben umflatterten den Mast, als Boten des nahen Landes, welches sich linker Hand erstreckte und einen malerischen Anblick bot; die gebirgszerklüfteten Küsten Spaniens waren es mit ihren alten Kastellen und Leuchttürmen, dem sprühenden Gischt am Ufer, den Fischerbooten, die sich in ganzen Schwärmen vom Strande loslösten und sich dann gleich Möwen verteilten, hier und da und dort mit ihren hellen Segeln auf dem Meere erscheinend. Auch die Fahrgäste kamen allmählich auf das Deck und lauschten dem üblichen Vormittagskonzert der Kapelle, einzelne Gruppen unternahmen allerhand Spiele, um die ermatteten Glieder zu stärken, andere saßen plaudernd beisammen und tauschten die Erinnerungen an die stürmische Nacht aus, denn jeder hatte natürlich irgend etwas Besonderes erlebt, wie auch die Meisten, wenn sie oben auf Deck sind, etwas sehen, was den Übrigen trotz scharfer Augen und Gläser entgeht: eine Schaar fliegender Fische, spielende Delphine, einen Walfisch, wohl gar ein umgekipptes Boot, das sich bei näherem Untersuchen als eine leere, vom Schiffskoch fortgeworfene Vorratstonne erweist.

Für die Angestellten des Schiffes giebt's keine ruhige Minute im Laufe des Tages: bald hier, bald da wird geputzt, gescheuert, gestrichen, ausgebessert, alles muß glänzen vor Sauberkeit, und in den zahllosen Metallbeschlägen muß man sich spiegeln können; und wie oben, so auch in den unteren Räumen, wo fortwährend zu schaffen und zu wirken ist: das Silber wird geputzt, das Geschirr abgewaschen, neues Tischzeug geplättet und so fort, und auch hier sucht man vergebens nach einer Unordnung, einem Fleck, einem Gegenstand, der nicht an seinen Platz gehört, denn die Augen des Kapitäns, der täglich seinen Rundgang durch das ganze Schiff macht und selbst nicht die Waschküche vergißt, in welcher ein paar Chinesen geschäftig



Feststellung der Zeit und Breite auf der Kommandobrücke des „Prinz Heinrich".

thätig sind, übersehen nichts, und seine Worte lassen gelegentlich nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig.

Zur Mittagsstunde erfolgt stets auf der Kommandobrücke die Bestimmung der Zeit und Breite mit Hülfe von Sextanten, durch welche die Höhe der Sonne über dem Meeresspiegel gemessen wird, worauf durch Tabellen die weitere Feststellung geschieht. Hiermit geht Hand in Hand die Festsetzung der in den letzten vierundzwanzig Stunden gemachten Entfernung, die in englischen Meilen ausgedrückt und in dem Vorraum zum Speisesaal angeschlagen wird, während man zugleich auf einer Karte die durch Fähnchen angegebene zurückgelegte Reise und den augenblicklichen Aufenthaltspunkt des Schiffes verfolgen kann. Diese Mitteilung der Meilenzahl — der

„Prinz Heinrich“ legte in vierundzwanzig Stunden gewöhnlich 350 bis 370 Seemeilen zurück — erregt stets größte Teilnahme, da man daraus ja ungefähr ersieht, wie weit man noch von dem nächsten ‚festen‘ Ziel entfernt ist und in welcher Zeit ungefähr man es erreichen kann.

Am nächsten Tage fuhr man am Kap San Vincent, dem südlichsten Punkte Portugals, vorüber; starr fallen die Felsen in das Meer herab und

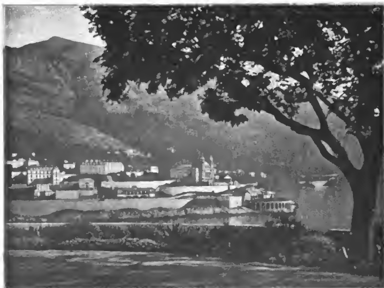


An der portugiesischen Küste.

wild prallen mit weißen Gischtwogen die Wellen an sie an, die sich im Laufe der Jahrtausende zahlreiche Höhlen und Löcher gespült, in welche sie tosend hineinrauschen. Hoch oben, nahe einem neueren Klostergebäude, neben welchem man die grauen, verwitterten Überreste des alten bemerkt, ragt ein Leuchtturm empor, in dessen Nachbarschaft eine Signalstation errichtet ist, welcher durch Flaggenzeichen der „Prinz Heinrich“ seinen Namen kündete, worauf dieser nach London und von dort nach Deutschland an den „Lloyd“ telegraphirt ward. Da man ungefähr den Zeitpunkt weiß, an welchem ein

bestimmtes Schiff das genannte Kap umfährt, so kann man, falls die Meldung eine gewisse Frist unterbleibt, entnehmen, daß dem Fahrzeuge irgend etwas zugestoßen ist und vermag die entsprechenden Anordnungen zur Hülfe zu geben — es ist dies ein kleines Glied jener Kette, welche zur Sicherung der Schiffahrt den Erdball umspannt und welche stetig Verbesserungen und Ergänzungen erfährt.

Am Abend wurde das Meer wieder unruhiger, und mit einem stürmi-



Montecarlo.

schen nächtlichen Abschiedsgruß, der alles Geschirr gehörig klappern machte und das Schiff tüchtig ins Schwanken brachte, entließ der Atlantische Ocean den „Prinz Heinrich" in das Mittelländische Meer, das dafür einen desto freundlicheren Willkommen bot. Sonntag war es. Schon um die siebente Morgenstunde durchhallten die von der Kapelle gespielten feierlichen Klänge des Chorals: „Dies ist der Tag des Herrn" die unteren Räume des Schiffes und füllten die Seelen mit weihevoller Andacht. Alles war so wie sonst, und doch anders, aus den tiefen Empfindungen des Innern ergab sich die Verklärung des Äußeren, und ergriffener noch lauschte man dem geheimnis-

voll-raunenden Liebe der Wogen und betrachtete ihre im tiefsten Blau erstrahlende, mit zierlich gekräuselten weißen Schaumspitzen bedachte Farbe als köstliches Feiertagsgewand, über welches die Sonne ihr goldig-flutendes Licht ergoß. Von fröhlich sich tummelnden Delphinen war das Schiff umspielt und gleich. lustigen Schneeflocken umflogen in weiten Kreisen die Möven seinen Bug, der so kraftvoll die Wogen teilte, Genua zustrebend.

Nahe an der links aus feuchtem Schoße auftauchenden Küste des südlichen Frankreich und der sich anschließenden italienischen Riviera rauscht das Schiff seine Bahn. Die Blicke können sich nicht trennen von dem Herrlichen, das dort gleich einem Wandelbilde vorüberzieht. Machtvoll bis in die Wolken hinein streben die Gebirgszüge empor, und von ihren unteren Teilen grüßen aus lichtem Grün all' die weiß und gelblich schimmernden Kirchen, Kapellen, Villen, Hotels, Häuschen hernieder. Nizza erscheint mit seinem Kurhause und seinen schönen Promenaden, und eine ganze Reihe lieblicher Ortschaften schließt sich an, Pinien-Waldungen dehnen sich darüber aus und Weinpflanzungen bedecken viele der sanft zur Küste abfallenden Höhenzüge, weithin sieht man die schäumende Brandung des blauen Meeres, das von zahllosen Segelbooten belebt ist.

Monaco kommt nun in Sicht. Dort, neben schroffen, von dem brandenden Meer umspülten Felsen, liegt die Stadt mit dem lockenden Namen und nahe bei ihr das doppelgetürmte, prächtige Kasino mit seinen bis zum Ufer reichenden Gärten und seiner schöngeschwungenen Säulenhalle unmittelbar am Strande. Herrlich ist der Blick auf die Küste, die inmitten der kulissenhaft ineinander geschobenen Berge stets neue landschaftliche Überraschungen bereitet: hier das breithingelagerte Mentone, dort Bordighera mit seinen weitfächrigen Palmen auf einzelnen Terrassen, da das dreieckig sich hügelanwärts reckende San Remo mit seinen palastähnlichen Pensionen vorn, seinem grauen Häuserwirr der inneren Stadt in der Mitte und einer hochgekuppelten Kirche ganz oben, San Remo, mit welchem, ach, wie schmerzliche Erinnerungen verknüpft sind an die Leidenstage unseres Kaisers Friedrich, des großen Dulders und segensreichen Fürsten.

Und immer neue und andere wundervolle Bilder weist die Fahrt auf, bis die Dämmerung herabsinkt und aus den dunklen Schatten an der Küste ein Licht nach dem anderen aufblinkt, jetzt hunderte, bald tausende von blitzenden Punkten, die sich immer mehr zusammenfügen zu langen Linien

und wachsenden Kreisen, die in allerhand Windungen flimmernd emporklettern an den Hügeln und sich auf deren Spitzen gleich einer gleißenden Herrscherkrone funkelnd vereinigen, eine feenhafte Beleuchtung verkörpernd: Genua ist's, und langsam fährt der „Prinz Heinrich" in den nachtdunklen Hafen ein und läßt inmitten gewaltiger Schiffskolosse rasselnd die Anker fallen.

Kaum eine Viertelstunde danach brachte der Agent des Norddeutschen Lloyd die Post an Bord, und jeder, der Nachricht erhoffte und erwartete, drängte sich um den Berg von Briefen, Karten, Zeitungen, die schnell ge-



Hafen von Genua.

sondert wurden. Welche Freude, nach langen Tagen, die man fern den Vorgängen in der Heimat und Fremde auf dem Meere verbracht, wieder Nachrichten von den Angehörigen, den Freunden zu erhalten, wieder in Fühlung zu treten mit allem, was einen interessiert, wieder zu wissen, was sich in den verschiedenen Teilen der Welt ereignet hat, das gesamte Fühlen und Denken mit neuem Inhalt erfüllend.

Am folgenden Morgen unternahm Fritz einen langen Streifzug durch Genua, das vor ihm seinen ganzen Reiz entfaltete. Buntfarbig und anziehend war schon das Hafengetriebe mit der beträchtlichen Zahl mannigfachster Fahrzeuge, von den größten bis zu den kleinsten herab, die das weite Becken ausfüllten und die Kunde davon ablegten, daß die Stadt heut der

bedeutendste Seeplatz Italiens ist. Von malerischem, wenn auch nicht allzu sauberem Anblick waren die Hafenstraßen mit ihren einst hellen, nun längst verblichenen Farben, ihren engbrüstigen, altertümlichen Häusern, aus deren Fenstern vielfache Wäschestücke, oft recht fragwürdiger Art, hingen, und deren hölzerne, grell angestrichene Fensterläden jeden Augenblick herunterzustürzen drohten, so windschief baumelten sie in ihren verrosteten Angeln. Auf diese Straßen und das wechselvolle Hafenleben blickt das marmorne Standbild von Kolumbus herab, welches die Stadt ihrem größten Sohne errichtet, der hier 1446 — Tag und selbst die Jahreszahl sind nicht genau festgestellt — geboren und, obgleich er sich dem Gewerbe seines Vaters, der Tuchweberei, gewidmet, von diesem Hafen aus in seiner Jugend bereits verschiedene Seefahrten unternommen hatte. Damals sah es freilich anders in dem machtgebietenden Genua aus, dessen Dogen vordem königliche Gewalt ausgeübt und dessen Flotten einst die nahen Meere beherrscht, bis sie kräftigeren Gegnern unterlagen und bis durch die inneren Kämpfe zwischen Adel und Bürgertum die Selbständigkeit der Republik mehrfach völlig verloren gegangen war.

Von den einstigen glänzenden Zeiten künden noch heute stolze Paläste, in deren weite Säle und Hallen aber, in denen ein Rubens und ein van Dyck als Gäste geweilt und welche schaffensfrohe Künstler mit farbenfreudigen Wand- und Deckengemälden verziert, Öde und Langeweile eingezogen sind oder die jetzt öffentlichen Zwecken dienen. Wie es bei früheren Festungen der Fall, sind die Straßen eng und winklig gebaut, und die hohen, finsteren Häuser, die arg mitgenommen sind von Wind und Wetter, verwehren an vielen Stellen der Sonne den Zutritt; doppelt geräuschvoll hallt in diesen schmalen Gassen der Lärm des unermüdlichen Verkehrs, der oft fast betäubend wirkt, da es ohne großes Geschrei bei den Italienern nicht abgeht und die kleinsten Ereignisse gleich zu großen Begebenheiten aufgebauscht werden. Desto stiller und freundlicher ist's außerhalb der Stadt, wo sich üppig der Wein um Lauben und Stakete windet und der Feigenbaum mit seinen breitgezackten, saftigen Blättern erquickenden Schatten spendet, wo man herrliche Ausblicke genießt auf die fruchtbaren Hügel ringsum und auf das blaue, lächelnde Meer, durchfurcht von mächtigen Dampfern und zierlichen Seglern.

Fritz hatte am späten Nachmittage die Umgebung der Stadt besucht und von dort den Sonnenuntergang bewundert, der die ganze Gegend in

einen einzigen leuchtenden Flammenmantel gehüllt; jetzt, als er Genua wieder zuschritt, senkten sich bereits die Abendschatten auf die Straßen hernieder, die von ohrbetäubendem Lärm und von dichtdrängenden Menschenscharen erfüllt waren. Um schneller zum Hafen zu gelangen, schlug Fritz den Weg durch Nebengassen ein, kam aber in diesem winkligen Gewirr doch etwas von der Richtung ab und befand sich plötzlich an den alten Hafenbefestigungen, die mit ihrer Nachbarschaft von rumpligen, verwitterten und verwahrlosten Häusern einen recht unheimlichen Eindruck machten, gleich den zerlumpten



Marktplatz in Genua.

und verwilderten Menschen, die hier herumstrichen und zum Teil am Fuße der grauen Mauern rauchend und erzählend lagen, häufig Fritz anbettelnd und ihm eine Strecke folgend.

Aus einem der finsteren Durchgänge, die nach anderen Gäßchen führten, hörte er leises Weinen und Klagen und bemerkte dort mehrere halbwüchsige Jungen, die spottend, lachend und drohend jemanden umdrängten und ihn noch mehr in den Durchgang zu ziehen suchten. Fritz wollte weitergehen, hemmte aber doch seine Schritte und trat zu der Gruppe heran, in deren Mitte er jetzt zu seinem Erstaunen den jungen Singhalesen erblickte, der vor

Furcht am ganzen Körper zitterte und in dessen Taschen einer der italienischen Schlingels nach Geld suchte.

„Was geht hier vor?" rief Fritz zornig aus und ergriff den, der den Singhalesen betastete, am Kragen, ihn kräftig zur Seite schleudernd, daß zwei der anderen Bengels gleich mit gegen die Mauer taumelten. Obwohl die Worte deutsch gerufen waren, verfehlten sie ihres Eindruckes nicht auf die jungen Strolche, die etwas zurückwichen, dann sich aber zusammenrotteten und drohende Worte ausstießen.

Fritz hatte seinen Stock erhoben: „Wagt es einer, näherzukommen, so soll er diese Sprache hier kennen lernen," und kampffreudig schwang er den Stock, zugleich bemerkte er, daß der ihm Nächststehende den dem Singhalesen abgebundenen seidenen Shawl in Händen hielt; Fritz entriß ihm denselben im Nu, wobei noch ein Thaler klirrend herabfiel, den Fritz schnell aufhob. „Hat man Dir noch mehr fortgenommen?" fragte er den Singhalesen, der, wie er vom Schiffe her wußte, etwas Deutsch verstand und sprach.

Der Singhalese, der vor Furcht nicht reden konnte, schüttelte nur den Kopf. „Na, dann schnell vorwärts," meinte Fritz, den Knaben an der Hand ergreifend und ihn raschen Schrittes mit sich ziehend.

Die jungen italienischen Herumstreicher fanden jetzt ihre Besinnung wieder, lärmend und Verwünschungen ausstoßend, verfolgten sie die Beiden, sodaß Fritz noch einmal kehrt machte, als ob er auf sie losgehen wollte, worauf sie auseinanderstoben, um gleich danach aber, wie kläffende Hunde, sich wieder zusammenzuschließen und die Verfolgung von neuem aufzunehmen. Durch den Lärm angelockt, stieß anderes Gesindel zu ihnen, und die Schimpfworte und Bedrohungen wurden stets heftiger, sodaß Fritz jeden Augenblick einen thätlichen Angriff erwartete, zumal er beim Umwenden ein Messer in den Händen eines der Schurken gesehen.

Seinen Begleiter mußte Fritz mehr ziehen, als daß er ihn führte, so zitterte der Knabe, aus dessen großen braunen Augen blinkende Thränen perlten. Fritz wußte, daß der Angriff die beste Abwehr sei, und sobald er merkte, daß die Verfolger dicht hinter ihm waren, drehte er sich blitzschnell um, packte den nächsten an der Brust und schleuderte ihn mit voller Gewalt gegen die Nachfolgenden, zugleich einem Anderen einen wohlgezielten Hieb über die Schulter versetzend, daß der Getroffene vor Schmerz laut aufschrie. Diese Augenblicke der Verwirrung benutzte Fritz, um mit seinem

Schützling schnell weiterzuhaften, und kurz darauf, während ihnen Steine nachflogen, bogen sie in eine lebhaftere Seitengasse ein und erreichten nach wenigen Minuten die Hafenstraße, wo sie sich endlich in völliger Sicherheit befanden.

„Nie, nie vergessen Singh Moradiapu — ewig dankbar sein," stammelte der singhalesische Knabe und drückte Fritz' Hand fortwährend an sein heftig klopfendes Herz, „o, Singh Moradiapu immer Diener sein von weißem Herrn, immer dankbar, immer gut sein will!"

Fritz bemerkte die völlige Erschöpfung des Knaben, er führte ihn in eine der vielen offenen Weinschenken und bot ihm ein Glas Wein an, das aber der kleine Singhalese mit bittend gefalteten Händen zurückwies, während er in durstigen Zügen die ihm darauf gereichte, kühlende Limonade austrank. Fritz entnahm aus seinen Erzählungen, daß Singh, wie er mit Vornamen hieß, bei der Rückkehr aus der Stadt sich verlaufen hatte und dann jenen Herumlungerern in die Hände gefallen war, die ihn völlig ausgeplündert hätten, wäre nicht Fritz dazwischen getreten. Und immer wieder drückte der hübsche Knabe seine Dankbarkeit aus und suchte die Hand von Fritz zu erhaschen, um sie auf sein Herz zu legen.

Als Fritz, an Bord zurückgekehrt, seine Kabine betrat, fand er in derselben als nunmehrigen Reisegefährten einen kleinen, schmächtigen Japaner vor, der ihn mit höflichsten Knixen begrüßte und ihm sofort seine Visitenkarte überreichte mit seinem langen Namen: ‚Dr. Eiyonmacchi Kitagawa'. „Werden, mein Herr, so hoffe ich," begann der Japaner in ganz gutem Deutsch, „mit mir zufrieden sein während der Wochen unseres Beisammenseins, halte mich still für mich, werde Sie nicht stören. Verzeihen Sie," und er wies auf eine schwere, aufklappbare Truhe, „daß ich diese Kiste mit hier hereingebracht, aber, bis ich nach Nagasaki komme, will ich noch fleißig studieren, es sind Bücher, ich bin Arzt, man kann nicht genug lernen und lesen," und im Laufe der weiteren Unterhaltung erfuhr Fritz, daß der Japaner erst ein Jahr in Paris und dann zwei Jahre in Berlin studiert habe und nun eine Stelle als Arzt am städtischen Krankenhause in Kioto annehmen wolle. „O, man kann viel lernen in Deutschland," setzte er hinzu und rieb sich als Höflichkeitsbezeugung mit den Händen seine beiden Knie, dabei, gleichfalls aus Höflichkeit, lachend, „wir Japaner wissen ja schon viel, aber noch nicht genug, wir müssen noch manches uns aneignen, um

ganz klug zu werden, und das beste Mittel sind Bücher," und ein liebevoller Blick traf die Kiste.

„Nun, Sie nehmen ja genug davon nach Japan mit, Herr Doktor," meinte Fritz.

„O, das ist nur ein kleiner Teil." erwiderte der Japaner und lachte vor Vergnügen über sein ganzes Gesicht, „fünf solche Kisten wie diese sind hier noch auf dem Schiff, unsere Regierung hat mir Geld dazu gegeben, es sind schöne und teure Werke dabei, auch eine ganze Kiste mit Instrumenten habe ich mit; wenn ich nur erst in Kioto wäre, damit ich zeigen könnte, was ich gelernt," und er lachte wieder und rieb sich mit harmloser Freude seine Knie.

Als Fritz am selben Abend sein Lager aufsuchte, fand er auf demselben ein kleines, mit Bast verschnürtes Paketchen; er fragte den Japaner, der in einem weißen, mit Störchen bedruckten, schlafrockartigen Gewande auf seiner Bücherkiste saß, in einem dickleibigen medizinischen Werke lesend, und der Fritz mit mehreren tiefen Bücklingen begrüßte, ob es ihm gehörte, worauf der schlitzäugige Doktor erzählte, daß vorhin ein schlanker, brauner Knabe gekommen wäre und dies für den „blonden weißen Mann" abgegeben hätte, wobei der Japaner wieder lachte, als ob er die lustigste Geschichte von der Welt erzählte.

Fritz wickelte das Päckchen auf, es barg ein Kästchen aus Sandelholz mit eingeschnitzten Elefanten und in diesem lagen eine Korallenkette mit einem Achatherzen, ein schmaler goldener Ring mit buntem Stein, ein neues Zweimarkstück mit dem Bildnisse Kaiser Wilhelms, sowie eine blinkende Bronzemedaille zur Erinnerung an ein Hamburger Schützenfest. Gerührt betrachtete Fritz die Gegenstände, welche den sorgsam gehüteten Schatz Singh's umfaßten und ihn sicherlich Zeit seines Lebens an die Reise nach den fernen Landen erinnern sollten und die er nun, als Einziges, was er besaß, aus Dankbarkeit freudig hergegeben hatte.

Am folgenden Morgen aber gab Fritz das Päckchen an Singh zurück: „Nein, mein lieber Singh," sagte er, „für den kleinen Dienst, den ich Dir geleistet, darfst Du mich nicht belohnen wollen, das ist Menschenpflicht; ich weiß, wie gut Du es meinst, und ich danke Dir herzlich dafür, aber diese Sachen, die Du für mich bestimmt hattest, mußt Du mitnehmen nach Ceylon, vielleicht treffen wir uns dort, auch ich bleibe einige Zeit da. Aber

vorläufig sind wir ja noch auf dem Schiff zusammen, und ich werde Dich nun öfter aufsuchen".

Wenn der Knabe auch nicht alle Worte verstand, so schien er doch den Sinn derselben erfaßt zu haben, wieder drückte er Fritz' Hand an sein Herz und sagte mit seiner weichen, singenden Stimme: „Ewig dankbar, o Herr, will sein Singh Moradiapu, ewig sein Dein Diener", und Fritz strich liebevoll über die in fast blauschwarzer Farbe glänzenden Haare des Kleinen. Auch ein älterer Singhalese, ein Verwandter Singh's, kam herzu und erschöpfte sich in Danksagungen an Fritz, denen sich dieser schnell zu entziehen suchte.

Zahlreiche neue Fahrgäste waren in Genua an Bord des „Prinz Heinrich" gekommen, darunter mehrere Missionare, welche Kabinen der zweiten Klasse belegt hatten; unter ihnen fielen verschiedene Ordensgeistliche auf, die in ihren braunen und schwarzen Kutten, mit kleinen Käppchen auf den Häuptern und Sandalen an den Füßen, seltsam wirkten; einer von ihnen, mit einer großen blauen Brille und einem wallenden schwarzen Bart, mußte ein Deutscher sein, denn Fritz hörte, wie er sich bei einem der Stewards auf deutsch nach seiner Kabine erkundigte und dabei bemerkte, daß er bis Singapore den Dampfer benutzen würde.

Bei einem Haar hätte Herr Podejuch die Abfahrt des Schiffes versäumt, er kam atemlos herangehastet in seiner flatternden Gewandung und sank, an Bord gelangt, erschöpft in einen Stuhl. „Welch' ein Leben, welch' kummervolles Dasein," stöhnte er zu Fritz, „es ist um den Verstand zu verlieren! Da hat's ja 'n Droschkengaul zweiter Güte im tollsten Hochsommer in Berlin besser! Dieser Jammermichel, der M . . . nein, ich kann das Wort nicht mehr aussprechen und Sie wissen ja auch, wen ich meine, wenn ich das M schon sage, möcht' ich meckern wie'n gelernter Ziegenbock — dieser M . . . ist nicht nur ein Nagel, er ist ein Dutzend davon zu meinem Sarge — durch alle Kneipen am Hafen bin ich gerannt und habe alle Kaffees in der Stadt besucht, aber von diesem Menschen war nichts zu entdecken!"

„Warum," warf Fritz ein, „soll dieser M . . . —"

„Nennen Sie nicht den Namen," rief Herr Podejuch, „sagen Sie ‚Mäh' oder ‚Muh' oder ‚Mah' oder sagen Sie „Oberbetrüger" oder sonst was, nur nicht den furchtbaren Namen, der fällt mir auf die Nerven, der bringt mich noch um meinen Verstand, der macht mich rappelig! —"

„Also dieser Mensch," sagte Fritz lächelnd, „warum soll er gerade in Genua sein? Er weilt vielleicht in Sidney oder New-York oder auch ganz gemütlich in Berlin!"

„Das ist's ja eben," klagte Herr Podejuch, „wenn ich mir vorstelle — und das thu' ich oft — daß dieser klambusige Mongolenpriester womöglich bei Kranzler Unter'n Linden sitzt, 'nen Mokka schlürft und 'ne gute Cigarre raucht oder daß er gar 'ne kühle Weiße verhaftet und 'nen Eisbein dazu knabbert, während ich hier wie'n Brummkreisel um'n Erdball tobe, wissen Sie, dann wird mir völlig wurmstichig zu Mute und ich könnte vor Grimm und Wut direkt ins Meer mich stürzen." Er sank geknickt in sich zusammen und blickte wie geistesabwesend vor sich hin, fuhr aber wie elektrisiert auf, als Fritz bemerkte: „Da Sie eben ‚Mongolenpriester' sagten, fällt mir ein, daß vorhin ein Missionar an Bord gekommen, der, wie ich zufällig hörte, nach Singapore fährt, vielleicht kann er Ihnen nützlich sein! Diese Herren sprechen ja meist die Sprache der Eingeborenen und sind mit allen Verhältnissen genau vertraut."

„Wo ist er, dieser Engel?" rief erregt Herr Podejuch, „ich muß seine Bekanntschaft machen, ich werde seine Freundschaft gewinnen, wer weiß, wozu er für mich auserſehen!"

„Dort, sehen Sie, dort steht er, unten nahe an der Brücke," und Fritz wies auf den vollbärtigen, bebrillten Missionar.

„Ah, eine sehr sympathische, eine ernste, gediegene Erscheinung," versetzte Herr Podejuch, „flößt mir sofort Vertrauen ein — sobald ich mich umgezogen, nähere ich mich ihm, mir ist so, als ob dieser edle Mann und Menschenfreund mir meinen dunklen Weg erhellen wird," und mit diesen in feierlich-tragischem Tone gesprochenen Worten begab sich Herr Podejuch in seine Kabine, um seine Kleidung zu wechseln.

„Er ist doch etwas verdreht," dachte Fritz, „und ich fürchte, man wird noch 'mal mit ihm gehörige Narrenspossen treiben, aber erfahren möcht' ich gern, wie seine Reise abläuft und wann und wie er wohl nach Berlin zurückkehren wird!"

Mit schmetternder Musik verließ der „Prinz Heinrich" den Hafen von Genua und fuhr zunächst längs der Küste dahin, an all' den traulichen, von Olivenwaldungen umrahmten Fischerstädtchen vorüber, die mit ihren Kirchlein und altertümlichen Häuschen so malerisch wirken. Am Nach-

mittage tauchte Korsika auf mit seinen Bergen und Schluchten, die Heimatinsel des ersten Napoleon, und als sich die Sonne glühend zum Untergehen rüstete, stieg im purpurnen Flammenscheine Elba, auf welcher Napoleon seine erste, kaum elf Monate umfassende Gefangenschaft erduldet, aus den Fluten, und hinter den zackigen Gebirgen des Eilandes verschwand allmählich mit rot-violetten Ausstrahlungen das glänzende Gestirn.

Am Abend zog Herr Podejuch Fritz beiseite: „Ich habe den heiligen Mann kennen gelernt," sagte er mit gehobenem Ton, „meine innere Stimme hat mich nicht betrogen, er will mir mit Freuden gefällig sein, kennt Singapore ganz genau, da er lange Jahre als Missionar unter den Malayen gelebt. Er ist," setzte der Redner flüsternd hinzu, „ein italienischer Graf, will aber nicht, daß man davon redet — —"

„Ein italienischer Graf?" fragte Fritz verwundert, „ich hörte doch, daß er sehr gut deutsch sprach!"

„Nun, ‚gut' kann man gerade nicht sagen," meinte Herr Podejuch etwas überlegen, „er radebrecht so unsere Sprache, seine Mutter war nämlich deutscher Abstammung, aus dem Geschlechte der Edlen von Brandenfels, sein Vater war Kammerherr beim König Victor Emanuel II. und Duzbruder von letzterem, denn er hat mit dem König zusammen in den Schlachten bei Villafranca und Custozza gekämpft und ihm bei einem plötzlichen Angriff der Österreicher das Leben gerettet. Im Königspalast zu Rom ist dieser edle, teure Mann, der mir in meinem Kampf ums Recht so uneigennützig beistehen will, geboren und erzogen worden, dann wurde er Offizier in einem der vornehmsten Garderegimenter und verlobte sich mit einer Principessa aus dem Hause der Doria-Acosta. Kurz danach ging er mit seinem Regiment nach Abessinien und kämpfte in der blutigen Schlacht bei Saati, wobei er fast sein Augenlicht einbüßte; er war nämlich mit seinem Pferd gestürzt und hatte einen Schuß in die Hüfte bekommen, ein Abessinier sprang auf ihn zu und hielt ihm die Pistole auf die Stirn, die der Graf noch beiseite schlug, wobei das Pulver seine Augen blendete. Nach Rom zurückgekehrt, mußte er lange in einem dunklen Zimmer im Palaste seines Vaters liegen, aber seine Augen blieben schwach und er muß sie seitdem durch eine blaue Brille gegen das schmerzende Tageslicht schützen, natürlich konnte er auch nicht Offizier bleiben. Das und die halbe Blindheit gefielen der eitlen, hochmütigen Prinzessin nicht, sie hob die Verlobung auf, was

meinem edlen Freunde, wie ich ihn wohl nennen darf, fast das Herz brach, und, das Furchtbarste, sie verlobte sich einige Tage später mit dem jüngeren Bruder des Grafen. Am Tage, als das Paar Hochzeit machte, wurde der heilige Mann Missionar, er überließ sein ganzes Vermögen — bis auf eine jährliche Rente von zehntausend Lire — seinem Bruder und seiner ehemaligen Braut, was doch ein großartiger Charakterzug ist, und wandte sich der Bekehrung der Heiden zu, in Borneo, in Honolulu, bei den Kaffern von Süd-Afrika und den Feuerländern, zuletzt bei den Malayen. Was, es giebt doch noch große Menschen?"

„Und das, das hat Ihnen alles der Graf schon erzählt?"

„Ja, zuerst war er garnicht dazu geneigt. Ich lud ihn zu einer Flasche Rüdesheimer ein und der ersten folgte eine zweite, und dabei plauderten wir wie alte Freunde. Trotz seiner Kutte und seiner vielen Leidensjahre unter den Wilden ist er ein Kavalier geblieben, dieser Graf, ein Weltmann, da sieht man doch, was das edle Blut macht. Ich muß ihn mir warm halten, den frommen und würdigen Mann, er kann mir von unsagbarem Nutzen sein. Adieu für heute, ich will noch hinüber zur zweiten Kajüte und mit dem werten Freunde etwas plaudern."

Fritz war mit leichtem Mißtrauen der Erzählung gefolgt, allerhand Zweifel in die Glaubwürdigkeit des Grafen stiegen ihm auf, erweckt vor allen Dingen durch die Thatsache, daß er den Missionar vortrefflich deutsch hatte reden hören, während Herr Podejuch behauptete, er könne nicht geläufig die deutsche Sprache sprechen — aber vielleicht, so meinte Fritz, hatte er sich getäuscht, und schließlich, was ging ihn die ganze Sache an.

Bei köstlichem Wetter trat am nächsten Tage der Vesuv stets kühner vor. Ischia erschien mit seinen eingebuchteten bunten Städtchen und den grauen Burgruinen auf trotzigen, in das Meer sich erstreckenden Erhöhungen, und immer deutlicher erhoben sich aus den blauen Fluten die weißen Felsen des Kap Posilip mit den dahinter liegenden dunklen Bergen, in deren Schluchten und auf deren Vorsprüngen Dörfer und Städtchen, Kastelle und Villen, Kirchen und Ruinen heraus- und herunterlugten, und nun breitete sich in weitem Bogen Neapel aus mit dem majestätisch sein Haupt emporreckenden Vesuv, aus dem leichte weißliche Wölkchen zum klaren Himmel aufstiegen — es war ein zauberhaftes Bild, und Fritz fühlte sich davon in tiefster Seele berührt, es war ihm feiertäglich zu Mute, als wenn daheim

am lächelnden Rhein die Osterglocken läuteten und im Blütenschmuck des Frühlings der erste Kirchgang angetreten ward.

Noch ehe der Anker fiel, umgaben den gewaltigen Rumpf des Dampfers zahllose kleine Kähne, in denen es in musikalischem Wettkampf zu den sich über das Gitter beugenden Fahrgästen hinaufscholl mit Gesang und Mandolinata-Begleitung und den lauten, drängenden Bitten dazwischen, diese musikalischen Anstrengungen auch zu belohnen. Aus anderen Nachen wurde ein eifriger Handel hinauf zum Schiff, da das Betreten desselben den Verkäufern verboten war, betrieben; Schiffsstühle, Körbchen mit Früchten, mit Korallen, mit Muscheln, ferner Musikinstrumente, Stöcke, Operngläser,



Golf von Neapel.

Bilder, seidene Tücher, all' das wurde mit ungeheurem Lungenaufwand und einer erstaunlichen Zungenfertigkeit angeboten und zum Teil eingehandelt.

Auch an behenden jungen Tauchern fehlte es nicht, flehentlich baten sie, ihre Taucherkünste doch auf die Probe zu stellen, und sobald eine Münze in das Meer geworfen ward, sprangen sie in die durchsichtige blaue Flut und holten sie nach wenigen Sekunden heraus, sie mit lustigem Lachen emporhaltend.

Fritz suchte die wenigen Stunden, die ihm zum Besuche der Stadt blieben, gut auszunutzen, der Japaner, das Notizbuch schreibfreudig in der Hand, hatte sich ihm angeschlossen, und Beide durchstreiften Neapel, zuerst ihre Schritte dem Museum zuwendend, wo in den unschätzbaren Samm-

lungen eine verschwundene Welt vor den staunenden Blicken auftaucht: jene Pompeji's. Denn die zahllosen Funde, die man dort seit der nun hundertfünfzig Jahre hindurch erfolgenden Ausgrabung der am 24. August 79 v. Chr. verschütteten und mit einer sechs Meter starken Lavamasse bedeckten Stadt gemacht, sie werden fast sämtlich hier aufbewahrt und geben ein übersichtliches Bild des römischen Lebens jener längstverklungenen Zeit. In leuchtender Farbenpracht künden große, auf Stein gemalte oder in Mosaik zusammengesetzte Gemälde, erzählen meisterhafte Marmorwerke und Bronzen von der Ausschmückung der Wohnungen, von denen neben verschiedenen Möbeln, wie Bettstellen, Tischen, Stühlen, noch Lampen und Kandelaber, prächtiges Geschirr aus Silber und Gold für die Tafel, meisterhafte Schmuck- und Toilettengegenstände, künstlerisch geschnittene Glasgefäße erhalten geblieben sind, alles in schönheitsvollen Formen,


Hafenstraße in Neapel.

welche das Auge entzücken und welche zeigen, wie hochentwickelt das Kunsthandwerk jener Tage gewesen. Lebhafte Verwunderung erweckten bei Fritz und seinem Begleiter die künstlichen Kochapparate, die so praktisch sind, als wären sie erst jüngsthin entstanden, die aus Knochen und Elfenbein dienenden Marken, welche als Einlaßkarten zum Theater dienten, dann eine Anzahl chirurgischer Instrumente, von denen sich der Japaner kaum trennen konnte,

während Fritz mit besonderem Interesse die Waffen betrachtete, darunter Schwerter, Panzer, Schilde und Helme aus Eisen und Bronze mit den schönsten Verzierungen, oft auch ganze Scenen aus den Götter- und Heldensagen aufweisend.

Dann ging's nach dem am Meer gelegenen Aquarium, das eine der Hauptsehenswürdigkeiten Neapels bildet; was unter dem Wasserspiegel des Mittelländischen Meeres schwimmt und kreucht, es ist hier zur Schau gestellt, und die merkwürdigsten, noch nie gesehenen Tiergestalten tummeln sich in den stets mit frischem Seewasser gespeisten Becken. Überaus reich sind die Gruppen der Pflanzentiere vertreten, die Schwämme, Seerosen, Korallen und ähnliches mehr, die wohl festgewachsen sind und oft sogar in Steinen oder im Sande wurzeln, die auch Stämme, Zweige und scheinbar Blüten haben, aber die nicht wie Pflanzen leben, sondern sich gleich Tieren ernähren, indem sie ihre Beute, die in winzigsten Tieren und Pflanzen besteht, ergreifen oder das Seewasser durch sich hindurchströmen lassen und in einer Art von Sieb das in sich zurückbehalten, was zu ihrer Ernährung dient. Von zauberhaftem Farbenspiel sind die Medusen, auch Quallen genannt, großen Pilzen und Glocken ähnlich, gleich diesen mit herunterhängenden Stielen oder Klöppeln, deren Öffnung unten den Mund bedeutet, und nicht minder fesseln die Blicke die Becken mit den verschiedenartigen Meerwürmern, die eher an die zartesten und schönsten Blumen, denn an Tiere erinnern und die hier wahre Gärten verkörpern mit einem so mannigfaltigen Farbenspiel, wie es in dieser Feinheit und Abwechslung kein Maler hervorzubringen vermöchte. Von drolligem Eindruck sind die Einsiedlerkrebse, die als ihre Wohnung Schneckenhäuser und Seeanemonen nehmen und mit diesen auf ihren Rücken umherstolzieren, bei Witterung einer Gefahr aber sofort sich in ihre schützenden Hüllen verkriechen, öfter dieselben auch vertauschen, wenn sie ihnen zu klein werden. Interessant unter den Fischen sind die ziemlich kreisförmigen Zitterrochen, die ihre elektrische Kraft dazu benutzen, um ihre Beute zu töten oder zu betäuben, dann die häßlichen Seeteufel mit dem ungeheuren Kopf, die sich halb in den Sand einwühlen und ihre Kopfflossenstrahlen als Angeln auswerfen, ferner die Knurrhähne, die einen knurrenden Laut von sich geben, wenn man sie aus dem Wasser nimmt, und die plumpen Drachenköpfe, die sich in Felswinkel verkriechen und die Färbung derselben anzunehmen wissen, daß man sie für Gestein hält, wodurch

sie sich vor ihren Feinden schützen und desto leichter ihre Opfer finden, ähnlich den Tintenschnecken, die bei Gefahr einen sie verbergenden dunklen Saft ausströmen.

Der Japaner ließ das Notizbuch überhaupt nicht aus der Hand und kritzelte fortwährend in demselben herum.

„Nehmen Sie doch meinen Katalog," meinte Fritz zu ihm, „da finden Sie alles darin und brauchen hier nicht bei dem Halbdunkel Ihre Augen anzustrengen."

„Ich verstehe leider nicht Italienisch," meinte der Doktor.

„Aber der Katalog ist doch deutsch," erwiderte Fritz lebhaft, „wissen Sie denn nicht, daß wir hier auf deutschem Grund und Boden stehen, daß dieses einzigartige Museum hier von deutschen Gelehrten begründet ward und geleitet wird, daß unser Kaiser wie unsere Regierung und Leute, die dafür Interesse haben, die Mittel dazu geben? —"

Der Japaner blieb wie angewurzelt stehen und riß die Schlitzaugen weit auf: „Das Alles ist hier, auf italienischer Erde, von Ihren Landsleuten gemacht? Meine aufrichtige Hochachtung," und er nahm seinen Hut mit der einen Hand ab, während er die andere Fritz entgegenstreckte, dabei vor Höflichkeit so laut lachend, daß sich die anderen Besucher erstaunt umblickten, „nein, das, das hätte ich doch nicht erwartet — das muß in meinem Werk einen besonderen Abschnitt einnehmen!"

Das Lachen hatte auch Herrn Podejuch herbeigezogen, der in der Nähe gestanden, er begrüßte seine Reisegefährten und klagte ihnen sofort, daß er heute mehr Ärger gehabt, als er in einer Woche verdauen könne; er hätte sich so gefreut, mit seinem land- und sprachkundigen Freunde, dem Grafen, Neapel zu durchstreifen und den „Riffpiraten, na, Sie wissen ja schon, wen ich meine," wandte er sich an Fritz — während sich der Japaner sofort den niegehörten Ausdruck aufschrieb — hier vielleicht zu entdecken, aber der würdige, treffliche Mann bekam ein Zahngeschwür und mußte auf dem Schiff verbleiben. So machte er sich denn allein auf die Suche, „und," so fuhr er wörtlich fort, „nun denken Sie, vor einer Stunde hier im Aquarium stoße ich plötzlich auf einen Mann, der mit dem Wicht eine infame Ähnlichkeit hat. Ich schlängle mich hinter ihm her, und als er sich gerade da hinten die Katzenhaie betrachtet, da klopfe ich ihm freundschaftlich auf die Schulter und sage ganz gemütlich: ‚Guten Tag, Herr Müller!' obwohl mir beim Aus-

sprechen dieses Namens ganz miserabel zu Mute war. Er dreht sich um und sagt: ‚Guten Tag auch, mit wem habe ich die Ehre?‘ — ‚Sie sind doch Herr Müller aus Berlin?‘ frage ich. — ‚Jawohl‘, meint er, ‚wünschen Sie was von mir?‘ — ‚I gewiß‘, meine ich, ‚ich bin Podejuch aus Berlin‘. — ‚So‘, sagt er, ‚freut mich, 'n bißchen komischer Name!‘ — Na, das ärgerte mich nun schon gewaltig, ich sage aber ganz ruhig zu ihm: ‚Müller, machen Sie jetzt keine Geschichten und kommen Sie mit auf die Polizei, Sie sind verhaftet!‘ — Da guckt mich das Individuum starr an: ‚Sie sind wohl verdreht?‘ ruft er, und meint zu seinen Begleitern: ‚es ist doch nicht mehr so heiß, daß man am Sonnenstich leiden könnte!‘ — ‚Den Sonnenstich‘, erwiderte ich, ‚werde ich Ihnen anstreichen, Sie elendiglicher Betrüger, marsch, zur Polizei!‘ — Da wurde denn der Kunde fuchswild, seine Freunde mischten sich auch hinein, bis endlich einer von diesen sagte: ‚Es muß hier eine Verwechslung vorliegen, das Einfachste ist, wir gehen zum Direktor des Aquariums, der Herrn Müller und uns seit langem kennt, und damit ist die Sache erledigt!‘ — Gesagt, gethan, na, ich war der Blamierte, denn der Direktor kannte diesen Menschen mit dem Unglücksnamen seit fünf Jahren, die andern lachten über den ‚guten Witz‘, wie sie sich freventlich ausdrückten, und ich mußte wie'n begossener Pudel abziehen. O, wenn ich doch nur erst den richtigen M —, den Weltschurken und Heuchler in Händen habe, der soll mir für alles büßen!“

Herr Podejuch fragte, ob ihn die Beiden nicht nach dem Museum begleiten wollten, das er noch „absuchen“ müsse, und flatterte allein hin auf die Erwiderung, daß sie es schon besucht. Fritz war froh, ihn los zu sein, und durchstreifte während der nächsten Stunden mit dem Japaner noch Neapel, sich an dem buntfarbigen, stets abwechslungsvollen Volksgetümmel auf den engen, oft bergan und bergab gehenden, von lebhaftem Getriebe erfüllten Straßen erfreuend und an der köstlichen Umgebung mit ihren berauschenden Blicken auf den Golf und seinen lieblichen landschaftlichen Rahmen.

Mit Einbruch der Nacht steuerte der „Prinz Heinrich“ langsam aus dem Hafen heraus, während die Kapelle fröhliche Weisen anstimmte und aus all' den umherschwimmenden Nachen ebenfalls lustige Musik ertönte. Gleich langen, tausendfachen Ketten von Glühwürmchen schimmerten die erleuchteten Häuserreihen der Stadt herüber, und über dem Vesuv lag ein länglicher, blutroter Schein, aus dem Dunkel seines Gipfels aber flossen



Kaiser Wilhelm II. auf der Kommandobrücke.

Nach dem Ölgemälde von Prof. Herm. Prell.

zwei feurige Ströme herab, allmählich auf ihrer Wanderung erlöschend. Und dann ward das Schiff wieder von dem ernsten, rauschenden Meer umfangen; als ob letzteres in seinem Schoße einen Teil berge des feurigen Vesuv-Innern, flimmerte es mit zauberhaftem Blitzen um den Bug des Fahrzeuges auf, diesem seltsamen Leuchten des Meeres, von Milliarden sogenannter Glastiere hervorgebracht, durchsichtiger Quallen, die bei ruhigem Wetter an die Oberfläche des Wassers kommen und von den Strömungen desselben in ungeheuren Scharen zusammengetrieben werden.

Am nächsten Vormittage ging's durch die Straße von Messina; am Strand verstreut und auf den Vorbergen Siciliens lagen freundliche Ortschaften, und breithingelagert erschien Messina mit wolkenbezogenen Bergen als prächtigem Hintergrund. Offizier Cochius hatte sich zu Fritz gesellt, der die wechsel- und eindrucksvollen Bilder der Küste freudig betrachtete. „Noch nicht ganz ein Jahr ist's her," meinte er, „da hatte hier an dieser Stelle unser „Prinz Heinrich" seinen Ehrentag: wir konnten den Kaiser und die Kaiserin an Bord empfangen! Welch' eine Erinnerung für alle Zeit! Wie Sie wissen, fuhr mit uns die Prinzessin Irene nach China, um das Weihnachtsfest mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Heinrich, zu verleben, und das Kaiserpaar wollte sie hier begrüßen. Vom Hafen von Messina, wo die „Hohenzollern" lag, kam eine Dampfbarkasse mit einem Ruderboot im Schlepptau zu uns herüber, es war das kaiserliche Gig, das sich von der Dampfbarkasse loslöste und, von den kräftigen Armen der Blaujacken getrieben, bald danach an unserem Fallreep anlegte, wo Kapitän Cüppers und die dienstfreien Offiziere die kaiserlichen Herrschaften erwarteten. Ich hatte den Kaiser wohl schon mehrfach von fern gesehen, aber noch nie die Ehre einer persönlichen Begegnung gehabt. Mein Herz schlug tüchtig vor innerer Bewegung; als ich aber erst in die großen, klaren blauen Augen des Kaisers geblickt, in denen soviel Gutes, Freundliches neben dem Ernsten und Kraftvollen liegt, als ich den festen Druck seiner Hand verspürt und seine klare, energische und doch gütige Stimme vernommen, da war sofort meine Befangenheit verschwunden und ich gab mich ganz den tiefen Eindrücken der Stunde hin. Während die Kaiserin, von der unendlich viel Herzliches und Liebes ausstrahlt, mit ihrer Schwägerin in deren Gemächern plauderte, besichtigte der Kaiser unter unserer Führung das ganze Schiff, bis zur Küche und den Mannschaftsräumen. Jedes Wort, was er sprach, hatte Hand und Fuß, und immer

wieder fühlte man heraus seine Zuneigung zum seemännischen Berufe und sein tiefes Verständnis für alle mit dem Schiffsleben zusammenhängenden Dinge, dabei seine glühende Liebe zum deutschen Vaterlande und sein Streben, dasselbe groß und glücklich zu machen. Ein voller, ein echter und rechter deutscher Mann ist's, Fritz Vogelsang, und das Steuer des deutschen Reiches liegt bei ihm in sicheren Händen!" Innige Bewegung klang aus den Worten des Offiziers, denen Fritz hingebungsvoll lauschte. „Auf das herzlichste war die Verabschiedung von der Prinzessin, noch lange winkten der Kaiser und die Kaiserin, denen unsere Fahrgäste stürmische Hochs dargebracht, während die Kapelle die Nationalhymne spielte, herüber aus ihrem Boot, das der „Hohenzollern" zusteuerte, von der uns durch Signale eine ‚Glückliche Fahrt' gewünscht ward. Natürlich hatte unser Schiff festlichen Schmuck angelegt, genau wie es morgen der Fall sein wird, wo wir ja der Kaiserin Geburtstag feiern!"

Und festfröhlich sah am folgenden Morgen, dem 22. Oktober, der „Prinz Heinrich" aus, und an allen Ecken und Enden des gewaltigen Schiffes merkte man die Bedeutung des Tages. Früh schon waren unter den Klängen des „Heil Dir im Siegerkranz" die Flaggen über den Toppen hochgegangen und vaterländische Weisen enthielt das Konzertprogramm des Vormittags, während sich heitere gemeinsame Spiele anschlossen. Früher als sonst zogen sich vor der üblichen Tischzeit die Damen und Herren zurück, um in Gala an der Tafel zu erscheinen, die gleich dem Speisesaal wunderhübsch geschmückt war mit Fahnen und Bannern und prächtigen Blumen aus den Rosenschätzen Neapels. In markiger Weise gedachte der Kapitän der Kaiserin und schilderte anziehend ihr leuchtendes Vorbild und wie ihre holde Weiblichkeit den schweren, verantwortungsreichen Beruf ihres kaiserlichen Gemahls erleichtere und letzterem die schönste deutsche Häuslichkeit bereite; brausend stimmten alle in das Hoch auf die Kaiserin ein und fröhlich klangen die Gläser zusammen. Nach Tisch ging es an Deck, das umrahmt war mit Ketten buntfarbiger Ballons und reichen Flaggenschmuck erhalten hatte, und es entwickelte sich ein heiteres Ballfest, an dem auch die nichtdeutschen Fahrgäste freudig teilnahmen bis spät in die Nacht hinein.

Am übernächsten Morgen kam Port Said in Sicht, wo der „Prinz Heinrich", gleich der Mehrzahl der übrigen Dampfer, Kohlen einnehmen wollte. Langsam fuhr er in den von zwei mächtigen Molen, die ihre langen

steinernen Arme weit in das oft hier sehr stürmische Meer erstrecken, geschützten Hafen ein und warf nahe einem großen englischen, nach Transvaal bestimmten Truppen-Transportdampfer Anker. Noch bevor dies geschah, nahte schon ein Floß, mit Kohlen und den Trägern derselben beladen, und unter lautem Geschrei stürzten auf schwankenden Bretterstegen die dunkelhäutigen, durch den Kohlenstaub fast schwarzen Lastträger und -trägerinnen auf das Schiff, den Inhalt ihrer Körbe und Säcke durch die Luken in die



Kohleneinnahme vor Port Said.

Kohlenräume werfend; dichte schwarze Wolken umhüllten alsbald den Schiffskörper, aus dem, wer nur konnte, entfloh, um dem in die entlegensten Winkel dringenden Ruß zu entgehen.

Fritz hatte mit dem Japaner und dem liebenswürdigen, sehr unterrichteten Schiffsarzt, der schon wiederholt diese Fahrt nach Osten unternommen, einen Ausflug nach Kairo geplant, und die drei verließen sofort den Dampfer, als dieser vor Anker gegangen, zunächst Port Said einen kurzen Besuch abstattend. Der Ort macht vom Hafen aus mit seinen buntgestrichenen, von Veranden umgebenen Häusern, auf deren flachen Dächern die verschiedensten Fahnen wehen, einen recht fröhlichen Eindruck, der aber

schwindet, sobald man den Fuß auf das Land setzt. Die Straßen sind eng, mit niedrigen, vielfach verwahrlosten Gebäuden, ein Laden liegt neben dem anderen, in denen leichtgläubigen Fremden von den fast alle modernen Sprachen radebrechenden Verkäufern die fragwürdigsten „afrikanischen Erinnerungen" angehängt werden, und aus den vielen Erfrischungsstätten schallt die Musik aller Nationen heraus.

Dem europäischen Viertel schließt sich das arabische an mit seinen weiß-



Straße in Port Said.

getünchten Häusern, über deren flache Dächer mehrere schlanke Minarets von Moscheen hinwegragen, mit seinen ruinenhaften Winkeln und Ecken, in denen der Schmutz von Jahren aufgehäuft ist, mit halbnackten, um Gaben flehenden Kindern im Straßenstaub, und einer zudringlichen Schar von häufig durch schlimme Krankheiten entstellten Bettlern, die, je öfter man ihnen kleine Münzen spendet, desto unverschämter werden.

Alles deutet auf das schnelle Entstehen der Stadt hin, die vor dreißig Jahren aus einigen auf sumpfigem Boden errichteten Fellachenhütten bestand, die heute aber von über 40 000 Menschen, darunter 12 000 Europäer,

bewohnt wird; ihr schnelles Emporblühen verdankt sie der Eröffnung des Suez-Kanals, der hier mündet, weil die tiefe See das Anlegen auch der größten Schiffe ermöglicht. Der Ort liegt auf einer Insel, welche das Mittelländische Meer vom Menzale-See trennt, und ungeheure Schwierigkeiten waren zu überwinden, um hier eine umfangreiche Hafenanlage zu schaffen. Gewaltige Kohlenlager, die von England her mit stets frischen Vorräten versorgt werden, breiten sich aus, Docks und Werften sorgen für die Ausbesserung, mächtige Proviantspeicher mit Stallungen für lebendes Vieh und ausgedehnten Eiskellereien für die Verpflegungszufuhr der Schiffe, und aus aller Herren Ländern strömt hier das Geld zusammen, ungeheure Summen jährlich betragend.



Ägyptische Wasserträgerinnen

Fritz und seine beiden Begleiter waren froh, als sie im Eisenbahnwagen saßen und Kairo zufuhren; auf schmalem Damm führt die Bahn rechts am Menzale-See dahin, der von unzähligen Wasservögeln, darunter viele Pelikane und Reiher, bevölkert ist, und links zieht sich der Suez-Kanal entlang; an kleineren Stationen wurde mehrfach Halt gemacht, hochragende Palmen umgaben die Ziehbrunnen und Quellen, an denen verhüllte Frauen Wasser schöpften, die gefüllten Thonkrüge geschickt auf den Köpfen tragend, während auf den Feldern die Landbewohner den schwerfälligen Pflug lenkten, der an einer auf zwei Kamelen ruhenden Stange befestigt war.

Nach wenigen Stunden lief der Zug in die Bahnhofshalle von Kairo ein, und die ersten Worte, die unseren drei Reisenden entgegenschollen, waren

deutsche: „Wollen Sie deutschen Führer haben?“ so fragte sie ein brauner, weißbeturbanter Junge von fünfzehn Jahren, Hassan mit Namen, den man auf den Rat des Arztes annahm und der sich sofort des wenigen Gepäcks bemächtigte, und als man auf den Platz vor dem Bahnhof trat, da drängten sich andere Jungen heran, mit deutschen Brocken ihre Esel anbietend: „Hier, nehmen Sie meinen Esel, ist guter Esel, ist Bismarck-Esel!“ wodurch seine Tüchtigkeit angedeutet werden sollte, wogegen ein anderer der Schlingels rief: „Hier, allerliebster, guter Esel, ist Berliner Esel, kennt Berlin, war zur Ausstellung dort, kann deutsch sprechen,“ und auf einen Puff stieß das Grautier jämmerliche J-ah-Töne aus. Hassan aber trieb seine Gefährten zurück: „Weg da, bin ich Macher von die Herren!“ rief er mit der Miene eines Siegers, holte seinen Esel herbei, schwang sich mit dem Gepäck hinauf und ritt als Wegzeiger den Dreien voran zu einem deutschen Gasthause, wo sie sich sofort wohl fühlten und sich zunächst durch gründliche Waschungen erfrischten.



Pflügen der Felder.

Dann ging es kreuz und quer durch die Stadt, von Hassan geführt, der auch für Esel gesorgt hatte, auf denen die weiten Entfernungen schnell zurückgelegt werden konnten, da die kurze Zeit gut ausgenutzt werden mußte. Man wandte sich zuerst

dem alten Kairo zu, dessen Hauptstraße die Muski ist, die jedoch schon manches von ihrem echt orientalischen Aussehen eingebüßt hat, da man in ihr viele europäische Läden findet, die wie störende Flecken auf dem bunten Bilde wirken. Der Verkehr aber, der hier von früher Morgen- bis zu später Abendstunde entlangflutet, er zeigt in jeder Minute aufs neue die ganze Mannigfaltigkeit des Orients. Reiter auf prächtig geschirrten Rossen bahnen sich ihren Weg, in von fetten Pferden gezogenen bedenklich alten und klapprigen Gefährten sitzen würdige Paschas, neben einer feuriges Gespann aufweisenden anderen Kutsche, aus der verschleierte Frauen lugen, reitet auf einem Schimmel ein schwarzer Diener, in der Rechten eine Knute, Bauern und Bäuerinnen ziehen mit ihren Feldfrüchten zum Markt, ein Zug Kamele schreitet klingend einher, eins der Tiere an das andere gefesselt, Wechsler, die vor den Häusern an kleinen Tischen sitzen, klimpern mit ihren Münzen, um die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, jetzt: „Platz, Platz!“ Hörner und Trompeten ertönen und eine Compagnie Infanterie marschiert heran, in forschem Schritt, die Soldaten gut uniformiert, aber gleich hinter ihnen schließt sich wieder das Gewühl, durch welches nun eilenden Ganges ein Leichenzug dringt, den singende Knaben eröffnen, deren Stimmen häufig übertönt werden von den Klageschreien der dem Sarge folgenden Weiber, die sich Stirn und Brust mit Staub bestrichen haben. Ein anderer Zug naht, dem ein würdiger Schech mit weißem Turban voranreitet, hinter ihm auf Maultieren und Eseln wie zu Fuß viele Gläubige,



Straße in Kairo mit Moschee.

mehrere von ihnen grüne Fahnen mit weißen und roten arabischen Schriftzeichen tragend, alle in gleichförmigem Ton Koranverse singend und in einer Moschee verschwindend.

Am lebhaftesten aber und mannigfaltigsten geht's in dem Bazar zu, der eine Stadt für sich bildet mit unzähligen zusammengedrängten Gäßchen, in denen jeder Blick ein Gemälde orientalischen Lebens von packendster Darstellung und Anziehung umfaßt. Uralte, von der Zeit geschwärzte, oft mit reichen Verzierungen versehene Häuser, daneben fast zusammengefallene



Warenmagazin im Bazar zu Kairo.

Hütten und stallähnliche Gebäude, dann wieder mit Waren vollgepfropfte Magazine, schöne jahrhundertealte Moscheen mit hohen thorartigen Ausbuchtungen, in denen sich Kaufleute niedergelassen haben, und über die ganz schmalen Wege von Dach zu Dach gespannte, einst bunte, nun längst verblichene Stoffe, die gegen die Glut der Sonnenstrahlen bestimmt sind, aber durch ihr fadenscheiniges Gewebe doch schimmernde Lichter hindurchlassen, welche mit goldigem Schein über den unzähligen Krimskrams huschen, der hier aufgestapelt ist und beredt feilgeboten wird.

Überall ein lärmendes Rufen, Schreien, Feilschen, Anbieten, Fordern, Nachgeben, ein Drängen und Stoßen, Schieben und Drücken, daß man zu-

weilen in einen der Thoreingänge tritt, nur um einige Minuten dem wirrenden Menschenstrome zu entgehen und etwas Luft zu schöpfen. Vor den Bazaren haben in den engen Gassen fliegende Händler ihre Tischchen aufgestellt mit allen nur denkbaren Kleinigkeiten, und wie wissen sie zum Kaufen aufzufordern und mit welchem Wortschwall die Kauflustigen zu überreden: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Arabisch — das schwirrt lärmend durcheinander und gellt oft betäubend in die Ohren. Vor einem



Vor einem arabischen Café.

kleinen arabischen Café sitzen mit untergeschlagenen Beinen beturbante Männer und schlürfen ihren Mokka aus winzigen Täßchen, während ein frommer Gast, unbekümmert um seine Umgebung, seine Gebete verrichtet, sich immer wieder in der Richtung von Mekka verneigend und mit dem Kopf den Erdboden berührend; in einem Nebenhause hat ein Schulmeister seine kleinen braunen und schwarzen Zöglinge um sich versammelt, sie hocken auf Strohmatten und plärren dem Lehrer die Koranverse nach, dabei doch allerhand übermütige Mätzchen machend und neugierig auf die Gasse schauend.

In stetem Wechsel ziehen die Verkäufer vorüber: eintönig läßt der

Wasserträger, der den dickbauchigen Ziegenschlauch auf dem Rücken trägt, seinen Ruf erschallen, ein bejahrter Mann in langem Gewande bietet seinen Orangenblütensaft an, hier werden Früchte, Süßigkeiten, Gemüse, Fleisch ausgerufen; „ich bin der Gast Gottes und des Propheten," so spricht der



Lehrer mit Schülern.

zerlumpte Bettler zu seinen Glaubensgenossen, während er seine dürre Hand mit der üblichen Bitte um „Bakschisch" ausstreckt.

Ganz anders sieht's in dem modernen Kairo aus, das in überraschend schneller Zeit entstanden ist und mit seinen schönen Straßen, denkmälergeschmückten Plätzen, mit seinen stattlichen öffentlichen Gebäuden einen völlig europäischen Eindruck macht. Wundervoll ist der hier liegende Esbekiye-Garten mit seinen herrlichen Palmengruppen, seinen schattigen Lebbachbäumen, seinen grünen Flächen und von Fischen belebten Teichen; nachmittags finden

hier Militärkonzerte statt, und eleganten Wagen, denen Sais, Schnelläufer, in goldgestickten bunten Jacken und weißen Pluderhosen, lange Stäbe in den Händen schwingend, vorantraben, entsteigen hohe ägyptische Beamte und vornehme Fremde, die in den prächtigen Alleen Erholung und Unterhaltung suchen. Auf den Terrassen der benachbarten großen Hotels sitzen die Vertreter und Vertreterinnen fast sämtlicher Kulturvölker, denn Kairo hat sich zu einem Hauptfremdenplatz entwickelt; ein Händler löst den andern ab, die merkwürdigsten und unglaublichsten Dinge, selbst lebende Wüsteneidechsen



Blick auf die Citadelle von Kairo.

und Skorpione, werden angeboten, und wenige Minuten kaum verstreichen, daß man nicht von neuem behelligt wird und Waffen oder Teppiche oder geschnitzte Holzsachen oder Muscheln und so fort kaufen soll.

Von den vielen Sehenswürdigkeiten Kairos konnten Fritz und seine Begleiter nur die wichtigsten in Augenschein nehmen und zwar wandten sie sich zunächst der Citadelle zu, die auf einem Berge thront und mit ihren Terrassen, ihrem vielgestalteten Mauerwerk, ihren Palästen, Kasernen und Häusern sowie ihrem Kirchhofe an der einen Seite einen Stadtteil für sich bildet. Stolz aus dem Gewirr der Bauten erhebt sich hoch oben im schimmernden Glanze ihrer Alabasterwände die Muhamed Ali-Moschee mit

ihren beiden schlanken Minarets, die keck bis in die Wolken zu streben scheinen; von feierlichem Eindruck ist das Innere, welches, von hoher Kuppel überwölbt, die prunkvollste Ausstattung aufweist und an den fürstlichen Glanz in den Schilderungen der Märchen aus Tausendundeiner Nacht gemahnt. Dann besuchten unsere Freunde die Moschee el Azhar, mit der schon seit über tausend Jahren eine für das ganze Morgenland wichtige Universität verbunden ist. Eindrucksvoll wirkt der von offenen Gängen umgebene Universitätsraum, der von mehreren hundert Marmorsäulen gestützt wird, zwischen denen von der Decke zahllose Lampen herabhängen; auf Matten sitzen hier die Studenten um ihre Lehrer geschart, die an den Säulen ihre Plätze haben und unter denen man viele ehrwürdige Erscheinungen bemerkt. Von hier aus führte unsere Freunde ein längerer Ritt nach dem Nil und über eine stattliche neue Brücke nach dem Gesire-Eiland, wo zur erfrischenden Abendzeit auf den von schattenspendenden Lebbachbäumen gebildeten Alleen ein fesselnder Korso stattfand; elegante Wagen und Reiter auf feurigen Pferden lenkten die Blicke auf sich, in einem vornehmen Gefährt saß der Vizekönig Abbas, eine jugendlich-liebenswürdige Erscheinung von äußerst sympathischem Wesen, freundlich die ihm gebotenen Grüße erwidernd.



Vizekönig Abbas II.

Früh schon waren am folgenden Morgen die drei Reisegefährten munter und ritten unter Hassan's Führung den Pyramiden zu, die jenseits des Stromes in einer zweistündigen Entfernung von Kairo liegen und die man auf der schönen, von breitkronigen Bäumen eingesäumten Gise-Allee erreicht. Jetzt, am Ausgang des Oktober, hatten die Fluten des Nil noch weit zu

beiden Seiten die Felder überschwemmt; gleich Inseln guckten kleine Fellachendörfer aus der blinkenden Wasserfläche hervor, Herden langgehörnter Büffel plätscherten wohlgefällig in den Fluten und zierliche Silberreiher gingen auf den Fang aus, während Beduinen mit schmalkolbigen Flinten allerhand Wassergetier nachspürten und Fischer in flachen Kähnen die Netze auswarfen.

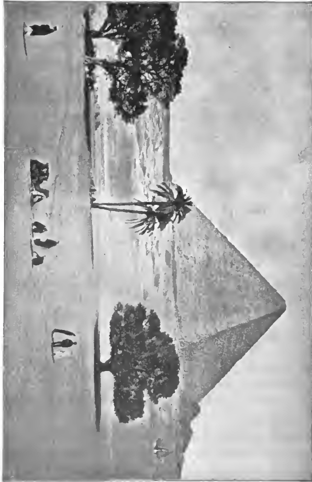
Seit langem erblickt man links des Weges die drei Pyramiden, vorn die größte von ihnen, die des Cheops, deren Seitenflächen je 173 Meter hoch gehen, während unten die Länge jeder derselben 227 Meter beträgt, und je näher man ihnen kommt, desto massiger und gewaltiger wird ihr Eindruck und man versteht die Wahrheit des arabischen Sprüchwortes: „Die Zeit flößt Allen Furcht ein, aber ihr bangt vor den Pyramiden.“ Und das Gefühl des Ungeheuren ist am stärksten, wenn man dicht an den Quadern der ersten Pyramide steht und sieht, daß jeder dieser massigen Steine eine halbmannesgroße Höhe und die entsprechende Breite dazu hat, und wenn man sich vergegenwärtigt, daß mehr als $2^1/_4$ Millionen Steine nötig waren zur Herstellung des gigantischen Werkes.



Kairo von der Gise-Allee aus.

Fritz mit seinen beiden Begleitern machte sich sofort an die Erkletterung der ersten Pyramide, ein Beduine schob, ein anderer zog, von Stufe zu Stufe ging's immer höher, zuerst ohne Anstrengungen, aber bald knickte und

knackte es in allen Gliedern und der Schweiß brach aus allen Poren hervor; nach jeder Pause ward das Klettern beschwerlicher, und immer häufiger richteten sich die Augen nach oben, ob man nicht endlich dem Ziel nahe



Die Cheops-Pyramide.

wäre. Aber nur Steine und abermals Steine gab's zu sehen, bis schließlich die Quadern enger zusammenrückten und man nach dem ermüdenden Kletterwerk die Spitze erreichte, richtiger die zehn Meter breite Plattform, von der man einen herrlichen Blick auf das Nilthal tief unten hatte, das bei der

Überschwemmung einem endlosen See glich mit Dörfern, Gehöften, Palmenwaldungen als Inseln; dort hinten sah man Kairo mit seinen schlanken Minarets und seinem Gewimmel von Gassen, hier, in anderer Richtung, das öde Gelb der Libyschen Wüste, und über allem der fast durchsichtig blaue Himmel, unter welchem sich Adler und Falken sicheren Fluges wiegten.

Waren unsere Freunde oben auf der Pyramide gewesen, so wollten sie nun auch in ihr Inneres hinein, und wieder mußten sie die Hülfe von



Überschwemmung bei den Pyramiden.

Beduinen in Anspruch nehmen; zuerst ging's nochmals außen ein Stück empor, dann durch eine kleine Öffnung in einen langen dunklen Gang, in dem sich Fritz kaum zu seiner vollen Höhe aufrichten konnte und in welchem ihn und seine Gefährten bald dichte Finsternis umfing. Unruhig flackerten in der heißen, dunstigen Luft die von den Beduinen getragenen Lichtstümpfchen, kreuz und quer ging's, hinauf und hinab, gebückt, kletternd, gleitend, stolpernd, bald gezogen von den in weiße Burnusse gehüllten Wüstensöhnen, bald geschoben und gestützt; durch verschiedene, mit polierten Granitplatten belegte schmale Gänge gelangte man zu den kleinen und schmucklosen königs-

lichen Grabkammern, deren Särge hier schon vor vielen Jahrhunderten geraubt wurden, und zu der großen Halle, die 47 Meter lang und 8 Meter hoch ist und deren granitene Bekleidung mit seltener Feinheit zusammengefügt ward, als bestände jede der langen Wände aus einer einzigen ungeheuren Steinplatte. Nur schwer konnte sich jeder der Drei des unheimlichen Gefühls erwehren, wie furchtbar es sein müsse, allein den Rückweg zu suchen, und hoch aufatmend begrüßten sie das fern hereinleuchtende Tageslicht und traten, wie von drückender Last befreit, wieder hinaus in den funkelnden Schein der Sonne.

Wie man weiß, dienten die Pyramiden als Grabstätten. Das Leben betrachteten die alten Ägypter als eine schnell vergängliche Spanne Zeit in ihrem Gesamtdasein, und nach ihrer Vorstellung gingen sie nach Eintritt des Todes in das Paradies, zu den Göttern, ein, aber die Seele erfreute sich ihrer himmlischen Bestimmung nur, so lange der Leib nicht zerfallen war, aus diesem Grunde wurden die sterblichen Überreste mumificiert, d. h. ihr Inneres wurde mit einer aus verschiedenen Zusammensetzungen bestehenden Einbalsamierungsmasse ausgefüllt und der Körper durch andere Vorrichtungen gegen äußere Einflüsse geschützt, und deshalb sollten die Grabstätten auch für die Ewigkeit errichtet sein. Diese Gräber nun entsprachen der Bedeutung, die der Dahingeschiedene im Leben gehabt, und wuchsen von den kleinsten und bescheidensten Formen bis zu ganzen Häusern und bis zu den Pyramiden an, welch' letztere von den Königen als Heim ihrer toten Körper erkoren wurden, die Pyramiden von Gise ungefähr 2600 Jahre v. Chr. Erstaunlich ist es, wie zu jener Zeit derartige schwierige bauliche Aufgaben gelöst werden konnten, und so gelöst, wie man es noch heute genau zu verfolgen vermag.

Noch stärker und geheimnisvoller als der Eindruck der Pyramiden ist jener des Sphinx, dieses seltsamen, nahe den Pyramiden stehenden Kolosses, der als Rätsel der hier angrenzenden Wüste erscheint. Nicht mit Sicherheit ist festgestellt, auf wessen Geheiß dieses Steinbild aus den zum Teil durch Mauerwerk ergänzten Felsen gehauen wurde; die einen Forscher meinen, er sei unter Cheops begonnen worden, die andern sagen, er stamme aus der sagenhaften Zeit vor diesem König und sei das älteste ägyptische Denkmal. Man nimmt an, daß er den Sonnengott Horus darstelle, das Leben spendende und erhaltende Licht, damit zugleich die Fruchtbarkeit sowie die Auf-

erstehung aus dunklem Grabe zu seligen Gefilden. Vielleicht, daß die Erbauer hier gerade an der Grenze der Wüste und des fruchtbaren Landes den Sphinx errichteten als Schützer gegen die verheerenden Sandstürme und als Wächter gegen die bösen Geister, welche die Ruhe der Toten stören könnten. Jedenfalls weiß man aus Inschriften, daß er schon 1500 v. Chr. vom Wüstensand verschüttet war und daß ihn König Thutmosis, der einst an dieser Stelle, ermüdet von der Jagd, eingeschlummert, im Traume den Gott Horus sah, welcher ihn bat, ihn vom bedrängenden Sande der Wüste zu befreien, ausgraben und wiederherstellen ließ. Dereinst trug der Sphinx,



Der Sphinx.

welches Wort griechischen Ursprungs ist, auf seinem rotgefärbten bärtigen Haupte ein mit der Königsschlange verziertes Kopftuch, das Antlitz war von gedankenvollem Ausdruck, der Mund zeigte ein leises Lächeln, zwischen den Tatzen stand ein Altar, von dem die Opferwolken aufwirbelten, und breite Treppenanlagen führten hinan, bevölkert von den frommen Betern, die in langen Pilgerzügen nahten.

Im Schatten des Sphinx machten unsere drei Freunde Rast und stärkten sich an den mitgenommenen Vorräten, die Hassan sorgsam ausgepackt, umgeben von einer ganzen Schar Beduinen, welche aus ihren faltigen Gewändern immer neue Funde, die sie nach ihrer Aussage in noch unbekannten

Grabstätten gemacht, hervorkramten und von denen der japanische Doktor eine beträchtliche Anzahl erwarb. Dann, auf den ausgeruhten Eseln, ging's im schlanken Trabe zurück nach Kairo und von dort mit der Bahn nach Port Said, wo kurz danach der „Prinz Heinrich" die Anker lichtete und langsam in den Suez-Kanal einfuhr, der das Mittelländische mit dem Roten Meer verbindet und seit seiner im November 1869 erfolgten Eröffnung eine direkte Verkehrsstraße von Europa nach dem Osten geschaffen hat, wodurch der langwierige und gefährliche Umweg um das Kap der Guten Hoffnung vermieden wird.

Nicht nur der Plan dieses Wasserweges ist uralt, auch seine Ausführung, denn bereits Seti, der Vater Ramses' II., hatte hier einen Kanal anlegen lassen, der gegen die Einfälle asiatischer Völker durch Festungen geschützt war, später aber versandete und trotz mehrfacher Wiederherstellungen schließlich endgültig diesem Schicksal verfiel. Dem in diplomatischen Diensten stehenden Franzosen Lesseps war es vorbehalten, die immer wieder auftauchende Idee, welche infolge falscher Berechnung der Spiegel beider Meere (der des Roten Meeres sollte den des Mittelländischen um neun Meter überragen) von vielen für unausführbar gehalten wurde, siegreich in die Wirklichkeit zu übersetzen, und nach Ueberwindung unendlicher Schwierigkeiten konnte zu der eben genannten Frist der Kanal, der trotz seiner kurzen Länge von 160 Kilometern nahe an 400 Millionen Mark gekostet, dem Verkehr übergeben werden.



Signalstation am Suezkanal.

Am Bug des „Prinz Heinrich" waren für die Nacht mächtige elektrische Scheinwerfer angebracht worden, welche die schmale Wasserstraße erhellten, da diese nicht über 80 Meter breit ist und immer nur einem der großen Schiffe die Fahrt, die sehr langsam von statten gehen muß, ermöglicht; um

ein Ausweichen zuzulassen, sind neben den verschiedenen Seen auf der ganzen Strecke zehn Ausweichestellen geschaffen worden, während in bestimmten Entfernungen Signal-Stationen errichtet sind mit rotgedeckten Häuschen, mit einigen kümmerlichen Palmen und diesem und jenem Ruheplätzchen darunter.

Als die Sonne am nächsten Morgen in unbeschreibbarer Pracht aufging, hatte der Dampfer den Timsah-See erreicht, an dessen rechtem Ufer Ismailiya liegt, von wo aus einst die gesamten Kanalarbeiten geleitet wurden. Über die breite, schimmernde Wasserfläche ging's mit voller Fahrt, die wiederum um mehr denn zwei Drittel verkürzt wurde, als man von neuem in den Kanal einlief. Von beiden Seiten umrahmt ihn die Wüste, eintönig und leblos, hinten begrenzt von gelben, durch die Sonne grell beschienenen Bergzügen; an verschiedenen Punkten waren Baggermaschinen thätig, um einer Versandung des Wasserlaufes vorzubeugen, und unten auf schmalen Pfaden liefen nackte Jungen neben dem Dampfer her, ihre braunen Händchen bittend ausstreckend und um die ihnen zugeworfenen kleinen Münzen sich dann lustig balgend.



Station im Bittersee.

Herrlich war wiederum der Sonnenuntergang, der den Himmel und die Wüste in ein einziges Flammenmeer zu verwandeln schien, und als gleich danach der Mond sein silbernes Scepter am violett gefärbten Himmel aufleuchten ließ, näherte sich das Schiff Suez, dem Ausgangspunkte des Kanals.

In weitem Bogen zogen sich um die Bucht die weißen Häuser hin, nahe dem Strand lagerten einige Kamel-Karawanen, Araber hatten lodernde Feuer angezündet, bei deren flackerndem Schein sie ihre Gebete verrichteten, sich nach Mekka verneigend, und die eingetretene Ebbe benutzten Fischer, um die noch zur Zeit der Flut ausgeworfenen Netze einzuziehen und ihres reichen Inhaltes zu entleeren.

Nur kurzer Halt wurde hier gemacht, dann, mit voller Dampfkraft, durchschnitt der „Prinz Heinrich" die Fluten des Roten Meeres, aus denen am nächsten Morgen zur linken Seite die Sinai-Halbinsel mit ihren rotgelben Bergen auftauchte. Die Hitze war drückend während der dreieinhalbtägigen Fahrt, selbst die Abend- und Nachtstunden brachten kaum Abkühlung, wenig Lust verspürten daher die Fahrgäste, die schwülen Schlafstätten aufzusuchen, und lange saßen sie plaudernd beisammen, manche von ihnen auch die Nacht oben in den bequemen Lehnstühlen verbringend. Herr Podejuch, der wiederum von allerhand Abenteuern in Port Said und Kairo zu berichten



Beduinen.

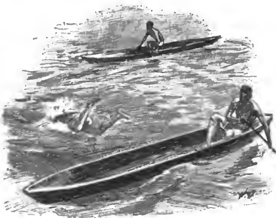
wußte, suchte mit Vorliebe die Gesellschaft des Missionärs auf, mit ihm immer aufs neue des Langen und Breiten verhandelnd, was sie in Singapore gemeinschaftlich unternehmen wollten, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, und Fritz widmete manche Stunde dem jungen Singhalesen, sich durch seine Hülfe etwas vertraut machend mit der heimischen Sprache und daneben die Kenntnisse Singh's in der deutschen Sprache erweiternd.

Früher, als er erwartet wurde, langte der „Prinz Heinrich", der eine schnelle Fahrt gemacht, in Aden an. Von hohen, kahlen Bergen ist der Hafen im Halbkreise eingeschlossen, auf ihnen liegen, wie in Gibraltar, die englischen Felsenbatterien, hoch oben befindet sich die kleine Signalstation der Festung, von welcher aus der Artillerie-Befehlshaber durch einen Spiegel

die ganze Gegend überblicken kann; ein Druck auf einen Knopf genügt, und in den Felsterrassen erheben sich die Geschütze, geben den Schuß ab, um sofort wieder zu verschwinden.

Das Schiff wurde sogleich von winzigen, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Booten umringt, in denen beturbante Araber und fast kleidungslose Somalis saßen, die unzählige Dinge: Straußenfedern und Straußeneier, Waffen, Korallen, Muscheln, Korbwaren, Antilopenhörner, Sägefische, Löwen- und Jaguarfelle u. s. w., schreiend darboten, während schwarze Schlingels ihre Taucherkunststücke nach kleinen Münzen ausführten und nach wenigen Sekunden, die Geldstücke zwischen den blitzenden Zähnen, grüßend und lachend zum Vorschein kamen, fortwährend in lärmender Bewegung, um die Haie abzuhalten.

Nur wenige Stunden, um Güter abzuladen, dauerte der Aufenthalt, aber Fritz und der Japaner wollten ihn doch benutzen, um einen kurzen Besuch dem Lande abzustatten, und in einem von acht Somalis geruderten schmalen Kahn, der in den von frischem Winde bewegten Wellen bald versank, bald hoch auf den Schaumspitzen der Wogen tanzte, flogen sie dem Ufer zu, dessen Befestigungen drohend auf das Wasser herabblicken. Die Ruderer, wie ihre Stammesgenossen überhaupt, waren kräftige, großgewachsene Leute von tiefschwarzer Hautfarbe, Kühnheit und Entschlossenheit lagen in ihren Mienen, ihre zotteligen, langen, in die Höhe stehenden Haare hatten sie mit Ocker rötlichgelb gefärbt.



Vor Aden.

In weitem Halbkreise schließen sich die flachen und niedrigen, mit Veranden versehenen und von den kahlen, einst vulkanischen Gebirgszügen machtvoll überragten weißen Häuser des auf einer Halbinsel liegenden Hafenortes zusammen; vor ihnen, nach dem Meere zu, dehnt sich ein sogenannter

Gartenplatz aus mit von der Sonne verbrannten Rasenflächen und kümmerlichen, sorgfältig eingesetzten Palmen, ringsherum ist alles öde und sonnenverbrannt.



Am Hafen von Aden.

Der arabische Stadtteil des Hafens besteht aus einigen schmalen und kurzen Straßen, von niedrigen Häuschen und Hütten eingesäumt; in den nahen Felslöchern hausen Araber und Neger, in einigen Läden betreiben

Inder ihre Tauschgeschäfte, starkgebaute Schwarze schleppen die Lasten von und zu den Dampfern, von denen hier ein Teil seine Kohlen einnimmt. Eine große Freude hatte Fritz in dem schlicht eingerichteten Hotel, in welchem er mit seinem Gefährten sich erfrischte, hingen doch in dem Speisesaale die großen Bildnisse von Bismarck und Moltke, und mit besonderem Stolz wies er den Japaner darauf hin, der sofort sein Notizbuch hervorzog und hineinkritzelte: „Die berühmten Männer Deutschlands sind überall zu finden,



Cisternen von Aden.

selbst hier in diesem entlegenen Flecken des südlichen Arabiens. Es muß doch eine große Freude sein, sich als Deutscher fühlen zu können!"

Am Strande lagerte eine mehr denn fünfzig Stück zählende Kamelherde, der Waren harrend, welche sie in das Innere bringen sollte, und langsam trottete ein Zug Esel heran, die Wasser herbeischleppten, das hier kostbar und hoch im Werte ist und den nahen Cisternen entstammt. Diese zum Auffangen des Regenwassers bestimmten Cisternen liegen nach der eigentlichen Stadt Aden zu, viele von ihnen sollen noch aus dem sechsten Jahrhundert

herrühren und soll einst ihre Zahl über fünfzig betragen haben; lange Zeit waren sie verfallen, bis 1856 die Engländer begannen, einen Teil der ausgemauerten Becken wiederherzustellen, die seitdem gute Dienste leisten und vor allem die Garnison mit frischem Trinkwasser versorgen.

Gegen Abend lichtete der „Prinz Heinrich" die Anker, von glühenden Sonnenstrahlen umhüllt lag die felsige Halbinsel da und erschien in dieser verklärend rosigen Beleuchtung nicht mehr so unwirtlich wie am Tage. Hinaus ging es in die See, vorüber an einem großen, vor kurzem hier gestrandeten französischen Dampfer, und als die Nachtschatten herabsanken und in wunderbarer Klarheit sich der Sternenhimmel ausspannte, da sangen die Wogen des Arabischen Meeres ihre erhabenen Weisen und spiegelten schimmernd das Südliche Kreuz, jene vier in Kreuzform stehenden hellen Sterne, wieder.

Der Abend war so köstlich, daß die Fahrgäste und die dienstfreien Offiziere in einzelnen Gruppen noch lange plaudernd beisammen saßen. Hierbei wurde auch erzählt, wie die kleine Felseninsel Perim, die ungemein wichtig ist für die Sperrung des Roten Meeres und an welcher man am Vormittage des Tages vorübergekommen, in den Besitz der Engländer gelangte. Schon über vierzig Jahre ist's her, da legte ein französisches Kriegsschiff in Aden an, und der Befehlshaber des letzteren stattete dem englischen Gouverneur einen Besuch ab, welcher seinen Kameraden zum Frühstück einlud. Gute Weinsorten kamen auf den Tisch und ihnen sprach der Franzose gern zu; er wurde dabei lebhafter und ließ im Laufe der Unterhaltung auch das eine Wörtchen ‚Perim' fallen. Jetzt wußte der Engländer, was er wissen wollte, nämlich, daß die Bemannung des französischen Kriegsschiffes von der herrenlosen Insel Besitz ergreifen wollte. Er schrieb auf ein Zettelchen ein paar Worte, zu seinem Gast sagend, daß sie für seinen Kellermeister bestimmt wären, der einen alten, prächtigen Burgunder heraufschicken solle; der Wein kam auch, und das Frühstück fand erst ein spätes Ende. Als dann das französische Kriegsschiff vor Perim anlangte, um das wichtige Eiland zu besetzen, da wehte auf dem höchsten Felsen die englische Flagge, denn eine Stunde vorher war ein englisches Kanonenboot hier angelaufen, dessen Kommandant die Insel für englisches Eigentum erklärt hatte.

Von der Geistesgegenwart eines Kriegsschiff-Kapitäns wurde ein anderes Geschichtchen berichtet. Als vor mehreren Jahrzehnten Montevideo mit Ar-

gentinien im Kriege lag, trafen sich auf hoher See zwei feindliche Schiffe und gerieten in Kampf, wobei das argentinische bald seine Munition verschossen hatte, nur Pulver war noch genügend vorhanden. Das Montevideo-Schiff drang näher und näher und forderte zur Übergabe auf. Da kam dem argentinischen Kapitän ein rettender Gedanke: „Eilen Sie sofort zum Koch und fragen Sie, wieviel er von dem runden Holländer Käse noch hat," befahl er einem seiner Offiziere, der kopfschüttelnd gehorchte und die Nachricht zurückbrachte: „Noch einige hundert Stück sind vorhanden, aber ganz alt und hart!" — „Desto besser," meinte der Kapitän, „schnell mit ihnen in die Geschütze!" — Jetzt verstand der Offizier, schmunzelnd führte die Mannschaft das Kommando aus, und dem feindlichen Schiff, das den Munitionsmangel bemerkt und jeden Augenblick die weiße Fahne als Zeichen der Übergabe erwartete, krachte eine Breitseite entgegen, welche das Segel zerfetzte und mehrere Mann verwundete. Und eine zweite Ladung folgte, mit gleichem Ergebnis, der sich sofort eine dritte und vierte anschloß, sodaß auf dem Deck die Splitter herumflogen. „Sie schießen mit Shrapnels, das ist gegen das Völkerrecht!" rief der feindliche Kommandant, dessen Haupttugend Tapferkeit gerade nicht war, und beeilte sich, sein Schiff aus dem Bereich der furchtbaren Geschosse zu bringen. Zu spät sah er, welcher Art diese gewesen, und da war der Argentinier schon weit von dannen. Seitdem sollen die Montevideo-Schiffer nicht gern hören, wenn man sie fragt, ob sie Holländer Käse lieben!

Auch manch' kräftige Stücklein vom Seemannslatein wurden zum Besten gegeben. Saßen da zwei alte Seebären zusammen und schnurrten sich gegenseitig furchtbar an. Sagt der Eine zum Andern, der gerade ein tolles Abenteuer ‚aufgeschnitten': „Du hast ja Wunderbares erlebt und bist ein Kerl, dem so leicht keiner was nachmachen kann. Aber ich will Dir 'mal was von einem Kap'tän erzählen: dem ging sein Schiff zu langsam, springt er, zweihundert Seemeilen von der englischen Küste entfernt, über Bord und schwimmt ab. Als das Schiff in Southampton einläuft, steht der Kapitän am Hafen und begrüßt hutschwenkend seine Leute! Ich würd's nicht glauben, aber — — ich hab's selbst gesehn!" — — Da zuckt es über das wetterverbrannte Gesicht des Anderen und er ruft fröhlich aus: „Das ist ein Wort, alter Freund! So oft ich die Sache erzählte, hat man mir sie nie glauben wollen, nun bestätigst Du sie selber, denn . . . der Kap'tän war ich!"

Und hiernach kamen die Seemannsgeschichten von Jochen Pösel zum Vorschein, der Obermaat auf der Hamburger „Maria Theresia“ gewesen war und ‚furchtbar schön‘ von seinen Reisen und Erlebnissen schwindeln gekonnt; nur ein einziges Mal hatte er etwas Wahres gesagt, und da war er bös angekommen. Jochen Pösel hatte nach langer Fahrt seine alte Großmutter besucht und erzählte ihr dann so viel wunderbare Dinge, daß die übrigen Zuhörer Mund und Nasen aufsperrten, was da draußen alles Jochen Pösel zugestoßen war. „Auf Borneo war's,“ berichtete er, „einst im Urwald verirrt, traf ich auf einen großen Orang-Utang, der jämmerlich schrie, ich hin zu dem Tier, es streckte mir eine seiner Pfoten entgegen und ich sah, daß sie verrenkt war. Ich renkte sie wieder ein, verband sie noch und gab dem Tier zur Stärkung einen Schluck Wein aus meiner Flasche. Aus Dankbarkeit begleitete es mich zwei Tage durch den Urwald, holte mir Kokosnüsse, bog die Gebüsche auseinander, und um mir die Langeweile zu vertreiben, erzählte ich ihm viel von mir und von meinen Reisen. Als ich zufällig nach Jahr und Tag wieder in den Urwald komme, höre ich wiederholt ganz deutlich meinen Namen: „Jochen Pösel! Jochen Pösel!“ Und wer wird so von seinen Gefährten gerufen? Ein junger Orang-Utang, der von Ast zu Ast springt. Hatte ihm der Alte aus Dankbarkeit meinen Namen gegeben!“ — „J, min Söhn,“ sagte die Großmutter nachdenklich, „da sieht man, wie klaug so'ne Tiere sind. Wetst Du noch mehr von de Ort?“ — Jochen Pösel erzählt weiter, die märchenhaftesten Dinge, und seine Großmutter sagt nach jeder Geschichte: „So wat hör ick gern, dat is schön, vertell' mehr, min Söhn.“ — Jochen hat seinen ganzen Geschichtenschatz schon erschöpft, aber seine Großmutter will immer noch mehr hören, der Schweiß steht ihm auf der Stirn, er, der noch nie ein Ende im Lügen gefunden, weiß nicht mehr ein noch aus.

„Wie wir neulich zurückkehrten von Sansibar,“ erzählt er, „gingen wir im Roten Meer vor Anker; als wir den am nächsten Morgen aufwinden, hängt an ihm ein ganz verrostetes, altertümlich geformtes großes Wagenrad, das wir mit nach Suez nehmen, wo es die Gelehrten als das eine Rad von Pharaos Wagen erklären — es ist jetzt im Museum in Kairo!“ — „Ja, ja,“ sagt die Großmutter kopfnickend; „sühst Du, min Jochen, dat is en good Bewies för de Bibel. Weetst Du nix mehr?“ — Jochen ist schon völlig schwach, all' seine phantastischen Geschichten hat' er vorgekramt,

na, sagt er sich, da muß ich schon zur Wahrheit greifen: „Du glaubst es kaum, Großmutting, aber da bei Ceylon, da solltest Du 'mal die fliegenden Fische sehen — —“ Da jedoch unterbricht ihn die Alte, indem sie zornig aufspringt und ihm ihren Strickbeutel vor die Füße wirft: „Du olt Snösel willst Dine igne Großmutting for Narrn hebbn? So veel weet ich ook, dat de Fisch nich fliegen können! Pfui, scham Di über so'ne Lüge!“ — —

Und von Jochen Pösel kam man auf jenen Hamburger Hafenarbeiter, den vor einer Reihe von Jahren ein Herr höflich fragte: „Lieber Freund, wie heißt das große Schiff da?“ worauf der Arbeiter, ohne aufzublicken, erwiderte: „Sparr doch die Oogen open und kik selbst to — hast ja nix andres zu dhun!“ Gleich danach sagte einer der Vorübergehenden: „Wissen Sie auch, mit wem Sie soeben gesprochen haben?“ — „Nee,“ erwiderte jener. — „Es war der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.“ — „Sooo“ meinte der Gefragte, „Junge, Junge, denn is jo man good, dat ick nie groff worn bin!“

Das Gespräch wandte sich, an dies Geschichtchen anknüpfend, dem jungen, beim Kentern eines Torpedobootes nahe Cuxhaven so früh ums Leben gekommenen mutigen und hochbegabten Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin zu, der pflichteifrig stets seiner Mannschaft vorangegangen und in treuester Pflichterfüllung den Tod gefunden. Der junge Fürst weilte mit dem Kriegsschiffe „Alexandrine“, auf welchem er als Leutnant z. S. Dienst that, vor mehreren Jahren im Hafen von Buenos Aires, und zu Ehren des Fürstensohnes veranstaltete der Präsident von Argentinien ein glänzendes Gastmahl, das erst spät am Abend anfing. Der Herzog hatte die Gemahlin des Präsidenten zu Tisch geführt, erhob sich aber, noch ehe das Eis herumgereicht wurde, um sich zu verabschieden. „Aber Hoheit wollen schon gehen?“ erkundigte sich auf das höchste erstaunt die Präsidentin, „Hoheit sollten ja den Ball eröffnen, der nachher folgt!“ — „Das ist mir leider unmöglich,“ meinte der Herzog, auf die Uhr sehend, „ich muß mich beeilen, an Bord zu kommen, ich habe von Mitternacht an die Wache.“ — „Hoheit thun auch Dienst?“ — rief sehr verwundert die Dame und bat dann: „Könnten sich Hoheit denn nicht für heute davon befreien lassen?“ — „Ich möchte nicht die Bitte äußern,“ erwiderte der Fürst, „wenn es der Kommandant wünscht, daß ich hier bleibe, ist's eine andere Sache.“ Die Präsidentin nahm den Kommandanten des Schiffes beiseite: „Ist's nicht

möglich, daß der Herzog vom Dienst heute befreit wird? Wir lassen einen kleinen Ball folgen, der Herzog sollte ihn mit mir eröffnen . . ." — „Hat der Herzog den Wunsch geäußert, hier zu bleiben?" fragte der Kapitän. „Das gerade nicht . . ." „Ja, dann muß er auch zum Dienst, wie er es wohl selbst wünscht; seine Kameraden waren in letzter Zeit sehr angestrengt und einige Ruhe ist ihnen zu gönnen." — Und der Herzog ging zum Dienst, und die Frau Präsidentin konnte nicht mit ihm den Ball eröffnen! In der Republik Argentinien aber machte diese Pflichterfüllung eines deutschen Fürsten den tiefsten Eindruck und war für die Hebung und das Ansehen des ganzen Deutschtums von größtem Einfluß und auch in geschäftlicher Beziehung von erheblichem Wert. — —

Am nächsten Tage war das Barometer erheblich gefallen, ein frischer Südwest-Monsun hatte eingesetzt und brachte das Schiff tüchtig ins Schwanken, daß alles durcheinander rollte, was nicht niet- und nagelfest war. Dabei schien hell die Sonne herab und stand im Gegensatz zu den immer höher leckenden Wogen, deren Schaumkämme verlangend zum Schiff emporspritzten. Alles auf letzterem wurde fest gemacht, die Luken waren längst geschlossen worden, Seile hatte man auf dem Deck gespannt, aber die Fahrgäste waren fast sämtlich verschwunden und hielten sich, soweit sie nicht ihre Lagerstätten eingenommen, in den inneren Räumen auf, wo die Luft drückend schwül war und das Atmen erschwerte.

Allmählich nahm der Himmel eine aschgraue Färbung an, die Sonne verschwand, zuweilen ließ plötzlich der Wind nach, ohne daß sich das aufgewühlte Meer beruhigte, dann setzte von neuem der Monsun ein und packte den Dampfer von der Steuerbordseite, daß er hin und her schlingerte, das Gehen und Stehen erschwerend. Früh brach die Dunkelheit herein und mit ihr nahm der Sturm an Gewalt zu. „Alles unter Deck!" lautete der Befehl, welcher den Fahrgästen verbot, die unteren Räume zu verlassen, und auf schweres Wetter schließen ließ. Fritz hatte die Erlaubnis erhalten, oben bleiben zu dürfen, Henning hatte ihm einen Ölanzug gegeben, der gegen die überspritzenden Wellen schützte, und der Kapitän hatte ihm den Aufenthalt auf der Kommandobrücke gestattet.

Immer heftiger ward der Sturm und prallte brausend gegen die Schiffswände an. Dichte Finsternis herrschte, das sonst aus den Salons strahlende elektrische Licht war verschwunden, da die Fenster mit schweren Verschlägen

verschlossen worden, nur die weißlichen Positionslaternen am Hauptmast verbreiteten einen schwachen Schein, der den ungeheuren Schiffskörper noch dunkler und unheimlicher erscheinen ließ mit den finsteren Schatten des Mastes und des Schornsteines. Das Schiff knarrte und krachte, als ob seine Sehnen auseinander gerissen werden sollten, widerwillig nur schien es dem Steuer zu gehorchen, schwer hoben es die Wogen empor, in deren Thäler es dann um so rascher einsank, um gleich danach mit schnellen Bewegungen nach der linken oder rechten Seite zu fallen. Die Schaumkämme der Wellen hüllten es häufig in einen Gischtmantel ein, andere Wogen stürzten donnernd heran, unheimlich über das Deck rauschend, und nun folgten mehrere Sturzseen, mit ungestümer Wut sich gegen den Schiffskörper werfend, als ob sie ihn mit jähem Grimm zermalmen wollten.

Auch auf die hochgelegene Kommandobrücke spritzte die salzige Flut, mit beiden Händen klammerten sich der Kapitän und der erste wie dritte Offizier, welche die Wache hatten, an den Eisenstäben an, der Mann am Ruder hielt die Speichen desselben mit seinen schwieligen Händen fest umschlossen, ruhig die Befehle des Kapitäns ausführend, ein winziges Licht ließ die Schwankungen der Kompaßrosen genau erkennen.

Da plötzlich schallte es vom Ausguck des Vordermastes langgezogen herüber: „Segel Backbord voraus!“ Der Kapitän und die Offizere nahmen die Gläser zur Hand — richtig, links bemerkte man auf der dunklen, hin- und herwallenden Wasserfläche gleich einem winzigen Sterne ein heftig sich bewegendes Licht, von einem anderen Schiffe herrührend. Aber was ist das? Dort, von dem Licht aus, steigen Raketen auf, kaum sind sie verlöscht, glüht Buntfeuer in derselben Richtung. „Schiff in Gefahr“ heißt dies, und nun hörte man den dumpfen Schall von Kanonenschlägen und sah von neuem blutrotes Leuchtfeuer aufflammen: „Rettet, Schiff in höchster Not!“ sagte das schaurige Signal.

Wenige Worte wechselt Kapitän Cüppers mit seinen Offizieren, ein Klingelzeichen ruft Henning aus seiner Kammer die Treppe herauf, ein kurzer Befehl, und eine Minute später zischen funkelnd und sprühend vom „Prinz Heinrich“ blendende Raketengarben zum Himmel empor, an dem sich in durcheinander wirrender Hast die Wolken jagen. „Rettung in Aussicht!“ ruft der funkelnde Gruß dem gefährdeten Schiffe zu, das man als eine Bark erkannt.

„Alle Mann an Deck! Schiff in Not! Freiwillige vor! Boot Sechs achter klar!“ so dringen die kurz und energisch gegebenen Befehle durch das Heulen des Sturmes und Brausen der Wellen.

„Bitte, bitte, Herr Kapitän, lassen Sie mich mit das Rettungsboot bemannen!“ — Fritz ist es, der die Worte in fast flehendem Tone an den Kapitän gerichtet. Dieser wirft einen rasch prüfenden Blick auf die sehnige Gestalt des Jünglings, dann folgt ein schnelles: „Es sei!“ und im nächsten Augenblick erfolgen die weiteren Kommandos, die den Lauf des Schiffes ändern und ihn auf die Lichter der in Gefahr befindlichen Bark richten. Als ob das Meer seiner Beute sich schon sicher geglaubt und eine Rettung verhindern will, stürzt es sich mit wildem Anprall dem Bug des Dampfers entgegen, daß der Vordersteven völlig verschwindet in den Wellenbergen, die er aber, sich wieder emporrichtend, kräftig zerteilt, während es an anderen Stellen des Schiffes splittert und kracht, da die ungeheure Gewalt des Wassers die Reeling an verschiedenen Punkten fortgerissen und sonstige Zerstörungen angericht hat. Ein zitterndes Rucken geht durch das ganze Schiff, die Maschinen hämmern wie von dämonischen Gewalten getrieben, bis sie plötzlich ihr fieberhaftes Stampfen einstellen, denn der erste Ingenieur hat soeben das Signal: „Stopp!“ erhalten, da der Dampfer beigedreht hat und nun ohne seine belebende Kraft auf den Wellen treibt.

Fritz hat sich zu den sieben Matrosen und dem zweiten Offizier gesellt, die ihre Plätze im Rettungsboot eingenommen, das bereits außenbords gedreht ist und jetzt an den schweren Stricken herabgelassen wird. „Vorwärts, mit Gott!“ ruft der befehlende Offizier. Ein gewaltiger Wogenberg, der eben den Dampfer umbrandet, löst sich von diesem ab und führt das Boot mit sich, es in einen brodelnden, gurgelnden, schäumenden Kessel versenkend, aus dem es alsbald emporgerissen wird durch neue heranrasende Wellen. Aber kräftige Hände führen die Riemen und in nerviger Faust liegt das Steuer. In gischendem, sprudelndem Bogen schlagen mehrfach die Wellen über das Boot weg: „Ausgucken, Leute, festhalten!“ ertönt die scharfe Stimme des Offiziers, die Rücken beugen sich, die Arme klammern sich um die Sitzbretter und halten sich dort fest, bis die heulende See verlaufen.

Mit verdoppeltem Eifer geht's vorwärts. Aber wo ist das Schiff geblieben, dem man zusteuert? Nichts ist in den Gischtwolken zu sehen! Sollte es bereits dem Meere zum Opfer gefallen sein, sollte die Rettung zu spät

kommen? Da zischt ganz nah eine Rakete auf und zeigt den Rettern das Ziel. Die Wellen schlagen fortwährend schon über der Bark zusammen, deren Großmast herausgerissen ist und im Wasser liegt, während die Schiffbrüchigen sich im Tauwerk festhalten. Auch sie haben beim Blitzen der Rakete die Retter bemerkt, die jetzt die höchste Aufmerksamkeit darauf richten, nicht an das Wrack geschleudert und zerschellt zu werden; zweimal wird vergeblich die Leine ausgeworfen, erst beim dritten Mal wird sie von den Schiffbrüchigen erfaßt und das Boot herangezogen, sodaß es durch das Wrack ein wenig geschützt wird, aber immer noch auf und nieder fliegt, und die Bergung der fremden Mannschaft nur schwer von statten geht. Zehn Mann sind es und ein Schiffsjunge, welcher, halbtot vor Schreck und Anstrengungen, doch noch krampfhaft in seiner Rechten einen aus Segeltuch gefertigten Beutel hält, der wohl seine in fremdem Lande erstandenen Andenken birgt. Die Geretteten, die man als Norweger erkennt, legen sich eng aneinander auf dem Schiffsboden nieder, nachdem der Kapitän in gebrochenem Deutsch auf die Frage des Offiziers erwidert, daß niemand mehr auf dem Wrack weile, und auf das Kommando: „Vorwärts, legt euch ins Zeug!“ stößt man ab und wird wiederum von der wilden See erfaßt, die mehrmals das Boot zurückwirft, daß es fast mit dem Bugspriet des Wracks in Berührung gelangt.

Augenblicke der höchsten Gefahr — denn wenn die nächste der Riesenwogen dieselbe Richtung nimmt und das Boot auf das Wrack schleudert, so sind alle verloren. Jeder weiß es. Die Hände pressen sich gleich eisernen Zängen um die Riemen, die taktmäßig in das Wasser fallen und ruckweise das Boot abbringen, Gottseidank, man hat die See nicht mehr von vorn, man dringt vorwärts, und dort leuchten jetzt vom „Prinz Heinrich“ bengalische Feuer herüber, er hat Dampf aufgesetzt und kommt dem Boot entgegen.

Von den Geretteten richtet einer den Oberkörper auf und blickt spähend durch den Gischt — mit einem schmerzlichen Stöhnen sinkt er alsbald zurück; der Kapitän ist's, verschlungen von den Wellen ist das Wrack des Schiffes, mit dem er sich verwachsen gefühlt, das vielleicht sein Eigentum gewesen, mit dem er oft weite Fahrten unternommen!

Eine Viertelstunde später sind alle sicher geborgen an Bord des „Prinz Heinrich“, der seinen alten Kurs wieder aufgenommen. Der Kapitän hatte seine braven Leute am Fallreep empfangen und jedem kräftig die Hand

gedrückt, es war ein Dank, der verstanden wurde. „Er hat sich brav gehalten, der Fritz Vogelsang, wie ein echter und rechter Seemann, ich habe meine helle Freude an ihm gehabt,“ sagte im Kartenzimmer der dritte Offizier zum Kapitän, dem er über die Rettung eingehend Bericht erstattete für das Schiffsjournal, welches auf das genaueste alles verzeichnet, was sich auf und mit dem Schiff ereignet. Aus den Erzählungen des fremden Kapitäns hatte man erfahren, daß es die norwegische Bark „Triumph“ gewesen, die mit einer Ladung Eisenholz aus Bangkok heimwärts segelte und sich nicht dem Sturm gewachsen zeigte. Alles war mit dem Schiff untergegangen, glücklicher Weise aber nicht das köstlichste Gut, die Menschenleben! —

Ein Sonntag war der folgende Tag, an welchem der Sturm erheblich nachgelassen. „Nun danket Alle Gott“ spielte in früher Stunde die Kapelle, und mancher, dem das Herz gar ängstlich in den bangen Stunden der vergangenen Nacht geklopft, faltete ergriffenen Sinnes die Hände und richtete bewegte Worte zum Höchsten empor. In einer Ecke des Zwischendecks hatten sich die Norweger versammelt, in heimischer Sprache las ihnen ihr Kapitän ein längeres Gebet aus einem kleinen, wasserdurchtränkten Andachtsbuche vor, das sich in dem Segeltuchbeutel des Schiffsjungen befunden, dann sanken sie Alle in die Knie, und heiße Thränen perlten aus den Augen der meisten, deren Lippen sich in stillem Dankgebet bewegten. Aber an innigem Dank ließen sie es auch nicht gegenüber der Bemannung des Rettungsbootes fehlen; sie berichteten von der furchtbaren Zeit, die sie verlebt, nachdem ihr Schiff leckgesprungen, wie dann alles Pumpen nichts mehr half, wie sie sich, nachdem ihr Notsignal von einem anderen Dampfer unberücksichtigt geblieben, mit dem Tod vertraut gemacht, und wie sie neues Hoffen erfüllte, als sie die Hülfe versprechenden Signale des „Prinz Heinrich“ gewahrten, dessen Gäste sie nun bis Colombo sein sollten, wo der Aufnahme-Bericht stattfinden mußte über den Untergang der Bark und woselbst auch die Geretteten Gelegenheit fanden zur Heimfahrt, falls sie es nicht vorzogen, sich auf einem anderen Schiffe zu verdingen. —

Auf den Sturm folgten schöne Tage; lasurblau war bald die Farbe des Meeres, bald türkisgrün, und den flimmernden Diamantenschmuck verkörperten die leichten Schaumhäupter, über die hinweg ganze Scharen von fliegenden Fischen schossen, während sich die Delphine lustig spielend im schäumenden Kielwasser tummelten. Von unbeschreiblichem Zauber waren

die Eindrücke, wenn früh der Sonnenball aus dem feuchten Schoße auftauchte oder abends feurig niedersank, noch lange, lange seine Nachzügler in Gestalt rosiger Wölkchen am Himmel lassend, bis auch sie verschwanden im weißlichen Scheine des Mondes, wenn dann das Schiff wie in einer feurigen Bahn dahinzufahren schien und gleich Ketten zauberhaften Geschmeides seine Flanken vom Meerleuchten umgeben waren, während der Lärm der Tagesarbeit an Bord verhallt war und sich zu der feierlichen Stimmung der tiefe Frieden der Tropennacht gesellte.

Lange saß Fritz dann bei Claus Henning, der ihm in seiner nachdenklich ruhigen Weise manches aus seinem bewegten Seemannsleben berichtete; vielerlei hatte er durchgemacht und mehrfach die Schatten des Todes verspürt. Ein denkbares Erlebnis erzählte er von der Ende Oktober 1884 in der Jammerbucht, an der Westküste Jütlands, erfolgten Strandung der an hundert Schiffsjungen bergenden Brigg „Undine", die bei haushoher Brandung auf den Strand gelaufen war, wobei aber die gesamte Mannschaft gerettet wurde. „Wir waren Einer nach dem Andern in stürmischer Nacht im Rettungsstuhl gelandet und in dem kleinen Dorfe Agger von den dänischen Schiffern gut aufgenommen worden, ja. Am nächsten Morgen eilten wir zum Strand, ach, da lag die stattliche Brigg vor uns, mit der Breitseite gegen Land, kielbrüchig aussehend und alle Anzeichen eines Wrackes an sich tragend. ‚Kinnings', sagte da einer der Matrosen, ‚ich weiß, wie unser Käp'tän das Kaiserbild liebt, das in seiner Kajüte hängt, die Freude mach' ich ihm, ich hol's ihm!' Und da warf er auch schon seine Kleidungsstücke ab, watete zuerst durch das flache Wasser, sich, so lange er konnte, an dem schweren Tau festhaltend, an welchem in der Nacht der Rettungsstuhl entlanggegangen war, und dann schwamm er der „Undine" zu, ja. Es war ein waghalsiges Stückchen, die Wellen gingen noch immer über den Schiffsrumpf weg, und oft sahen wir nichts mehr von unserem Kameraden, den wir bereits verloren glaubten. Aber da tauchte er plötzlich nahe dem Schiff auf, kroch an Bord der von den Wogen hin und her geschleuderten Brigg, und nach kurzem erschien er wieder, sich in die eiskalten Fluten werfend und das umhüllte Bild mit der einen Hand hochhaltend, ja. Mit donnerndem Hurra begrüßten wir ihn, als er wieder an Land kam, na, und wie nun das Bild mit den lieben Zügen unseres alten Kaisers von Hand zu Hand wanderte, Fritz, da gingen manchem von uns die Augen über! Viele streichelten und lieb-

kosten das Bild und wollten es garnicht loslassen. Und wie ergriffen war unser braver Kapitän! Immer wieder schüttelte er unserem Kameraden die Hand und sagte, daß er ihm das nie vergessen werde und daß ihn immer und immer das Bild an die tapfere That erinnern würde, ja. Der Brave! Er sollte sich nicht lange an dem Bild erfreuen, denn wenige Jahre später starb er in Hongkong den Tod für das Vaterland! —"

Am liebsten aber plauderte Henning vom Kampfe des Kanonenbootes „Meteor" mit dem französischen Aviso „Bouvet" am 9. November 1870 nahe dem Hafen von Havana; soviel er auch durchgemacht, dies Erlebnis war ihm doch das wichtigste in seinen wechselvollen Schicksalen, und aus all' seinen Berichten von jenem Kampf klang sein Stolz hervor, daß er daran teilgenommen, und daß jene ereignisvollen Stunden noch frisch und eindrucksvoll bis zu seinen spätesten Lebenstagen hinüberleuchten würden. „Wir ankerten am Morgen des 7. November im Hafen von Havana," so erzählte er Fritz, „hatten zwei Wochen vorher schwere Stunden gehabt, ja, da uns zwei Cyclone gefaßt, die uns bös mitgespielt, die aber unser braves Schiff gut überstanden, wenn es auch genug nachher zu thun an Bord gegeben. Wir zählten 65 Mann, ohne unsere Offiziere, und führten ein stärkeres sowie zwei schwächere Geschütze, unsere Maschine war nicht allzu stark. Eine halbe Stunde nach uns lief der französische Aviso in den Hafen und ankerte nahe bei uns, es war ein stattliches Schiff, hatte stärkere Besatzung und mehr Geschütze als wir, aber unser Kapitän-Leutnant Knorr, der es denn ja auch später zum Admiral gebracht, er wollte trotzdem mit dem Franzosen ein Wörtchen deutsch reden, ja. Der Hafen war neutrales Gebiet, aber, um unsere Lust zum Kampf zu zeigen, gingen wir um die Mittagsstunde 'raus und blieben drei Seemeilen von der Küste vorm Hafen liegen, daß uns der Franzose sehen und unsere Aufforderung verstehen konnte. Am Nachmittage liefen wir wieder in den Hafen ein. Du kannst Dir denken, wie es uns in den Fingern juckte und wie wir Alle darauf brannten, mit unserm feindlichen Nachbarn anzubinden. Am nächsten Tag lief das französische Kriegsschiff aus, wir folgten ihm am übernächsten Tage, da die Behörden unserem Kommandanten mitgeteilt, daß wir erst 24 Stunden nach dem Auslaufen eines feindlichen Kriegs- oder Handelsschiffes den Hafen verlassen dürften. Etwa zehn Meilen von der Küste sichteten wir den Gegner und hielten mit Volldampf auf ihn zu, die Topp-

flaggen wurden gehißt und nachdem wir etwa 1200 Schritt herangekommen und schon feindliches Feuer erhalten hatten, gaben wir unter lautem Hurrah den ersten Schuß ab. Feuernd gingen wir vor, da jagte plötzlich der Franzose mit vollem Dampf auf uns zu, um uns in die Seite zu laufen und in den Grund zu bohren, unser „Alter“ aber, unser Kommandant, erkannte das rechtzeitig, gab die nötigen Befehle und kommandierte „klar zum Entern!“ Das waren erregte Sekunden, mein Junge! Wir manövrierten so geschickt, daß wir keinen Stoß erhielten, sondern die Schiffe Wand an Wand aneinander vorbeiliefen, während wir aufeinander feuerten: das Knirschen, das Splittern und Brechen der Reelings, das Zertrümmern der an Backbord hängenden Boote, das Krachen der Wanten werde ich zeitlebens hören! Auch sonst hatte uns das weit stärkere und größere Schiff mit seinem Krahnbalken und seiner Fockraa vielen Schaden zugefügt, der Großmast war über Deck eingeknickt und hatte wiederum den Besanmast abgebrochen, der einen Teil der Kommandobrücke zertrümmerte — böse Augenblicke, ja, die uns Schiff und Leben hätten kosten können, wenn sie der Gegner benutzte. Wir hielten, stets feuernd, nun auf diesen wieder zu, und eine unserer schweren Granaten traf die Kessel des Avisos, in weißlichen Wolken strömte der Dampf aus. Leider hatten wir Maschinenschaden, unser Gegner, der sich bis dahin sehr tapfer gehalten, kam aus dem Bereich unseres Feuers, er setzte Segel auf und rettete sich in den Hafen von Havana, ja, wir jagten ihm eine halbe Stunde später, die wir zum Ausbessern der Schäden gebraucht, nach, aber unsere Granaten trafen schon neutrales Gebiet, und ein spanisches Kriegsschiff zeigte dies durch einige Schüsse an, die es zwischen uns und dem Franzosen abgab. Sonst wäre uns der Aviso sicher gewesen, ja! Zwei Tote hatten wir und einen Schwerverwundeten; der Steuermann war, neben dem Kommandanten stehend, tötlich getroffen worden, wir senkten ihn mit unserem anderen Kameraden am nächsten Abend in die stille Flut!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des siebenten Tages nach der Abfahrt von Aden herrschte an Bord des „Prinz Heinrich“ schon früh lebhafte Bewegung, und selbst die Langschläfer verließen eher als sonst ihre Lagerstätten: Ceylon kam in Sicht! Mehr und mehr erkannte man die Umrisse der Insel, von der es herüberwehte wie süßer Duft seltener Blumen und Gewürze, dichte Waldungen konnte man allmählich unterscheiden und den weißen Schaum der

den flachen, sandigen Strand bespülenden Wogen, und in dem von Schiffen aller Art gefüllten weiten Hafenbecken fielen alsbald die Anker. Gleichzeitig kam ein ganzer Schwarm von Booten herangerudert, aus langen, schmalen, ausgehöhlten Baumstämmen bestehend, von deren einer Seite sogenannte Ausleger abgehen, zwei gekrümmte parallele starke Bambusstäbe, die an ihren Außenenden durch einen dritten Stamm verbunden sind, selbst bei hohem Wellengang ein Umschlagen des schwankenden Nachen verhindernd. Singhalesen und Tamilen saßen darin und boten mit weicher, singender



Im Hafen von Colombo.

Sprache Früchte und allerhand Erinnerungen an oder wollten die Fahrgäste an Land befördern. Ein zierliches Ruderboot brachte den Vertreter des „Norddeutschen Lloyd“ nebst der für das Schiff bestimmten Post und mehrere andere Herren an Bord, unter letzteren befand sich auch Herr von Falkenstein, der Freund des Vaters von Fritz, welcher seinen jungen Gast abholen wollte.

Schwer wurde Fritz der Abschied von dem Kapitän, den Offizieren, von Henning und den sonstigen Freunden. Alle kamen heran, um ihm noch einmal die Hand zu schütteln, selbst der chinesische Mandarin, der gehört, wie tapfer sich Fritz an dem Rettungswerk beteiligt, erschien und sagte ihm einige freundliche höfliche Worte, Singh aber, der junge Singhalese,

drängte sich ganz zuletzt nochmals zu Fritz, drückte dessen Hand, ehe sie dieser zurückziehen konnte, heiß an seine Lippen und steckte Fritz ein mit singhalesischen Schriftzeichen bedecktes Blättchen Papier zu, das wohl Segenswünsche enthielt. Dann ging es in das Ruderboot hinab, die letzten Grüße wurden ausgetauscht, die Tücher wurden geschwenkt, und schnell flog das Schifflein über die durchsichtigen Wellen der „glücklichen Insel" zu, wie Ceylon vielfach genannt wird.



Dritter Abschnitt.

Auf Ceylon. — Eine Elefantenjagd.

Mit froherstaunten und bewundernden Blicken sah Fritz um sich, als er mit seinem Begleiter das Ufer erreichte und gleich danach die Hauptstraße Colombos entlangschritt, um ein dort liegendes Hotel aufzusuchen, da sich Herr von Falkenstein noch bis zum folgenden Morgen hier aufzuhalten gedachte. Acht Tage hindurch hatte Fritz nur das Meer gesehen, wie erfreuten sich jetzt seine Augen an dem herrlichen Grün, das sich ihnen in unendlicher Fülle überall darbot, an hochragenden Palmen und breitschattigen Bäumen mit süß duftenden großen roten und weißen Blumen, an den schlanken Gestalten der fremdartigen Bevölkerung, die soviel Zuthunliches an sich hat, an dem ganzen anmutigen Rahmen, der die Fülle der neuen und fesselnden Bilder umschloß.

Das Hotel war bald erreicht, ein großes, luftiges Gebäude, dessen innere Räume fast stets im Halbdunkel lagen, da gegen die Hitze die Fenstervorhänge bis zu den etwas Kühlung bringenden Abendstunden herabgelassen waren. Die Bedienung bestand aus weißgekleideten Singhalesen, die auf ihren entblößten Füßen rasch und unhörbar dahinhuschten, die Wände der Zimmer waren, um all' dem kleinen Tiergezücht der Tropen möglichst wenig Unterschlupf zu bieten, nur bunt gestrichen, ein Gestell aus durchsichtigen weißen Vorhängen umgab das Bett zur Abwehr der Mosquitos, jener winzigen Feinde der Schlafenden, die mit ihren schmerzenden Stichen und ihrem lästigen Summen oft die Ruhe gefährden.

Nach kurzem verließ man das Hotel wieder. Herr von Falkenstein, der im Innern Ceylons eine große Pflanzung besaß, hatte noch verschiedene geschäftliche Besprechungen und schlug Fritz vor, daß dieser unterdessen sich

Colombo ansehen sollte, zum Mittag würden sie dann wieder hier zusammentreffen und den Abend wollten sie beim deutschen Konsul verbringen, wo auf Veranlassung des jungen Herrn Hagenbeck eine Zauberertruppe Proben ihrer Künste ablegen würde. „Nun werde ich Dir erst eine Menschendroschke mieten," meinte Fritz' Begleiter, „in der Du einige Stunden spazieren fahren kannst; ich werde Dein zweibeiniges Pferd," setzte er lächelnd hinzu, „gut unterrichten, damit Du in kurzem möglichst viel siehst. Schütze Dich



Geschäftsstraße in Colombo.

nur gegen die Sonnenstrahlen und behalte stets den Schirm aufgespannt, man kommt sonst hier leicht zu einem Hitzschlag, der üble Folgen haben kann."

Vor dem Hotel stand eine ganze Anzahl „Menschendroschken", und deren „zweibeinige Pferde" umringten sofort rufend und sich anpreisend die Heraustretenden; dunkelbraune, meist nur mit einem Schurz und einem turbanartig um den Kopf geschlungenen Tuch bekleidete Gesellen waren es, welche die bewegende Kraft der schmalen, einsitzigen, zweirädrigen Karren vertraten, in deren lange Gabel sie sich spannten und dann mit dem leichten Gefährt

munter abtrabten, stundenlang ohne merkliche Zeichen der Ermüdung aushaltend. Herr von Falkenstein mietete eins dieser Wägelchen, die Jinrikishar, kürzer Rikshar genannt werden, auf mehrere Stunden, gab dem gebräunten Leiter die nötigen Anweisungen, der dazwischen lachte und schwatzte, und die Fahrt ging alsbald los.

Die Hauptstraße, deren Boden aus festgestampfter roter Erde besteht, ist breit angelegt und mit schattigen Akazien bepflanzt, die voll prächtiger roter Blüten prangten; einigen Hotelbauten schließen sich kleinere, langgestreckte Häuser an mit säulengetragenen Vorhallen, unter denen Händler ihre Waren ausgelegt haben, und nach beiden Seiten zweigen sich verschiedene kurze Straßen ab, in denen die bedeutendsten europäischen Handelshäuser liegen. Hier, in der Nähe des Meeres, wo sich ein hoher Uhrturm erhebt mit weitstrahlendem Blinkfeuer in der Nacht, liegt der englische Gouverneurpalast und ihm benachbart trifft man auf mehrere Kasernen, die, dem Klima entsprechend, niedrig und mit beträchtlicher Raumverschwendung erbaut sind. Dies ist der eigentliche europäische, sogenannte Festungsteil, der nach dem Meer zu noch heute durch einige kleinere Befestigungswerke geschützt ist, die sich aber kaum im Ernstfalle für kriegerische Zwecke brauchbar erweisen dürften. Einst war das anders, da lagen hier die Befestigungen der Portugiesen, die 1517 nahe Colombo gelandet waren, ihre Herrschaft in schlimmer Weise ausübend und in steten Kämpfen mit den Eingeborenen begriffen. Auch den Holländern, welche die Portugiesen in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verdrängten, ging es nicht anders, und erst den Eng-



Eine Menschendroschke.

ländern, die sich 1795 ohne besondere militärische Anstrengungen der holländischen Besitzungen auf Ceylon bemächtigten, gelang es, einen Friedenszustand herbeizuführen, allerdings erst nach manch' blutigem Ringen und nach Aufwendung großer Mittel und erheblicher Anstrengungen.

Von dem genannten Uhrturm aus fuhr Fritz einen schönen Weg entlang, der die köstlichsten Ausblicke gewährt auf das in schäumender Brandung heranrollende Meer und auf die sich an den sanften Ausbuchtungen desselben entlangziehenden Palmenwaldungen, unter denen versteckt im dichten



Am See von Colombo.

Grün europäische Häuschen und Eingeborenen-Hütten liegen, dann bog der Leiter des Wägelchens vom Strande ab und erreichte bald einen weiten See, der auf das berückendste die Schönheiten der Insel verkörpert. Herrliche Palmen recken hoch in die Lüfte ihre Häupter, Bananen breiten stolz ihre riesigen Blätter aus, wie ungeheure Bouquets erheben sich Bambussträucher zwölf- bis fünfzehn Meter aus dem Boden, in hellem, frischestem Grün stehen die Salatsträucher da und mit tausenden von großen gelben und roten Blumen sind die mächtigen Malvenbäume besetzt, während dort jener gewaltige, als heilig geltende indische Feigenbaum mit seinem Luftwurzel-Gerank einigen hundert Personen reichlichen Schatten gewähren kann. Nahe

dem Seeufer plätscherten im Wasser vergnügt braune Kinder umher, über den See kamen Kähne, unter deren schützendem Bastgeflecht Eingeborene saßen, und nun ging der Pfad bei den Hütten der letzteren vorbei. Diese Hütten sind aus Lehmwerk errichtet und mit Ziegeln gedeckt, durch die großen Öffnungen — Fenster und Thüren in unserem Sinne kennt man nicht — den Blick in das ärmliche Innere ermöglichend, vor ihnen Männer und Frauen und Kinder stehend, hockend, liegend; die Erwachsenen sind von den



Rathaus in Colombo mit Holländischem Turm.

Hüften ab mit bunten, rockähnlichen Gewändern, die Kinder meist nur mit einem Schurz, den bei den kleineren eine Glasperlenkette ersetzt, bekleidet, viele freundlich Fritz anlächelnd und ihm zunickend.

Machte dieser Teil Colombos einen völlig ländlichen Eindruck, so lernte Fritz bald danach die Pettah kennen, die „schwarze Stadt", jene der Eingeborenen, freilich auch mehr einem großen, sich nach den verschiedensten Richtungen hin erstreckenden Dorfe ähnelnd. Reges Leben herrscht hier, zumal in der Nähe des Marktes mit seinen lockenden Fruchtauslagen der duftigsten Ananas, der süßesten Bananen, der saftigsten Melonen, zu denen sich mächtige

Brotbaumfrüchte, Kürbisse, Orangen, Citronen, Granatäpfel, Mangos, Pistazien, Guyavas 2c. in reichster Fülle und Schönheit gesellen. Nahe dem Rathause sind kleinere, an den Seiten offene Markthallen errichtet, in denen man die seltsamsten Bewohner des Indischen Oceans antrifft, und in der Nachbarschaft dieser Hallen gemahnt noch ein niedriger, altertümlicher Glockenturm an die Herrschaft der Holländer. Aus den umliegenden Ortschaften treffen zierliche, mit einem Sonnendach versehene leichte Wagen, welche von Zebus gezogen werden, und schwerere, mit Büffeln bespannte Lastfuhrwerke



Fruchtladen in Colombo.

ein, und die Besitzer tauschen ihre Waren gegen allerhand Europa-Artikel um.

Vor ihren die Straßen einsäumenden Hütten sitzen die Handwerker; hier werden von den Fiederblättchen der Kokospalmen Matten geflochten, dort ist ein Drechsler beschäftigt, da ein Klempner, der alte Konservenbüchsen zu Leuchtern und Schalen verarbeitet, nebenan hucken einige Schneider, farbig gemusterte Tücher, die zu Kleidungszwecken verwendet werden, nähend, ein Töpfer formt im Umsehen auf der Drehscheibe Teller und Gefäße, ein Schmied hämmert an einem Reifen herum, und sein Nachbar, ein Tischler, fertigt Truhen, die später grell bemalt und von den Singhalesen, in deren Hütten sie oft das einzige „Möbelstück" bilden, gern gekauft werden. Auch Chinesen

trifft man bereits in emsiger Thätigkeit an, von Jahr zu Jahr dringen sie in größerer Zahl von Osten aus nach dem Westen vor, sich überall schnell vermehrend und auch in ferner Fremde an ihren heimischen Sitten und Gebräuchen festhaltend.

Hier, in der „schwarzen Stadt", fiel Fritz die Verschiedenartigkeit der Bewohner auf. Die Mehrzahl der letzteren bilden die Singhalesen, die in Urzeiten vom nördlichen Indien her eingewandert waren und allmählich fast die gesamte Insel in Besitz genommen hatten, bis ihnen später aus Süd-Indien kommende Tamilen folgten, und nun zwischen den beiden Stämmen unaufhörliche Streitigkeiten um die Oberherrschaft stattfanden, welch' gegenseitige Kämpfe den Europäern die Eroberung und endgültige Unterwerfung der gesamten Einwohnerschaft erleichterten. — Die



Tamile.

Singhalesen, fast sämtlich Anhänger der buddhistischen Religion, entstammen einem schönen Menschenschlage; ihre Tracht besteht aus einem bunten Baumwollentuch, das in Form eines Rockes um den Unterkörper geschlungen wird und dessen sich Männer wie Frauen bedienen. Das Haar wird, auch von den Männern, lang und offen getragen und von den wohlhabenderen Vertretern des stärkeren Geschlechts, nach Frauenart, auf der Mitte des Kopfes durch einen halbkreisförmig gebogenen Schildpattkamm zusammengehalten. Männer wie Frauen, auch schon die Kinder, schmücken sich gern mit gol-

denen und silbernen Zierarten, die sie als Spangen und Ringe an Händen und Füßen, ferner um den Hals, an den Ohren und selbst in der Nase tragen. So einfach die ärmeren Singhalesen in ihrer Nahrung sind, so schlicht sind auch ihre Wohnstätten, aus schmaler Hütte mit ein oder zwei Räumen bestehend, deren „Ausstattung" sich aus niedrigen Schlafgestellen, einigen Matten und Decken, den nötigsten Kochgeräten und der aus mehreren Steinen gebildeten Feuerstätte zusammensetzt.

Die Tamilen sind von kräftigerem Körperbau und von größerer Arbeitslust, als die Singhalesen, aber oft von rachsüchtigem und unfreundlichem



Zebuwagen.

Wesen; viele von ihnen widmen sich dem dienenden Stande und verrichten ferner die Feld- und Gartenbauarbeiten. Zum größten Teil dem Hinduglauben angehörend, zerfallen sie in verschiedene Sekten; die Angehörigen einer derselben bestreichen sich jeden Morgen nach dem Besuch des Tempels die Stirn des kahlgeschorenen Kopfes mit mehrenen wagerechten Streifen mittelst einer weißen, lehmigen Flüssigkeit, es deutet an, daß sie bereits an diesem Tage den Göttern ihre Verehrung dargebracht. Dann bemerkte Fritz noch „Mohren", die Nachkommen der eingewanderten Araber, unter ihnen ehrwürdige und malerische Erscheinungen in langen weißen Gewändern und mit faltigen Turbanen, und neben den schmächtigen, flinken Chinesen noch

schlanke Malayen und europäisch sich kleidende Mischlinge, von Portugiesen und Holländern abstammend.

Zur Mittagszeit erreichte Fritz wieder das Hotel, und nach dem Essen, bei welchem ihm Herr von Falkenstein noch viel von der Geschichte der Insel und ihrem Reichtum erzählte, wurden mehrere Stunden der Ruhe gewidmet, da die brütende, der feuchten Treibhausluft ähnelnde Hitze jeden Aufenthalt im Freien verbot. Als die Sonnenstrahlen nicht mehr gar zu sehr herniederbrannten, fuhren Herr von Falkenstein und Fritz in Rikshas nach dem Wasserbehälter Colombos, einem hochgelegenen Punkte außerhalb der Stadt.



Im Eingeborenenviertel Colombos.

Fritz vermochte nicht einen leisen Ruf des Staunens, der Bewunderung zu unterdrücken: Meilen, viele, viele Meilen weit breiteten sich Palmenwaldungen aus, links am schäumenden Ocean sich entlangziehend, rechts sich in duftige Ferne verlierend, geradeaus ganz, ganz fern begrenzt durch blaue Bergzüge und dem aus ihnen sich emporlösenden Adamspik. Und dieses unübersehbare grüne Blättermeer war von bewegungsloser, feierlicher Ruhe umfangen, war von etwas so Hoheitsvollem und Großartigem umgeben und durchdrungen, daß Fritz andächtig zu Mute ward wie in einem von Orgelklängen durchbrausten Gotteshause!

Von diesem herrlichen Punkte ging die Fahrt zum Heim des deutschen Konsuls Freudenberg, bei welchem Herr von Falkenstein und sein junger

Gast den Abend verleben sollten. Die Villa lag nahe dem Victoriapark, wo sich einst die Zimmetgärten der Holländer befanden, und auch hier zeigt die gütige Mutter Natur ihre üppigste Verschwendungslaune. Kaum können die Augen diese Pracht fassen. Die Palmen, obwohl in einzelnen wundervollen Exemplaren vorhanden, treten mehr zurück gegen andere Bäume und gegen blühendes Buschwerk; weithin erstrecken sich die blätterreichen Äste und Zweige des Brotbaumes, aus dem dunklen Grün der Zimmetsträucher heben sich die hellichten frischen Schößlinge hervor, des Crotons rote Blätter vermischen sich mit den üppigen blauen Blumensträußen der Lianen, dunkelrote Kamelien ähnelnde Blumen leuchten aus massigem Blättergewirr hervor, und süßen Duft hauchen die Tamarinden aus, deren unzählige Blüten fremdartige große Schmetterlinge umgaukeln.

Stattlich und schönheitsvoll war die Villa des deutschen Konsuls, in deren Vorgarten, woselbst an hohem Mast die deutsche Flagge lustig flatterte, die Wägelchen einbogen, während gleichzeitig der Bewohner unter der säulengetragenen Vorhalle heraustrat, seine Besucher mit herzlichen Worten und kräftigem Händedruck begrüßend; trotz seines weißgrauen Bartes hatte sich Konsul Freudenberg jugendliche Frische und echten Frohsinn bewahrt, in seinem ganzen Wesen vereinten sich Güte und Wohlwollen mit festem Willen und freundlicher Würde, jedem sogleich Zutrauen und Achtung einflößend.

In den mit vornehmer Behaglichkeit ausgestatteten Gemächern waren schon mehrere jüngere deutsche Herren versammelt, meist Angestellte europäischer Geschäftshäuser; unter ihnen fiel durch seine Größe und sein liebenswürdig-mannhaftes Auftreten John Hagenbeck, der jüngere Bruder des bekannten Hamburger Tierhändlers, auf, der auch veranlaßt hatte, daß indische Zauberer eine Vorstellung geben würden.

Der dumpfe Klang langer Holztrommeln lockte die Anwesenden aus den Zimmern nach einem hinter dem Hause gelegenen Grasplatze, wo die Zauberkünstler, ihrer sechs an der Zahl, auf dem Boden hockten. Einzeln oder auch mit Unterstützung ihrer Gefährten zeigten sie ihre Kunststücke, die zuweilen an Benutzung übernatürlicher Kräfte gemahnten, aber doch nur mit ungeheurer Gewandtheit ausgeführt wurden. So ließ einer der braunen Gesellen allerhand Steine erscheinen, überall schien er sie aus seinem Körper, der nur mit einem Schurz bekleidet war, zu ziehen, er legte sie halbkreisförmig auf den Boden und sie bewegten sich hin und her zu den abge-

brochenen Tönen einer Flöte. Ein anderer zeigte seine Hände, die nichts enthielten, er schloß sie, und als er sie wieder öffnete, barg er in jeder ein zierliches Täubchen; die Tiere flatterten fort, kehrten aber gehorsam auf den Klang der Flöte zurück, sich auf seinem Kopf niederlassend. Geheimnisvoll war das Pflanzen und Wachsen eines Mangobäumchens. Einer der Zauberer legte ein Samenkörnchen in einen kleinen Erdhaufen, den er mit einem Stück bunten Leinwandgewebes bedeckte; als er dies nach wenigen Minuten aufhob, sproßte eine zarte Pflanze aus dem Erdboden empor, nach einer weiteren Pause, als die Hülle von neuem entfernt wurde, war schon ein Bäumchen vorhanden, und nach fernerem Warten war dasselbe bis zur Höhe eines halben Meters gewachsen.



Indischer Zauberer.

Nicht minder erstaunlich war das Verschwindenlassen eines der braunen Tausendkünstler in einem Bastkorbe; der kräftig entwickelte Mann war von seinen Gefährten mit Stricken eng umwunden und dann in einen Korb gepreßt worden, der kaum den Gefesselten bergen konnte; darauf hatte man auch den Korb mit Stricken netzartig umhaspelt. Mit Leichtigkeit hob einer der Zauberer den Korb empor, als ob derselbe leer wäre, ein anderer stach von allen Seiten mit einem langen Messer hinein, dann sprangen sie auf dem Bastgeflecht herum, das sich bog und zu zerplatzen drohte — unmöglich

schien es, daß ein Mensch darunter verborgen war, und doch, nachdem man die Stricke zerschnitten, stieg aus dem Korbe unversehrt und guter Dinge der Indier heraus. Dann wurde ein Knabe in ein von Bast gebildetes Geflecht gesteckt, an diesem ein Strick befestigt, der in einer kleinen Metallkugel endete; letztere preßte sich ein Zauberer in



Auf dem Wege nach Kandy.

die Augenhöhle und hob so, ohne jegliche weitere Zuhülfenahme, das Netz mit dem Knaben empor, lachend wischte er sich nach dieser ungeheuren Kraftanstrengung den Schweiß von der Stirn.

Nachdem die Zauberer reich beschenkt entlassen waren, blieb der kleine deutsche Kreis noch traulich beisammen, und es war spät, als Fritz mit seinem Begleiter die Rückfahrt antrat durch die geheimnisvolle Tropennacht. Die Cikaden surrten so laut, als ob unzählige Vögel zwitscherten und zirpten, überall glühte und sprühte es von großen Leuchtkäfern derart auf, als wenn zahllose Sterne auf die Erde gesunken wären, und doch standen sie oben am schwarzblauen Himmel in blendendstem Glanz; berauschend dufteten die



Die heiligen Elefanten mit dem Buddha-Zahn in Kandy.

Blumen, und ein leichter Windhauch ließ die Palmenblätter flüstern und raunen, wodurch der tiefe Friede ringsum noch mehr hervorgehoben wurde Fritz' Gedanken aber flogen zu der fernen Heimat hin, und fromme Worte um das Wohlergehen der teuren Eltern und seines Schwesterchens drangen bewegt aus seinem Innern. — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen trat Herr von Falkenstein mit Fritz die Reise ins Innere der Insel an, mit einem eintägigen Aufenthalt in Kandy, wohin die Bahn in vier Stunden führt. Die Fahrt dorthin ist reich an den herrlichsten Eindrücken, höher und höher werden die Berge, welche der Zug

oft mühsam erklettert, und nach beiden Seiten hin blickt man aus den behaglich und luftig erbauten Wagen in lachende Thäler hinab, geschmückt von der üppigsten, verschwenderischesten Tropennatur, in welcher man die thätige Hand des Menschen nur an den die Bergabhänge bedeckenden Theepflanzungen sowie an den terrassenförmig angelegten Reisfeldern verspürt. Dicht neben dem Schienenstrang aber zieht sich eine einzige Blumenhecke hin, besäet mit blauen, roten, gelben, weißen Blüten in wechselvoller Pracht; durch manche Tunnels geht der Weg, dann wieder um schroff hervortretende Felsvorsprünge, mühsam keucht die Maschine, bis sie schneller und schneller in den Kessel hinunterfährt, in welchem Kandy liegt.

„Wir kommen zu günstiger Zeit an," meinte Herr von Falkenstein zu Fritz, „gerade heute findet hier der feierliche Umzug des Buddha-Zahnes statt, zu welchem von allen Teilen der Insel die Einwohner zusammenströmen, und Du lernst gleich da ein echt indisches Fest kennen. Kandy," so fügte er hinzu, „war das letzte einheimische Fürstentum auf Ceylon, welches den Engländern erbitterten Widerstand entgegensetzte; dreihundert europäische und viele malayische Soldaten wurden zu Anfang des Jahrhunderts hier hintertückisch niedergemetzelt, und erst einige Jahre darauf konnte die Stadt mit Sturm genommen und der blutgierige König abgesetzt werden. Von seinem Palast sind noch verschiedene Baulichkeiten erhalten geblieben, zu ihnen gehört ein altertümlicher, kleiner Tempel, in welchem das größte buddhistische Heiligtum der Insel, der Zahn Buddhas, in mehreren, ineinander geschachtelten, goldenen, mit Edelsteinen reich verzierten Kästchen aufbewahrt wird. Unter uns gesagt, soll es gar kein menschlicher Zahn sein, dagegen spricht schon seine Größe, die etwas länger als das obere Glied eines männlichen Daumens ist, aber ganz gleich, die Buddhisten zollen ihm göttliche Verehrung, wie Du es bald sehen wirst."

Kaum hatte man den Bahnhof verlassen, so hörte man schon den Lärm dröhnender Musik, der in dem Thalkessel widerhallte. Herr von Falkenstein und Fritz, die ihr Gepäck einem dunkelbraunen Hoteldiener übergeben, beschleunigten ihre Schritte und erreichten nach wenigen Minuten die aus niedrigen Häuschen bestehende Hauptstraße des Ortes, durch welche soeben der Festzug seinen Weg nahm. Tänzer mit grell bemalten Holzmasken vor den Gesichtern eröffneten ihn und vollführten wilde Sprünge, wodurch sie die am Pfade harrenden unheimlichen Geister verscheuchen wollten, Musikanten,

die großen Holztrommeln dumpfe Klänge und gewundenen Muschelhörnern grelle Töne entlockten, folgten, kahlgeschorene Priester in schleppenden gelben Gewändern, gegen die Sonnenstrahlen geschützt durch goldbefranzte breite, weiße Sonnenschirme, welche Tempeldiener trugen, schlossen sich an, und nun erschienen die mächtigen heiligen Elefanten, die dem Tempel gehören und die nur zu religiösen Festen Verwendung finden; ihre Köpfe waren mit roten Decken verhüllt, goldgewirkte Vorhänge wallten von den Rücken herunter, das größte der Tiere, beschirmt durch einen hochragenden Baldachin,



Hauptstraße von Kandy.

trug den Zahn in einem blinkenden goldenen Schrein, und die umdrängende Menge murmelte Gebete und streute Blumen zu Füßen des gewaltigen Tieres, das langsam dahinstapfte im grellen Schein der funkelnden Sonne. —

Die Nachmittagstunden widmete Fritz mit seinem freundlichen Führer einer Besichtigung der Stadt, die nicht groß war, da die umliegenden Berge ihre Ausbreitung verhinderten. Die weißen Häuschen der Europäer liegen meist um einen See, dessen Ufer wie die gesamte Umgebung von tropischem Dickicht bewachsen sind. Die Eingeborenenstadt besteht fast ausschließlich aus Hütten, die aus Holz und Lehm errichtet und deren untere Gelasse offen oder nur mit Matten verhängt sind, denn das gesamte Leben spielt sich auf

der Straße, zum mindesten in der Öffentlichkeit derselben ab. Der nahe dem See gelegene Tempel macht mit seinem altersgrauen, steinernen Unterbau, mit seinen Mauern, Thoren, seinem Graben, in welchem sich unzählige Schildkröten tummeln, und den über ihn führenden schmalen Brücken einen festungähnlichen Eindruck. Der Tempel wird von breitem Dache überwölbt, von welchem zahlreiche Glasampeln herabhängen, deren Lämpchen an diesem festlichen Tage angezündet waren; in der Mitte eines kleinen Hofes erhebt sich ein geschnitzter tempelartiger Aufbau, in welchem hinter einer großen Elfenbeinplatte der heilige Zahn verwahrt wird. Priester, die in



Eingang des Buddha-Tempels in Kandy.

hockender Stellung herumsaßen, musicierten fortwährend, zahlreiche Gläubige nahten, betend sanken sie vor dem Schrein nieder, Blumen und Früchte opfernd, die sich zu ganzen Anhöhen auftürmten.

Die Festlichkeiten dauerten während des ganzen Tages, Fritz freute sich, wie ruhig und gesittet sich dabei die singhalesische Bevölkerung benahm; echter Frohsinn leuchtete aus den Augen, sprach aus den lebhaften Mienen und dem lustigen Geplauder, aber nirgends kam Zank und Streit vor, alles, auch im dichtesten Gewühl, ging friedlich und freundlich ab, es war, als ob eine große Familie zusammenweilte, die keinen Störenfried unter sich duldete. Nur die stete Musik hatte etwas Wildes, Aufreizendes an sich, noch aus jenen Zeiten stammend, wo jeder Europäer, der es gewagt, den

Fuß hierher zu setzen, furchtbaren Foltern und schließlich dem Martertode ausgesetzt gewesen wäre. — —

Früh hieß es am nächsten Morgen aufstehen, um den ersten Zug, der weiter in das höhere Bergland führte, zu benutzen, und fast bis zur Mittagszeit währte die Fahrt, welche unsere beiden Reisenden weit hinein in den nördlichen Teil der Insel brachte. Auf der Haltestelle erwartete ein mit zwei kleinen australischen Pferden bespanntes leichtes Gefährt, auf dessen Kutschbock ein weißgekleideter Singhalese mit großem bunten Turban saß, Herrn von Falkenstein und seinen jungen Gast, und in schlankem Trabe ging es noch mehrere Stunden bis zu der Pflanzung Herrn von Falkensteins, Waligama genannt nach dem nahen singhalesischen Dörfchen.

„Willkommen! Willkommen!" so scholl es freudig den Beiden entgegen, als der Wagen aus einer von schattigen Kabbage-Palmen gebildeten Allee rollte und kurz danach vor dem Bungalow, dem Wohnhause, hielt. Frau von Falkenstein, eine gütige, liebevolle Frau, stand winkend auf der Veranda, Horst aber, der vierzehn Jahre zählte, und die etwas jüngere Ella, zwei hübsche, frische Kinder, sprangen jubelnd dem Vater entgegen, ihn umarmend und küssend, dann Fritz freimütig die Hände bietend.

Schon vorher hatte Herr von Falkenstein Fritz gesagt, wie froh alle seien, ihn einige Monate unter sich zu sehen, und wie er hoffe, daß er einen guten Einfluß auf den etwas wilden und ausgelassenen Horst ausüben werde, der seinem englischen Lehrer zuweilen entwische, um im Dschungel umherzustreifen und die beiden singhalesischen Jäger, die zu der Dienerschaft gehörten, auf ihren Pürschgängen zu begleiten; Horst, der in der weitentlegenen Pflanzung keinen europäischen Kameraden habe, sehe der Ankunft von Fritz seit langem mit Ungeduld entgegen und knüpfe an sein Beisammensein mit ihm viel frohe Pläne, er, Herr von Falkenstein, müsse wegen der Ausdehnung seiner Besitzungen häufig abwesend sein und er freue sich, seine Kinder unter so guter Aufsicht zu wissen.

Fritz' erste Beklemmung, sich in einer völlig neuen Umgebung zu wissen, verschwand schnell, Frau von Falkenstein kam ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit entgegen, und Horst wie Ella schlossen sich ihm rasch freundschaftlich an; nach wenigen Stunden schon war es Fritz, als ob er seit langem heimisch wäre in diesem echt deutschen Familienkreise, wozu auch viel die früheren Erzählungen seines Vaters beigetragen, der mit Herrn von Falkenstein eng

befreundet gewesen und mit ihm als Offizier in enger Kameradschaft im gleichen Regiment an dem deutsch-französischen Feldzuge teilgenommen hatte.

Das Falkensteinsche Wohnhaus war ein großes, einstöckiges, weißgetünchtes, steinernes Gebäude, auf allen Seiten von einer Veranda umgeben, auf die man aus jedem der Zimmer durch eine Glasthür gelangte, und welche dicht mit violetten Passionsblumen, mit farbenreichen Orchideen und anderen blütenvollen Kletterpflanzen umrankt war. Die Gemächer waren hoch und geräumig, ihre Wände weiß gekalkt, die Fußböden mit Matten bedeckt, über die man Teppiche gebreitet, die inneren Thüren hatte man meist ausgenommen und durch Vorhänge ersetzt; nur wenige Ausschmückungen wiesen die Wände auf, darunter natürlich die Bilder der drei deutschen Kaiser, einige Waffen und Jagdtrophäen, das war alles. Auch die Möbel waren einfach, dafür aber desto bequemer, Polsterbezüge waren überall vermieden, um nicht Skorpionen und ähnlichem Ungeziefer zum Unterschlupf zu dienen, selbst Schlangen, so erzählte Horst, hatte man schon öfter in den Zimmern angetroffen, und jeden Abend sah man genau in den Schlafräumen nach, ob sich nicht derartige unheimliche Gäste eingeschlichen. An mehreren Badezimmern fehlte es nicht, die Küchen dagegen waren in besonderen, den weiten Hof begrenzenden Baulichkeiten untergebracht, nahe den Wohnungen für die zahlreiche Dienerschaft und den Stallungen für die Pferde wie den Schuppen für die Wagen. An die eine Seite des Hauses stieß ein großer Garten, der gerade jetzt einen wahren Blütenzauber, darunter eine überreiche Fülle der schönsten Rosen, ferner mächtige Flamboyantbäume mit unzähligen, den Kamelien ähnelnden roten Blumen und dichte Dressina-Sträucher mit blutroten, sowie Discalla-Gebüsche mit zart-violetten Blättern aufwies neben einzelnen schönheitsvollen Palmen-Gruppen und hohem, einen kleinen Teich einsäumenden Bambus-Dickicht. In dem Garten verstreut lagen noch einige kleinere, pavillonartige Baulichkeiten, deren eine Fritz als Wohnstätte eingeräumt war, ein niedliches Häuschen mit mehreren Zimmern, mit Veranda und Badegemach, mit dem Blick auf die Blumenpracht ringsum.

Für Fritz begann eine anregungsvolle und fesselnde Zeit. Mit dem Aufgehen der Sonne war er schon munter und begleitete häufig Herrn von Falkenstein, der ihm einen kräftigen Ponny angewiesen, auf seinen Ritten durch die ausgedehnten Pflanzungen; zum ersten Frühstück versammelte sich die Familie zu einem kurzen Plauderstündchen, wobei auch allerhand Pläne

für den weiteren Tag gefaßt wurden, dann reihte sich für Horst und Ella der von einem hageren und einsilbigen englischen Lehrer, Herrn Smith, gegebene Unterricht an, dem Fritz gern beiwohnte, sich dabei im Englischen vervollkommnend und in seinen Mußestunden seine chinesischen Sprachstudien von neuem aufnehmend; nach dem zweiten Frühstück blieb man in den Zimmern und kam erst wieder zusammen, wenn es die Sonne nicht mehr gar so gut meinte. Häufig wurden dann gemeinsame Ausflüge unternommen, oder Fritz und Horst durchstreiften zu Fuß und zu Pferde die Umgebung,



Zahmer Elefant bei der Arbeit.

die Flinten auf den Schultern, obwohl ihnen meist nur Raubvögel zur Beute fielen. Horst erzählte dabei seinem Begleiter viel von den Jagderlebnissen der beiden singhalesischen Jäger: „Jetzt, wo Du hier bist," meinte er zu Fritz, „wird es Papa schon eher erlauben, wenn wir einmal mit ihnen ausziehen auf größere Jagd, auf Büffel, die unten in den Sümpfen des Muhuweli hausen und wohl gar auf Leoparden im Urwald. Am meisten freue ich mich aber auf die Elefantenjagd, ich hörte von den Singhalesen, daß eine für die nächste Zeit geplant sei, Papa wird gewiß mit Dir teilnehmen, dann muß ich auch mit! Du, Fritz," und er blinzelte ihm lustig mit den Augen zu, „vergeblich nehme ich mich jetzt nicht so bei Herrn

Smith zusammen, der sehr mit mir zufrieden ist — das machen die Elefanten!" —

Zahme Elefanten bei ihrer Thätigkeit zu beobachten hatte Fritz fast täglich Gelegenheit, ein benachbarter Plantagenbesitzer besaß mehrere und benutzte sie zu den verschiedensten Zwecken. Das eine der Tiere schleppte Mahagonistämme aus dem Urwald und schichtete sie Stück für Stück übereinander, damit sie später in die Holzschneidemühle überführt würden, ein zweites brachte die ungefügen Wagen mit den geschnittenen Balken nach der



Zahme Elefanten im Muhuweli.

Eisenbahnhaltestelle, ein drittes sorgte für die Instandhaltung der Wege dorthin, indem es mit dem Rüssel eine schwere eiserne Walze schob, die den Boden ebnete. Jedes der Tiere hatte seinen Wärter, der für Fütterung und sonstige Pflege sorgte; die Singhalesen behaupteten, daß die Elefanten alle Worte verständen, und Fritz war oft Zeuge, wie klug und geschickt sie sich benahmen und wie folgsam sie den Wärtern gehorchten, die ihnen verschiedene Kunststücke beigebracht hatten. Ehe die Sonne zur Rüste ging, wurden die Tiere zum nahen Muhuweli geführt, dem flachen Fluß, in welchem sie mit unendlicher Behaglichkeit ihre Bäder nahmen; lang legten sie sich hin

und ließen die Wellen über sich hinwegspülen, oft sich mit den Rüsseln bespritzend und als Zeichen ihres höchsten Wohlbefindens behagliche Trompetentöne ausstoßend.

Eine große Freude war es stets für Fritz, wenn er mit Herrn von Falkenstein durch die Pflanzungen ritt, denn sein Begleiter unterrichtete ihn dabei über vieles Interessante und ließ es sich angelegen sein, ihn über Land und Leute in jeder Beziehung aufzuklären. Früher bestand die ganze



Theeernte.

Pflanzung fast nur aus Kaffee-Plantagen, aber in wenigen Jahren wurden diese durch einen Pilz verwüstet und man baute infolgedessen die Theestaude an, welche jenem heimtückischen Pilze widersteht, fast überall gut gedeiht und das ganze Jahr hindurch Ernten ermöglicht, was Fritz bei seinen Besuchen beobachten konnte. In langen Reihen standen die Theesträucher, die als zarte Pflänzchen in die Erde versenkt werden, da, zwischen ihnen zogen sich schmale Wege entlang, auf denen man stets die dunkelbraunen Gestalten der Tamilen und Tamilinnen bemerkte, die, wenn auch von weniger ansprechendem Wesen, doch lieber von den Pflanzern wegen

ihrer regsameren Thätigkeit angenommen wurden, als die gemächlichen, arbeitsscheuen Singhalesen, denn es gab fortwährend zu thun: die Einen mußten das Unkraut ausjäten, die Anderen die Sträucher beschneiden, jene hielten die Pfade in stand, diese sammelten in längliche Körbe die frischen Knospen und Blätter, welche von den Verwaltern abgewogen wurden, wonach sich der Lohn richtete. Darauf wurden die feinen, aromatischen Blättchen auf Leinwandtüchern getrocknet und in Maschinen zu kleinen Rollen gewickelt,



Abwiegen des gepflückten Thees.

wobei ihnen ihre Flüssigkeit entzogen ward; dann folgte ein mehrstündiger Gährungsprozeß, wonach man die Röllchen in Oefen trocknete, sie durchsiebte und sie sonderte — die aus den Blüten gewonnenen zierlichsten Rollen gelten als am schmackhaftesten und sind demnach auch am teuersten; es folgen, nach der Größe, die anderen Sorten, bis schließlich nur der Theestaub übrig bleibt. Der auf diese Weise sortierte Thee wurde dann, nachdem man ihn ein wenig erwärmt, in Blechkisten verpackt, die luftdicht verlötet und zum Versand gebracht wurden. Nur einen kleineren Teil der Pflanzung nahmen

Kaffee- und Kakao-Plantagen ein; die Früchte der ersteren gleichen, auch in der Farbe, unseren roten Kirschen, die der letzteren hängen gleich schweren Kolben an den Stämmen und werden, ebenso wie die Kaffeebohnen, einer Gährung unterworfen.

Von zauberhaftem Reiz waren die Blicke auf den landschaftlichen Rahmen der Pflanzung, hier in tiefe Thäler, durch welche der Muhuweli seinen silbernen Lauf nahm, dort auf stattliche Höhen, aus deren Dickicht sich stolz einzelne Talipot-Palmen erhoben, diese und jene in Blüte prangend; als ob der seltene Baum, der gelegentlich eine Höhe von hundert Fuß erreicht, sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenken wolle, steht er abgesondert da, die weißgelbliche Blüte nimmt die ganze hochragende Krone ein, welche nach der Blüte umbricht, denn obwohl die Talipot-Palme ein Alter von achtzig und mehr Jahren erreicht, blüht sie nur einmal während dieser langen Zeit.



Blühende Talipot-Palme.

Zwischen der Pflanzung und dem Dorf dehnte sich Dschungel-Wildnis aus, durch deren Blättergerank kaum die Sonnenstrahlen dringen konnten; Palmen jeder Art erhoben sich in dichten Gruppen, über alle hinweg, in einer Höhe von vierzig, fünfzig Metern, reckte zum Himmel hinauf auf zierlichem, ganz eben gewachsenem Stamme die Areca-Palme ihr königliches

Haupt, mit einer gewissen mächtigen Wucht breitete kurz oberhalb des Bodens die Palmyra-Palme ihre schöngezackten Blätter aus, Bananen wuchsen überall, die Lücken zwischen den Palmenstämmen ausfüllend, und um letztere selbst rankten sich mit bunten Blüten übersäte Schlingpflanzen und Lianen; häufig sah man auch den Baumwollbaum und den als heilig geltenden indischen Feigenbaum, dessen Stamm vielfach mit roten und weißen Blumen



Theesortieren.

als Opfergaben der Gläubigen umstreut war, denn im Schatten dieser Baumart hatte einst Buddha gepredigt und sich ausgeruht.

An Buddha, den großen indischen Religionsstifter, gemahnte auch nahe dem kleinen Dorftempel, der sein großes vergoldetes Abbild enthielt, eine Dagoba, ein weißbekalkter glockenartiger Bau, unter welchem irgend eine geheiligte Erinnerung an Buddha und sein Wirken, das nun schon fast 2500 Jahre zurückliegt, vergraben sein sollte. Ungefähr hundert Hütten zählte das Dorf, zerstreut lagen sie in Wald und Feld, gar ärmlich waren sie an-

zusehen, aus Lehmwerk errichtet und mit getrockneten Palmenblättern bedeckt, meistens nur einen oder zwei Räume enthaltend, die dunkel geräuchert waren vom Rauch des Herdfeuers, das zwischen einigen Ziegeln glimmte. Auf niedrigen Bänken vor den Hütten faullenzten die älteren Singhalesen, Kinder, wenig oder auch garnicht bekleidet, trieben mit zottigen Hunden und schwarzen Ferkeln um die Wette ihr Spiel auf Weg und Steg, zu jedem der kleinen Besitztümer gehörte eine oder auch mehrere Kokospalmen, oft den ganzen Reichtum der Familie ausmachend, denn zahllos sind ihre Gaben



Dagoba.

die sie den Bedürfnislosen gewährt: ihre Früchte — eine ausgewachsene Palme trägt deren jährlich an hundert — liefern den durststillenden milchigen Saft und werden zur Erzeugung des Palmöls und die Restbestände zu Futterkuchen für das Vieh sowie zu Dungzwecken verwendet; der Bast der Nüsse ist zu Stricken, Netzen, Segeln, Säcken und ähnlichem zu benutzen, die Blätter werden zu Matten verarbeitet, die Stämme ergeben Palmensaft und Nutzholz.

Gern schlenderten Fritz und Horst durch das Dorf, im Auftrage der Frau von Falkenstein den ärmeren Bewohnern Reis, getrocknete Fische und

sonstige Lebensmittel bringend, und zwischen den Hütten Jagd auf Schmetterlinge und Käfer machend, die man hier in seltener Größe und Schönheit fand und welche die naturwissenschaftlichen Sammlungen der beiden Freunde bereicherten. An allerhand Neuem und Eigenartigem fehlte es nicht in der Niederlassung; bald schritt langsamen Ganges ein Fakir, ein Heiliger, die Dorfstraße entlang, der ein Gelübde gethan, daß er nie mehr sprechen und nie sich die Haare kürzen lassen würde, die denn auch in gedrehten, öligen Strähnen bis auf den Boden herabfielen, oder ein Schlangenbeschwörer gab eine Vorstellung, indem er einem runden Bastkorbe eine oder auch zwei der gefürchteten giftigen Kobra-Schlangen entnahm und ihnen auf seiner dudelsackartig tönenden Flöte ein Stückchen vorspielte. Während der einförmigen Melodie hielten die Schlangen ihre oberen Gliedmaßen ganz aufrecht und schienen gespannt zu lauschen, aber irgend eine nach ihnen gerichtete Handbewegung des Musikanten genügte, daß sie sich sofort zornig aufblähten und mit dem Kopfe, aus dem die gespaltene Zunge hervorzüngelte, eine stoßartige Bewegung machten, die durch einen Bambusstab abgewehrt wurde. In achtungsvoller Entfernung standen stets Kinder und Erwachsene umher, sie zeigten, mit vollem Recht, gehörige Furcht vor der Kobra, die ihre erbitterte Feindin ist und jährlich auf Ceylon zahllose Opfer unter den Eingeborenen fordert.



Fakir.

Als eines Abends Fritz und Horst sich dem Dorfe näherten, hörten sie von fern schon wilde Musik und gräßliches Geheul: „Die Teufelstänzer sind's," rief Horst aus, „komm' schnell, das hast Du noch nicht gesehen,"

und in fliegender Hast erzählte er Fritz, daß bei Erkrankungen die Singhalesen glauben, Dämonen wären in den Körper des Betreffenden gefahren und könnten nur durch die Sprünge und Gesänge besonderer Teufelstänzer verscheucht werden. Vor einer der Hütten tanzten denn auch unter grauenhaftem Geschrei vier der „Medizinmänner" herum, ihre mit klirrenden Schellen versehenen Gewänder waren mit roten Federn und allerhand sonstigem bunten Tand besetzt, vor den Gesichtern trugen sie große, abschreckende, aus Holz geschnitzte und von hölzernen Schlangen umringte Teufelsmasken, Fackeln hielten sie in den Händen, die sie bei ihrem wahnsinnigen Umhertoben sehr geschickt zu schwingen verstanden, oft sich sogar mit ihnen überschlagend und stets ihre markdurchdringenden Schreie ausstoßend, während ein Musikant fortwährend einer Holztrommel dumpfe Klänge entlockte. Die Kranke lag in der Thüröffnung der Hütte, ihr Mann hatte sich zu den übrigen Zuschauern gesellt, welche von überall herbeigeeilt waren und mit sichtlicher Spannung dem aufregenden Schauspiel zusahen. Fritz und Horst waren nur flüchtige Minuten an Ort und Stelle verblieben,



Schlangenbeschwörer.

dann eilten sie zum Bungalow zurück und benachrichtigten Herrn von Falkenstein, der allerhand Medizin einsteckte und sich mit seinem Sohn und Fritz schleunigst in das Dorf begab, um sachgemäße Hülfe zu leisten.

„Wievielen könnte man das Leben retten," meinte Herr von Falkenstein, „wenn sich die Angehörigen der Erkrankten sogleich an mich wendeten; aber zunächst versuchen sie's mit allerhand Hausmitteln und Gelübden an die Dämonen, darauf mit den Teufelstänzern, meist ist's aber dann schon zu



Teufelstänzer.

spät, ich fürchte auch in diesem Fall, denn ich höre keinen Lärm mehr, und das ist ein schlimmes Zeichen." Und die Voraussage erfüllte sich, still und verlassen lag das Haus da, in der Nähe aber, unter einem weitkronigen Brotfruchtbaume, vernahm man die klagenden Gebete des Mannes und der Verwandten um die Tote, die man noch vor ihrem Hinscheiden aus der Hütte entfernt hatte, denn sonst wäre nach Meinung der Singhalesen die letztere durch den Tod unrein geworden und auch die Seele der Dahingeschiedenen hätte nicht gern den Raum verlassen und hätte die dort Ver-

bliebenen oft beunruhigt. Herr von Falkenstein erkundigte sich nach der Todesursache: „Pambu, pambu“ — die Schlange — lautete die eintönige Antwort; eine Kobra war es gewesen, die häufig durch das Licht und die Wärme des offenen Herdfeuers in den Hütten der Singhalesen angelockt wird und die Bewohner mit ihrem todbringenden Biß verwundet.

Am nächsten Abend wurde die Tote verbrannt. Auf einer von Kokosschalen und Kokosbast gebildeten Unterlage ruhte der Leichnam, darüber



Leichenverbrennung.

waren in Höhe von einigen Fuß Holzscheite gelegt, die, während ein in gelbe Gewandung gekleideter buddhistischer Priester um Glück für das neue Leben der Seele der Verstorbenen betete, von den männlichen Verwandten angezündet wurden; Reiskuchen und Palmwein wurden während des Verbrennens herumgereicht, und die Stimmung der Anwesenden war durchaus keine traurige. Nachdem nur die Asche übrig geblieben, wurden Kokoszweige um diese herumgesteckt, nach mehreren Tagen sollte sie dann in einer Urne gesammelt und diese nahe dem Tempel beigesetzt werden.

Weihnachten war allmählich gekommen, und auch hier unter den Tropen entfaltete das schönste aller Feste seinen weihevollen Zauber im Falkenstein-schen Familienkreise; ohne mancherlei Heimlichkeiten ging es nicht ab und an den verschiedensten Überraschungen fehlte es nicht, als sich am Abend die Thüren öffneten und von einem großen Casuarino-Baum, der mit bunten Papierketten behängt und mit reichem Lichtschmuck versehen war, heller Schein ausstrahlte. Für Fritz, der von seinen Eltern allerhand nützliche Dinge erhalten, war unter anderen Erinnerungen an seinen Aufenthalt im Innern der Palmeninsel eine weittragende Jagdflinte mit Doppellauf und ein Hirschfänger aufgebaut worden, und auch Horst wie Ella hatten eine Fülle hübscher Geschenke erhalten. Feierlich war es, als dann das: „Stille Nacht, heilige Nacht" angestimmt wurde, und Fritz konnte und wollte nicht die Thränen unterdrücken, stand ihm doch so lebhaft das Bild der teuren Eltern und des lieben Schwesterchens vor Augen und wußte er, wie an diesem Abend mit schmerzlicher Innigkeit seiner gedacht wurde im traulichen Vaterhause am Rhein. Und einer anderen Weihnacht dachte er, jener vor drei Jahren, die er bei seiner ersten Ausfahrt in die weite Welt auf dem „Claus Störtebeck" gefeiert und wie er noch in derselben Nacht als einzig Überlebender der Besatzung an die chinesische Küste verschlagen und am folgenden Morgen vom deutschen Leuchtturmwärter aufgefunden worden war.

Als die Bescherung vorüber und man nach dem Essen in traulichem Geplauder beieinander saß, mußte Fritz von jener stürmischen Weihnacht erzählen, auch von seinen weiteren Erlebnissen in China, vor allem, wie er die Geretteten vom „Iltis" aufgefunden und wie es ihm unter den chinesischen Seeräubern ergangen, wie er von ihnen geflohen und unter den schwersten Gefahren die Kunde des von ihnen geplanten Überfalles nach Kiautschou gebracht hatte.

„Nun, derartige Abenteuer werden Dir hier versagt sein," meinte Herr von Falkenstein, „aber später sollst Du doch von einem fesselnden Erlebnis aus den Urwäldern Ceylons berichten können: von einer Jagd auf wilde Elefanten. Heute habe ich die endgültige Nachricht erhalten, daß in wenigen Wochen ein Treiben auf Elefanten stattfinden soll, und ich habe auch für Dich, lieber Fritz, eine Einladung dazu empfangen."

Horst hatte mit stockendem Atem den Worten gelauscht, seine Augen

leuchteten, seine Wangen brannten, als er sich nun plötzlich an den Hals seines Vaters warf: „Papa, Papa, nicht wahr, da komme ich auch mit? Liebster Papa, ich will ja auch immer fleißig und gehorsam sein, nur das eine, eine Mal nimm' mich mit."

Nur schwer konnte sich der Vater der stürmischen Liebkosungen seines Sohnes erwehren, endlich, als er sich von der engen Umarmung befreit, meinte er lächelnd mit einem Blick auf den englischen Lehrer: „Das hängt ganz von Herrn Smith ab, wenn er mit Dir zufrieden, sehr zufrieden ist, dann, nun, dann wollen wir 'mal sehen" — er konnte nicht weiter sprechen, denn mit unzähligen Küssen verschloß ihm Horst den Mund, und rief jubelnd aus: „Ach, lieber Papa, dann komme ich auch mit, paß' auf, solchen Fleiß, wie ich jetzt entwickeln werde, soll es in der ganzen Welt nicht wieder geben!" — — —

Und wirklich war Horst tüchtig hinter den Büchern her, in den Mußestunden aber bildete zwischen ihm und Fritz die Jagd das einzige Gespräch, und häufig suchten beide die Gesellschaft der singhalesischen Jäger auf, um von diesen allerhand jagdliche Abenteuer zu hören und wie man sich bei Elefantenjagden zu benehmen habe. Natürlich fehlte es nicht an Schießübungen aller Art und an kleineren Jagdstreifzügen in den nahen Wald, aber nur einige fliegende Füchse, ein paar grüne Papageien, eine Anzahl wilder Tauben und Krähen brachten die jungen Jäger in der ersten Zeit als Beute heim, bis Horst das Jagdglück lächelte und er in früher Morgenstunde nach einem in der Nacht herniedergegangenen heftigen Regenguß nahe einem Bache eine große, an sechs Fuß lange Riesen-Eidechse erlegte, die, von krokodilähnlichem Aussehen, in grellen Farben schimmerte und zu der Klasse der aussterbenden Tiere gehört, auch nur noch in wenigen Erdteilen anzutreffen ist. Fritz begab sich mehrmals nachts auf den Anstand, um Schakale zu schießen, die bis zu den Gärten vordrangen und deren Geheul ihn oft am Einschlafen hinderte, aber als ob die Tiere witterten, daß ihnen mit einer todbringenden Waffe nachgestellt würde, blieben sie in den betreffenden Nächten aus oder umkreisten den Bungalow in weiter Entfernung, sich desto ungescheuter den Hütten der Singhalesen nähernd und dort nach Abfällen suchend.

Um seinen Sohn und Fritz mit den Gefährnissen der Jagd vertraut zu machen und ihre Kaltblütigkeit wie ihre Sicherheit im Schießen auf die

Probe zu stellen, beschloß Herr von Falkenstein, mit ihnen einige größere Jagdstreifzüge zu unternehmen, wobei er sich, falls wirkliche Gefahr für die jungen Schützen drohen sollte, auf seine beiden singhalesischen Jäger verlassen konnte. Zudem hatte er Besuch eines aus Colombo eingetroffenen leidenschaftlichen Jagdfreundes erhalten, eines Herrn Douglas, der eine höhere Stellung im Gouvernementsdienst der Insel bekleidete und an der



Prinz Heinrich auf der Jagd im Innern Ceylons.

großen Elefantenjagd teilnehmen wollte. Herr Douglas hatte auch zu dem kleinen Kreise gehört, der den Prinzen Heinrich, welcher auf der Ausfahrt nach Kiautschou in Begleitung seines Adjutanten, Kapitäns Müller, kurze Zeit auf Ceylon geweilt, auf seinem Jagdausfluge nach Nurellia und von dort weiter in die nördlichen Gebirge begleitet, und berichtete viel von der großen persönlichen Liebenswürdigkeit des Prinzen, von seinem leichten Ertragen aller Anstrengungen, von seiner raschen Entschlossenheit im gegebenen

Augenblick. Einen prächtigen Elkhirsch brachte der Prinz zum Schuß, das stattliche Tier legte flüchtig noch einige hundert Meter zurück und geriet in einen Sumpf, schnell sprang der Prinz in denselben und nickte den Hirsch ab, dessen Geweih er sich zum Andenken mitnahm. An einen mächtigen Elefanten hatte sich der Prinz bis auf dreißig Schritt herangepirscht, leider konnte er nicht sofort zum Schuß kommen, da das Dickicht zu stark war; plötzlich witterte der Elefant den Feind und rettete sich in den Urwald hinein in eiliger Hast.

Zwei Tage nach dem Eintreffen des Herrn Douglas wurde ein längerer Jagdausflug angetreten; man brach einige Stunden vor Sonnenuntergang auf und bediente sich zunächst der Pferde, um nach einem zehn englische Meilen entfernten Dorfe zu gelangen, von welchem man, um weiter nach Norden vorzudringen, die Postverbindung benutzte, zweirädrige, von Zebuochsen gezogene Karren, die nur langsamen Fortgang fanden. Fritz saß neben Horst, beide fanden keinen Schlaf, in Erwartung der bevorstehenden Erlebnisse waren sie zu erregt und unterhielten sich leise miteinander. Von seltsam-geheimnisvollem Eindruck war zudem die Fahrt: der Vollmond beleuchtete fast taghell die einsame Gegend, durch endlose Wälder ging es, die tiefe Stille unterbrach nur das Geläut der am Halse der Zebus hängenden Glocken, um Leoparden und Elefanten zu verscheuchen. Um die siebente Morgenstunde erreichte man den Ausgangspunkt der Post, Welaukulam, wo man Träger mietete, welche die Zelt- und Jagdausrüstung trugen, und marschierte nach dem drei Meilen entfernten Dorfe Niaudukotti, in dessen Nähe das Zelt aufgeschlagen wurde für die vier Europäer.

Erst am folgenden Tage unternahm man einen größeren Ausflug und war um fünf Uhr marschfertig. Epippoboddia, der eine der singhalesischen Jäger, hatte eine kräftige Sagosuppe gekocht, zu der man würziges Weißbrot genoß, und dann ward aufgebrochen, gefolgt von den Jägern und einem Träger, der die Lebensmittel und das Kochgeschirr in Obhut hatte. Die Dunkelheit lichtete sich allmählich, feeartig wogten und wallten die Nebel um die nahen Bergkuppen, und mit ganz weißlichem Schein ging die Sonne auf. Bald betrat man die von Halbdunkel umfangene Dschungel-Wildnis, wie Säulen stiegen die Riesenstämme der Banyanen auf, von deren mächtigen Kronen dichte Lianen-Guirlanden herabhingen, dornige Kletterpalmen drohten mit ihren spitzen Stacheln und an den Ranken der Kletterlilie sproßten

prunkend die giftigen goldroten Blüten, wilde Wein- und Pfefferreben umschlangen Lorbeer- und Myrtenbäume, die mit herrlichen Orchideen bedeckt waren, und zwischen Ebenholz- und Sandelholzbäumen wuchsen stolz prächtige Baumfarne, deren aus zehn Fuß großen Wedeln bestehende Fiederkronen mit dem anderen Ranken- und Blättergewirr einen immergrünen Dom bildeten, welchen selbst die sengendsten Sonnenstrahlen nicht zu durchdringen vermochten. Schmal war der Weg, häufig versperrt von gestürzten Baumriesen, die von



Prinz Heinrich beim Jagdfrühstück.

einem dichten Gespinst blühender Schmarotzerpflanzen eingehüllt waren, in deren Gewirr Schlangen, goldglänzende Käfer und bunte Spinnen ihr Wesen trieben, während wundervoll gezeichnete, handgroße Schmetterlinge die feuerroten Blütenähren des Pandangs, einer Lianenart, umgaukelten, oben in den Zweigen aber in allen Farben schillernde Papageien, ähnlich gefärbte zierliche Wildtauben und Bienenfresser umherflogen, und sich beim Nahen der Jäger auf den warnenden Ruf des wilden Hahnes Affenscharen in eiligster Hast flüchteten, daß man noch lange das Krachen und Rascheln in den Ästen und Ranken vernahm.

Kein Schuß wurde abgegeben, um nicht größeres Wild zu verscheuchen, zumal man Hirschspuren bemerkt hatte; vorsichtig pürschte man weiter und gelangte an einen von dichtem Buschwerk umgebenen Teich, an dessen Rande blaugrüne Eisvögel und silbergraue Reiher emsig mit der Fischjagd beschäftigt waren. Epippoboddia, der stets voraus war, gab einen Wink, daß man behutsam näherkommen solle; vier große Krokodile, die am Kadaver eines Büffelkalbes zehrten, bemerkte man am Ufer, ein Zeichen von Herrn Douglas, der die Leitung der Jagd übernommen, und vier Schüsse hallten durch den Wald: sich überschlagend stürzten die Tiere ins Wasser, das einen hellen Blutstrom zeigte, sodaß die eine oder andere Kugel ihr Ziel getroffen haben mußte, aber unerreichbar war die Beute. Kreischend hatten sich die Reiher in die Lüfte erhoben, dort große Kreise ziehend.

Durch den den Teich umschließenden Sumpfboden sich weiter arbeitend, gewahrten die Jäger eine augenscheinlich zusammengetragene kleine Anhöhe von Baumzweigen und Schilf. „Kimbul Bitju“ — Krokodilseier — rief der singhalesische Jäger aus, und man fand in dem Nest etwa ein halb hundert Eier, zweieinhalbmal so groß wie Hühnereier, jedoch von länglicherer Form, ganz warm infolge der sie ummodernden Pflanzenteile. Herr von Falkenstein und sein Freund Douglas hielten, da ein Angriff der alten Krokodile zu erwarten war, mit schußbereiten Gewehren Wache, während Fritz und Horst die Eier zerstörten, um wenigstens einen kleinen Teil beizutragen zur Ausrottung des heimtückischen Gezüchtes.

Als man wieder in den Schatten des Dschungels untertauchte, traf man auf große Wildspuren, die sofort als jene eines Leoparden, vermutlich desselben Tieres, welches den jungen Büffel niedergestreckt, erkannt wurden. Eine kurze Rast benutzte man zur Einnahme des Frühstücks, aus drei Steinen ward der Kochherd gefügt, und der Inhalt einiger mitgenommener Konservenbüchsen stellte das willkommene Mahl zusammen. Dann ging es weiter; wohl traf man auf Rotwild-Spuren, ohne jedoch die Hirsche zu Gesicht zu bekommen, und mußte sich mit einigen von Fritz und Horst erlegten Hasen begnügen, die zur Abendmahlzeit dienen sollten.

Eine große Waldwiese ward als Ruheplatz für die Nacht ausgesucht; in der Nähe des Waldrandes und einer kleinen Wasserpfütze lagerte man sich, Brennholz war im Überfluß vorhanden, bald loderte das Feuer auf, trefflich mundete der von den Singhalesen zubereitete Hasenbraten, zu welchem

Reis gekocht worden war, und in dem dichten, weichen Grase streckte man behaglich die müden Glieder aus, denn der Mond ging erst spät auf, und vorher war kaum das Nahen „großen Wildes," das man durch das Feuer anzulocken hoffte, zu erwarten.

In der Ferne grollender Donner nahm zu, bald fielen dicke Regentropfen hernieder; schnell wurde nun ein Gestell um das Feuer errichtet, zu dessen Schutze man auch die Decken hergeben mußte, um aus ihnen ein Zeltdach für die Flammen zu bilden, an die man möglichst nahe heranrückte, dadurch auf der einen Seite dem Gebratenwerden sich aussetzend, auf der anderen empfindlicher Nässe. Aus dem Walde drang das Geheul der Leoparden und das Trompeten der Elefanten heraus, dazwischen rollte der Donner langgezogen hin und grelle Blitze zuckten hernieder, aber ebenso rasch, wie es gekommen, verzog sich das Unwetter, und der Vollmond strahlte bald mit mildem Licht herab.

Mit leisen Worten hatte Herr von Falkenstein den beiden jungen Jägern die letzten nötigen Anweisungen erteilt, das Feuer loderte hell auf, man hatte sich aus seinem Schein zurückgezogen und beobachtete, die Gewehre schußbereit, gespannt die nähere Umgebung. Fritz lauschte erregt der nächtlichen Sprache des Dschungels; Eulen ließen ihr schauerliches Geschrei ertönen und klagend erscholl der Ruf des Ziegenmelkers; in den Wipfeln der Bäume flatterte und kreiste es unheimlich, und ununterbrochen raschelte und ruschelte es in dem Grase ringsum; Affen kreischten in der Nähe und von fernher vernahm man das Gebell der Schakale.

Da knackte es im nahen Unterholz, zwei glühende Augen zeigten sich, ein großer Leopard war es, der sich durch das Gestrüpp herangeschlichen und zum Sprunge ansetzte, aber während er die geschmeidigen Glieder dehnte, krachte schon der Schuß, den Herr Douglas abgegeben, und voll fieberhafter Spannung verflossen die nächsten Sekunden, bis ein zweiter Schuß, aus der Büchse Herrn von Falkensteins, das Echo weckte; aber er war nicht mehr nötig: als man vorsichtig näherging, fand man das mächtige Tier regungslos daliegen, und bei Fackelbeleuchtung betrachtete man die seltene, leicht erlegte Beute, die zum Feuer geschleppt wurde.

Da die Schüsse jedenfalls das nahe befindliche Wild verscheucht hatten, ging man am Waldrand wohl eine Stunde weiter und erstieg dann einige Bäume, wobei das Klettergerank der Lianen gute Hilfe leistete. Vergeblich



Auf der Leopardenjagd.

spähte man lange aus, bis ein Rudel gefleckter Hirsche vorsichtig witternd sich näherte, aber sie mußten Wind bekommen haben, denn unter lautem Schrecken flüchteten sie in den Wald zurück. Wieder harrte man geraume Zeit, geplagt von Mosquitos und geflügelten Ameisen, endlich kam ein kleiner Trupp Rothirsche in einiger Entfernung vorüber, vier Schüsse krachten ihnen hinterher, eines der Tiere brach im Feuer zusammen; die Blutspuren verfolgend, fand man bald einen zweiten Hirsch, und Fritz und Horst maßen sich diesmal freudig die Beute zu.

Ungeduldig erwartete man die Dämmerung, dann kehrte man zu dem Zeltlager nahe dem Dorfe Nianduƙotti zurück und widmete den Tag der Ruhe; Fritz und Horst aber ließen es sich nicht nehmen, ihre naturwissenschaftlichen Sammlungen durch einige Seltenheiten zu vermehren; so fanden sie im Waldesdickicht mehrere Heuschrecken, welche völlig kleinen Ästen und Zweigen glichen und, wenn sie sich bewegten, von wahrhaft gespenstischem Aussehen waren, ferner einige wandernde Blätter, eine Käferart, deren Oberteil aus einem Blatt bestand, unter welchem sich die Beine befanden. Gegen Abend verfolgten die jungen Schützen ein trockenes Flußbett, in dem sich Millionen weißer Schmetterlinge gleich einem ungeheuren Schleier aufhielten, plötzlich aber, beim Geräusch der nahenden Schritte, sich entfalteten und davonflatterten; an einem Wassertümpel erlegte Fritz zwei zur Tränke gekommene Doppelnashorn-Vögel, während Horst einen großen grünen Papagei herabschoß, und noch vor dem Schlafengehen wurden die Tiere zum Ausstopfen zubereitet.

Am nächsten Tage ging es wiederum in den dichten Urwald hinein, diesmal in anderer, mehr nördlicher Richtung; oft mußte der Pfad mittelst scharfer Äxte geschlagen werden, so hoch und knorrig waren die an der Oberfläche liegenden Wurzeln der Riesenbäume, so dicht das Gerank der Kletterpflanzen, aus deren grünem Gewirr baumartige Sträucher von Alpenrosen aufsproßten mit gewaltigen Büscheln hochroter Blüten. Man traf auf viele große graue und braun-rote Affen, die sich als vollendete Turner erwiesen und, auf der Flucht vor den Jägern, in den Rohrhalmen der schlingenden Bambusen ihre gymnastischen Kunststücke zeigten.

Nach längerem Marsche gelangte man zu dem Paddaowa-Tank, einer infolge Thalsperre aufgestauten großen Wasserfläche von mehreren Quadratmeilen, die schon vor zweitausend Jahren von einheimischen Fürsten ange-

legt und von der englischen Regierung erneuert worden war, um entfernter liegende Reisfelder zu bewässern.

In einer kleinen Ortschaft fand man einige aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehende Kanoes, die man den Eingeborenen abmietete und auf denen man den künstlichen See befuhr, allerdings nur schwer fortkommend, da überall Bäume und Sträucher herausragten, deren Zweige bedeckt waren von den meist mit zwei bis drei Jungen besetzten Nestern der Reiher, Taucher und Pelikane. Durch die Ruderbewegungen purzelten viele in die Fluten und wurden sogleich gierig von den Krokodilen aufgeschnappt, von denen nur die Schnauzen aus dem Wasser ragten. Hoch in den Lüften kreisten zu tausenden mit Geschrei und Pfeifen die alten Vögel, sich, sobald die Kanoes eine Strecke weiter waren, niedersenkend und nach den Jungen sehend. Oft blieben die schwankenden Fahrzeuge in den Gebüschen hängen, und es dauerte geraume Zeit, bis man frei geworden, da die Singhalesen aus Furcht vor den Krokodilen nicht auszusteigen wagten.

Nach mehrstündiger Fahrt legte man beim Dorfe Mamadua an und übernachtete hier, um am folgenden Tage auf Büffel zu jagen. Der Dorfschulze hatte der kleinen Jagdgesellschaft eine Lehmhütte überlassen, die gerade aus zwei leeren Räumen bestand, deren einen man den singhalesischen Jägern und Trägern anwies, deren anderen Herr von Falkenstein und Herr Douglas als Schlafstätte benutzten. Fritz und Horst hingen ihre Hängematten draußen an Bäumen auf, die Kopfkissenüberzüge wurden mit Stroh ausgestopft, und sanft ruhte es sich auf diesem wiegenden Lager, über welchem einige mächtige Mangrove-Bäume ihre schützenden Zweige ausbreiteten. Drei bis vier Stunden mochte man geschlafen haben, als Fritz emporgeschreckt wurde durch laute, von Horst ausgestoßene Hilferufe — alles wurde lebendig, Fritz schwang sich sofort aus seiner Matte, mit ihren Gewehren eilten Herr von Falkenstein und sein Freund herbei, man hörte das Trappeln großer Tiere und glaubte zunächst an den Einbruch einer Elefantenherde, bis sich unter Gelächter die Aufklärung ergab: mehrere unschuldige zahme Büffel waren durch eine Lücke der Umzäunung in den Hof der Hütte gedrungen, hatten das aus Horsts Kopfkissen hervorragende Stroh als willkommenes Futter entdeckt und mußten wohl auch des Knaben Haare für Stroh gehalten haben, denn durch das Zupfen daran wurde Horst aus dem Schlafe aufgeschreckt und blickte beim Mondschein verwundert direkt in das

Antlitz des Hornviehs, das mit seinen Gefährten bei dem lauten Hilferufe kehrt machte und schleunigst die ungastliche Stätte verließ.

Man nahm das vielbelachte nächtliche Abenteuer als gute Vorbedeutung für den neuen Tag. Aber beinahe hätte man recht unangenehme Bekanntschaft mit den wilden Büffeln gemacht, denen man eifrig nachgespürt. Über eine Stunde war man zunächst auf schmalem Pfade durch ein wahres Grasmeer marschiert, dessen hohe Halme über den Köpfen der Wandernden zusammenschlugen, dann durchquerte man ein Stück den Wald und erreichte einen an eine neue Grasfläche stoßenden Hügel, den große und kleine Fels-



Bei Mamadua.

blöcke bedeckten und den man als Frühstücksplatz erkor. Als man sich gerade gemütlich niederlassen wollte, bemerkte man plötzlich in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritten eine aus ungefähr zwanzig Stück bestehende Herde Büffel, welche die Jäger bereits wahrgenommen und sich in Angriffsreihe gestellt hatte, an ihrer Spitze ein mächtiger Bulle. Die Tiere schienen zum Anlauf bereit, mit hocherhobenen Köpfen, den Hals schüttelnd und die feurigen Augen rollend, standen sie da, schnaubend und mit den Hufen den Boden aufwühlend.

Es waren gefahrdrohende Augenblicke. Was beginnen? Auf den aufgeregten Haufen zu feuern, war nutzlos, denn wenn auch mehrere Büffel

gefallen wären, so hätten die anderen mit desto größerem Zorne angegriffen, und eine genügende Deckung gewährten die Felsblöcke nicht. Hier war jede Sekunde entscheidend, es ging um das Leben. Von einem rettungbringenden Gedanken durchzuckt, rief plötzlich Herr von Falkenstein: „Auf sie los!" und stürzte mit erhobenem Gewehr schreiend auf das Rudel zu. Seinem Beispiele folgten die Übrigen, auch die Singhalesen schlossen sich an. Einen Moment stutzten die Tiere, dann, erschrocken und die Anstürmenden wohl für überirdische Wesen haltend, wendeten sie kurz um, und mit lautem Gepolter jagte die Herde dahin, in einem nahen Dickicht verschwindend.

Herr Douglas schüttelte seinem Freunde kräftig die Hand: „Das war ein richtiger Entschluß zu richtiger Zeit!" meinte er bewegten Ausdrucks. „Menschlicher Berechnung nach haben Sie uns das Leben gerettet, denn was wäre aus uns geworden, hätten die Tiere den Angriff unternommen! Ich habe viele Jagden hier und drüben in Indien mitgemacht und habe manchen Tiger zur Strecke gebracht, aber auf einem so ungewissen Posten habe ich mich noch nie befunden, wie eben!" —

Nachdem sich die allgemeine Erregung etwas gelegt und man die gefährliche Lage noch verschiedentlich erörtert, ließ man dem Frühstück desto größere Ehre angedeihen und machte sich dann auf die Suche der Büffelspuren. Aber erst am Nachmittage bemerkte man in der Ferne eine Herde von acht Stück, die in einem Thale nahe einem Tümpel weidete. Schnell wurde leise Rat gehalten. Herr Douglas schlich sich mit Fritz und einem der singhalesischen Jäger auf die andere Seite hinüber, wo ein Hohlweg das Thal absperrte, Herr von Falkenstein blieb mit Horst und Epippoboddia am selben Fleck, vorsichtig hinter Baumstämmen Deckung suchend.

Auf einen verabredeten hellen Pfiff erhielten die Tiere von beiden Seiten Feuer, zwei fielen, die übrigen jagten in der Richtung, wo Herr von Falkenstein stand, von dannen, ein Büffelkalb blieb etwas zurück, da streckte es, gegen die Verabredung, die Jungen zu schonen, die Kugel des bei Herrn Douglas sich befindenden singhalesischen Jägers nieder. Jetzt machte die Büffelkuh, zu der das Kalb gehörte, kehrt: Herr Douglas hatte seine Deckung verlassen, ihn bemerkte das wütende Tier, den zottigen breiten Kopf mit den spitzen Hörnern und den blutunterlaufenen, wildrollenden Augen zur Erde gesenkt, stürzte es auf ihn zu. Douglas schien verloren, Fritz riß das Gewehr an die Wange und sandte die Kugel des zweiten Laufes dem wut-

schnaubenden Tier in die Seite. Ganz nah war es seinem Opfer, da ließ sich Douglas auf das rechte Knie nieder, stützte die Büchse mit dem auf dem linken Knie ruhenden Arm und drückte, als das Tier fast schon über ihm war, ab — zwei Schritte vor ihm brach der Büffel zusammen, ein quellender Blutstrom ergoß sich aus dem Maul und der Brust, den herbeigesprungenen Fritz und den furchtlosen Jäger bespritzend. Letzterer verharrte wie erstarrt noch einige Sekunden in seiner knieenden Stellung, dann erhob er sich langsam, auf seinem totenbleichen Gesicht perlten große Schweißtropfen und ein Zittern ging durch seinen sehnigen Körper, er reichte Fritz die feuchte Hand, die dieser wortlos drückte, aber erst nach innerem Ringen löste es sich von des erfahrenen Schützen blutleeren Lippen: „Sie haben mir brav beigestanden!"

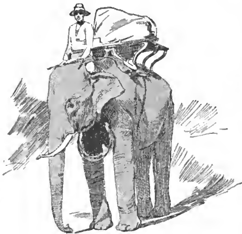
Unterdessen waren auch Herr von Falkenstein, Horst und Epippoboddia herbeigeeilt, stockenden Herzens hatten sie aus der Ferne die furchtbare Lage überschaut, in der sich Herr Douglas befunden, aber sie waren zur Unthätigkeit verurteilt gewesen, da ihre Kugeln leicht den Gefährdeten und Fritz hätten treffen können. „Ein Meisterschuß war's!" rief bewundernd Herr von Falkenstein aus, und auch Fritz erntete von ihm für sein mutiges Verhalten warmes Lob.

Die kleine Gesellschaft aber konnte sich nicht einer ernsten Stimmung erwehren, man kehrte, nachdem man von dem erlegten Wild einige der besten Fleischstücke ausgeschnitten, nach dem Dorfe Mamadua zurück, dessen männliche Bewohnerschaft sich unter Mitnahme von Fackeln sofort zum Schauplatze der Jagd aufmachte, um sich das Fleisch der erlegten Tiere zu holen, das in Streifen geschnitten und auf Baumzweigen über Feuer gedörrt wurde, eine ersehnte Zugabe zur kärglichen Reismahlzeit gewährend.

In dieser Nacht ging es hoch her in der kleinen Ortschaft, die Kokosnußschalen mit Palmwein kreisten in den um lodernde Feuer gelagerten Gruppen, mit Kalbfell bespannte niedrige Trommeln wurden eifrig mit Keulen bearbeitet und den Rohrpfeifen allerlei Weisen entlockt, es war ein richtiges Freudenfest, das mit lärmender Hingebung gefeiert wurde.

Am folgenden Morgen trat die Jagdgesellschaft den Rückweg nach Waligama an, wo man Zeit hatte, sich von den Anstrengungen der Jagden auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln für den bevorstehenden Zug in das gebirgige Innere, um den Elefanten nachzuspüren. — —

Kaum zwei Wochen vergingen, da traf aus Colombo ein Schreiben John Hagenbeck's ein, daß er aus dem nördlichen Berglande die Nachricht erhalten, man sei einer Elefantenherde auf der Spur und hätte zu ihrem Fange bereits alle Vorkehrungen getroffen, man warte nur noch auf das Eintreffen der europäischen Jäger. Am folgenden Tage langte Herr Hagenbeck, der von seinem Hamburger Bruder den Auftrag erhalten, eine Anzahl Elefanten nach Deutschland zu senden, in Waligama an, und am nächsten Morgen brach man nach dem Berglande auf. Der erste Teil des Weges wurde wieder zu Pferde zurückgelegt, dann benutzte man Postkarren und — nachdem man die Nacht in einem von der englischen Regierung errichteten Rasthause, wie diese über die ganze Insel verbreitet sind, verbracht — für das letzte Drittel des Weges bediente man sich gezähmter Elefanten, die von den einheimischen Häuptlingen den Jägern entgegengeschickt worden waren und die auch das in großen wasserdichten Reisesäcken untergebrachte Gepäck trugen. Jeder Elefant hatte seinen Führer, der auf dem Hals des Tieres saß und letzteres, wenn nötig, mit dem Ankus, einer eisernen Pike, antrieb, meist aber kosende oder tadelnde Worte gebrauchte, gelegentlich auch mit den nackten Füßen dem Tiere einige Klapse hinter die Ohren versetzend. Auf dem Rücken war der aus Bast geflochtene und mit Stricken um den Leib des Tieres befestigte Korb angebracht, den die Europäer bestiegen.



Zahmer Last-Elefant.

Fritz kam mit Herrn Hagenbeck, die beide schon in Colombo aneinander großes Gefallen gefunden, zusammen und hörte viel von ihm von der Klugheit und Kraft der Tiere; ein ausgewachsener Elefant kann bei guter Pflege täglich acht bis zehn deutsche Meilen zurücklegen und vermag bis zwanzig Centner zu tragen, dies allerdings nur im Flachlande und bei zwei Ruhetagen in einer Woche; auf gebirgigem Boden darf man nicht die gleichen

Anforderungen an ihn stellen, ihm überhaupt nicht zu viel zumuten, da ein erschöpfter oder gar erkrankter Elefant längerer Zeit bedarf, um neue Kräfte zu sammeln. Fritz beobachtete, wie das Tier, auf welchem er mit Herrn Hagenbeck saß, jedem Worte seines Führers gehorchte, es bog, auf einen Ruf, mit dem Rüssel die taubelasteten Zweige der Bäume zurück, damit die auf seinem Rücken Sitzenden nicht gestreift wurden, es ging, je nach Befehl, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Weges und



Singhalesische Häuptlinge mit Familie.

knickte, wenn ihm dies zugerufen ward, junge Baumstämme um oder hob Steine auf, sie dem Singhalesen zureichend.

Meist waren es Elefantenstraßen, die man benutzte, um zum Ziele zu gelangen; wenn eine Herde von zehn bis zwanzig Stück, ein Tier hinter dem andern, durch den Urwald trottet, so bricht sie alles Gebüsch, was nicht gefressen wird, nieder und schafft bequeme Straßen von etwa einem Meter Breite, die den Bewohnern des nahen Dorfes sehr willkommen sind. Freilich ist's gefährlich, auf einem solchen Wege den wilden Tieren zu begegnen, denn ein Ausweichen ist bei dem dichten Gezweig der von der

Tropennatur geschaffenen grünen Wände nicht möglich, die flinken und klettererfahrenen Singhalesen retten sich gewöhnlich auf den nächststehenden Baum.

Zur Mittagsstunde erreichte man das mitten im Urwalde gelegene Dorf Haputale und wurde feierlich von den Häuptlingen, die mit ihren Familien aus den umliegenden und selbst entlegeneren Ortschaften hier eingetroffen waren und ihre festliche Kleidung angelegt hatten, empfangen, da solch' ein Elefanteneintrieb nur selten stattfindet und gern als willkommenes Fest gefeiert wird, denn die Kosten, die diesmal Herr Hagenbeck trug, sind groß, und es bleibt stets ein hübsches Stück Geld zurück, von welchem die Oberhäupter der Dorfbewohner ein reichlich Teil für sich beanspruchen. Im Dorfe herrschte reges Leben, hunderte von Treibern, darunter viele Tamilen, hatten sich von nah und fern eingefunden und sich am Rande eines kleinen Gewässers, beim „Schlangenteiche“, wie er wegen seines Reichtums an giftigen Schlangen genannt wurde, ihre Laubhütten gebaut, während den europäischen Jägern zwei Lehmhütten zur Verfügung standen, die freilich weder Fenster- noch Thürfüllungen aufwiesen, dafür aber einige niedrige hölzerne Lager für die mitgebrachten Matratzen und sogar ein paar wackelige Tische und Stühle enthielten.

Im Laufe des Nachmittags besuchte man den während der letzten zehn Stunden angelegten Kraal, eine etwa vierhundert Quadratmeter große Umzäunung, welche von den Eingeborenen so geschickt angelegt war, daß man sie erst entdeckte, wenn man in ihre unmittelbare Nähe gelangt war. Sie bestand aus etwa fünf Meter hohen und einen viertel Meter starken Baumstämmen, die fest in den Boden getrieben und untereinander durch querliegende Stämme wie Flechtwerk verbunden waren, auch sonst manche Holzstützen enthielten, um einen starken Druck auszuhalten. Schmale Elefantenpfade führten zu dem Kraal und endeten in einem trichterförmig angelegten, sich nach außen erweiternden Pallisadengange, durch den die Elefanten in das Innere getrieben werden sollten und welcher in der Umzäunung durch ein Gatter, das hochgezogen war und dessen Stricke im Nu durchschnitten werden konnten, um es herunterzulassen, seinen Abschluß fand. Gegenüber bemerkte man ein gleiches, natürlich verschlossenes Gatter, um die Tiere hinauszulassen; die Bodenfläche des Kraals war neben anderem Buschwerk mit Nillu-Bäumen bewachsen, schmächtigen Stämmchen von vier bis

fünf Metern Höhe, mit rötlichen Stengeln und Blütenrispen, dem Lieblingsfutter der Elefanten, wegen dessen sie oft weite Wanderungen unternehmen. Für Herrn Hagenbeck und seine Freunde hatte man nahe dem Pallisadengang mehrere etwa acht Meter hohe, zwischen starken Bäumen befindliche und auf Bambusstämmen ruhende, aus Flechtwerk bestehende Sitze angebracht, von welchen aus sie den Eintrieb genau verfolgen konnten.

Der „Tracker", der Elefantenspürer, welcher die Jagd leitete, der auch die Herde aufgestöbert und die große Schar der Treiber angeworben hatte, die seit zwei Tagen und Nächten die Tiere umgab, um ihr Ausbrechen zu verhindern, erstattete Herrn Hagenbeck über alles eingehenden Bericht; er bemerkte, daß das Leittier sehr störrischer Natur zu sein scheine, daß ihm die Herde, die zwölf Stück zähle, nicht überallhin folge, und es wahrscheinlich nötig sein werde, das Tier zu töten, ehe der Eintrieb mit Erfolg vor sich gehen könne, man müsse es von der Herde sondern, was am besten gleich am selben Abend geschähe, wenn die Elefanten zur Tränke zu dem nah fließenden Mahaganga gingen.

Unter Führung des Trackers suchte man einige Stunden später den Tränkplatz auf und verbarg sich jenseits des Flüßchens im Gebüsch hinter den mächtigen Stämmen einiger Teakholzbäume, während am anderen Ufer eine Anzahl Treiber sich versteckt hatte. In wachsender Spannung warteten die Jäger wohl eine Stunde, die Sonne ging bald zur Rüste und sandte glühende Streifen durch das Blätterdach, blutigrot das Wasser des Flüßchens färbend, da vernahm man drüben ein Brechen und Krachen, und ein gewaltiger Elefant erschien, links und rechts Zweige abbrechend — es war das Leittier, welches eine Strecke der Herde voranschritt. Kaum hatte es sich dem Wasser genähert, als mit Gelärm und Geschrei die Treiber aus dem Gebüsch hervorbrachen, hierdurch die Herde zurückscheuchend und das Leittier in Schrecken versetzend, das in den Fluß stürmte und das andere Ufer gewann.

Da krachte der Schuß aus der Expreßbüchse Herrn Hagenbecks, auch die beiden anderen Jäger sandten dem Tiere ihre Kugeln mitten zwischen die Augen zu, der Koloß brach im Feuer nieder, erhob sich aber sogleich und stürzte, scharfe, grollende Töne ausstoßend, auf seine Feinde zu, welche jedoch schnell hinter anderen Bäumen Deckung gefunden, sodaß das Tier weiterjagte, alles vor sich niederbrechend. Die Verwundungen mußten

schwere sein, das bewiesen die Blutspuren, denen man eiligst durch Dornen und Schlingpflanzen folgte, die der Riese niedergetreten, hierdurch seinen Feinden den sonst unzugänglichen Weg bahnend. Nach einer Stunde erst entdeckte man das Tier, unbeweglich am Boden liegend, aber trotzdem gab der Tracker ein warnendes Zeichen und warf erst mit Steinen nach dem Daliegenden, worauf dieser sich langsam erhob, wütende Töne von sich gebend. Im selben Augenblick schon trafen ihn mehrere Kugeln in die



Zurückscheuchen der gefangenen Elefanten.

Stirn, und regungslos fiel der Elefant auf die Seite. Es war ein mächtiges, altes Tier, in der Höhe vom Genick an drei Meter messend, seine Stoßzähne waren kurz und abgebrochen, und man begnügte sich damit, daß man von den Singhalesen die Füße abschneiden ließ, um sie zur Erinnerung mitzunehmen.

An Ruhe war in dieser Nacht nicht viel zu denken, wiederholentlich mußten wohl die Elefanten versuchen, durchzubrechen, denn es wurde ein fürchterlicher Tumult mit Trommeln, Tamtams, Geschrei und selbst Schießen verursacht, um die Tiere zurückzuschrecken. Um die sechste Morgenstunde

hatte Herr Hagenbeck mit seinen Gefährten die luftigen Plätze eingenommen, und gleich danach begann das Treiben. Ein wildes Gelärme, das allmählich näherdrang, wurde ringsum vollführt, in atemloser Erregung wartete man, ob die Elefanten die Richtung auf den Kraal zu nehmen oder im letzten Augenblick einen entschlossenen Durchbruch wagen würden — ein Krachen und Bersten nun in dem Gehölz, die Herde, die durch das plötz-



Gefangene Elefanten in Begleitung von zahmen.

liche Verschwinden ihres Leittieres an Mut eingebüßt, drängte dem Pallisadengange zu.

Als sich dies zeigte, wuchs der Lärm zu einem höllenmäßigen Getöse an, Feuerwerkskörper und Schüsse krachten betäubend durcheinander, auf allen nur möglichen und unmöglichen Instrumenten wurde musiziert, gellende Rufe ertönten, und, von Furcht erfaßt, stürmte die ganze Herde in den Kraal, dessen Gatter krachend niederfiel. Ein brausendes Jubelgeschrei weckte das Echo, Jung und Alt eilte heran, aber gleichzeitig auch brachen die gefangenen Tiere, die jetzt erst merkten, daß sie in eine Falle ge-

gangen, in ein schauerliches Gebrüll aus, wild rasten sie durcheinander, alles unter ihren Füßen zertretend. Aufregung und Verzweiflung hatte sie erfaßt, die Weibchen suchten trompetend die von ihrer Seite gerissenen Jungen, die Männchen stürzten mit voller Wut gegen die Umzäunung, wurden aber durch die langen und spitzen Stangen der hinter den Pfählen stehenden Treiber sowie durch blinde Schüsse zurückgescheucht; es war ein



Gefangener Elefant von zahmen bewacht.

beängstigendes, ergreifendes Durcheinander, und Fritz thaten die armen, so plötzlich ihrer Freiheit beraubten Tiere in der Seele weh.

Man ließ die Gefangenen an diesem Tage austoben. Am folgenden Morgen führte man in den Kraal die gezähmten Elefanten, auf deren jedem ein Kornak saß, ein geübter Jäger, in der einen Hand einen Speer, in der andern eine lange, an einem Bambusstock befestigte, aus derber Haut geflochtene Schlinge, die er, nachdem je zwei zahme Tiere ein wildes in die Mitte genommen, diesem um ein Vorder- oder Hinterbein zu werfen suchte, wobei er sich häufig weit von seinem Sitz herabbeugte und nur durch

außerordentliche Geschicklichkeit den Rüsselschlägen der wilden Tiere entging, die durch Speerstiche, noch wirksamer aber seitens ihrer zahmen Gefährten belehrt wurden, daß es mit ihrer Unbändigkeit nun vorüber sei. Die zahmen Elefanten drückten dann langsam den wilden zum Ausgang hinaus, jede Widersetzlichkeit bestraften sie, indem sie rücksichtslos ihre Zähne oder den Rüssel gebrauchten. Draußen wurde der Gefesselte an einen starken Baum gebunden und sich zunächst selbst überlassen, meist schlug er wild um sich, stieß zornige Trompetentöne aus, fiel in die Knie und sprang wieder, den Boden zerstampfend, auf, zerrte grimmig an den Banden und wollte auf jedes menschliche Wesen zustürzen, aber die dicken Seile hielten gut, und mit der gänzlichen Erschöpfung trat eine langsame Beruhigung ein.

So war ein Tier nach dem anderen aus dem Kraal geführt und draußen angebunden worden, zuletzt eine Elefantenmutter mit einem nur wenige Monate alten Jungen, welches man, da sich das alte Tier auf das äußerste widersetzte, sich von ihrem Kleinen zu trennen, frei neben der Mutter herlaufen ließ, wobei das „Elefantenküken“ possierliche Sprünge verübte und Alle belustigte, auch so zahm war, daß es sich anfassen ließ. Hierbei bemerkte Fritz, der sich über das zutrauliche Wesen des Jungen freute, daß ein Tamile mit dem Rüssel des Kleinen sich zu schaffen machte, daß der Elefant plötzlich aufschrie und dicke Bluttropfen herabsickerten, in den Händen des Tamilen aber bemerkte Fritz ein Messer — die Zornesröte stieg ihm in das Gesicht, er packte mit eisernem Griff den rohen Burschen und schleuderte ihn so zu Boden, daß er einige Augenblicke wie leblos liegen blieb, dann sich aber erhob und, während die umstehenden Singhalesen ihn auslachten und verspotteten, einen haßerfüllten Blick auf Fritz warf, der nur schwer seine Empörung niederkämpfen konnte.

Die zahmen Elefanten brachten unterdessen ihren wilden Gefährten Futter, Nillu-Bäumchen und Bananenstauden, es wurde aber meist verschmäht, dagegen trotteten sie einzeln und paarweise nach einigen Stunden, in Begleitung der zahmen Tiere, an welche sie mittelst langer Stricke gebunden waren, nach einem nahen Teiche, dessen Wasser sie gierig einsogen. Dann folgten sie wieder nach den Fesselplätzen zurück, wo sie noch einige Tage verbleiben sollten, bis sie schließlich nach dem nahen Dorfe überführt werden. Dort werden sie in große Schuppen untergebracht, um noch während einiger Monate sich mehr und mehr an die Menschen zu gewöhnen.

Völlig gezähmt werden sie darauf in andere Ortschaften oder an die Küste geführt. —

Fritz sollte am selben Nachmittage noch ein zweites Zusammentreffen mit dem Tamilen, dem er schon einen Denkzettel gegeben, haben; er besuchte mit Horst die gefangenen Elefanten, die von Hunderten der Bewohner in achtungsvoller Entfernung umdrängt wurden. Das kleine Elefantentier erregte wieder allgemeine Heiterkeit, es ließ sich gern mit Bananen und



Der Freiheit entrissen!

Zuckerrohr füttern, und ein hübsches, etwa sechsjähriges Singhalesenmädchen streichelte zärtlich den kleinen Rüssel, als der Tamile von hinten hinzutrat, das Junge ungestüm beiseite stieß und das Mädchen an ihren langen schwarzen Haaren hin- und herzerrte, daß es jämmerlich zu weinen anfing. Da spürte der Freche, der den unterdessen näher gekommenen Fritz nicht bemerkt, von neuem die kraftvolle Faust des Deutschen, diesmal ließ Fritz aber nicht so leicht los, er schüttelte heftig den Tamilen hin und her, daß jenem der Atem stockte, dann warf er ihn mit voller Wucht in das dornige Gebüsch, während die Singhalesen ihm freudig Beifall zollten. Hierbei

war es Fritz, als ob seine Hand einen warmen Druck verspürte und als ob es Singh Moradiapu, der ihm vom „Prinz Heinrich“ her bekannte junge Singhalese, gewesen, der seine Hand ergriffen, aber der Menschen waren zu viele, die ihn umringten, und von dem Knaben war nichts zu sehen. —

Ermüdet von den Erlebnissen der letzten Tage ging man früh zur Ruhe, auch die Dorfbewohner mochten von den jüngst durchwachten Nächten ermattet sein, schon um die zehnte Abendstunde lag die Ortschaft in tiefem



Die gefangenen Elefanten werden zum Wasser geführt.

Frieden da, der gelegentlich unterbrochen wurde von dem zornigen Trompeten der gefangenen Elefanten.

Plötzlich schreckte Fritz empor, aber er wurde sofort wieder niedergedrückt auf sein Lager, eine Hand preßte sich auf seinen Mund, und in abgebrochenem Deutsch hörte er die flehentlich hervorgestoßenen Worte: „Still, still — nicht rühren — keine Bewegung — Dein Tod sonst — Schlangen sind hier — der wilde Tamile — er will Dich töten — hab' nicht Furcht — Singh ist bei Dir — —“.

Fritz lag wie gelähmt da, fieberschnell kreisten seine Gedanken, er hatte häufig von der Rache der Tamilen vernommen, nun, durch die geflüsterten

Worte Singhs, wurde ihm seine Lage klar: der Tamile hatte durch das offene Fenster giftige Schlangen in die Stube geworfen — sobald er sich bewegte, sobald die Schlangen in seinem Körper Leben verspürten, war er verloren!

Fritz hörte das Rascheln auf dem getrockneten lehmigen Boden und vernahm ein leises Pfeifen, das ihm das Blut erstarren machte. Singh, der dicht neben ihm lag, zuckte unmerklich zusammen, nun fühlte auch Fritz,



Am Schlangenteiche von Hapatule.

wie eine feuchte Masse über seine Hand sich bewegte, er wagte nicht zu atmen, die Augen hatte er geschlossen, aber er sah in tollem Wirbel feurige Kreise sich drehen und es hallte ihm wie dumpfes Meeresbrausen in den Ohren — das fieberhaft erregte Blut war es, welches diese Erscheinungen zu Wege brachte.

Einen kaum zu widerstehenden Drang verspürte Fritz, einen Hülferuf auszustoßen und aufzuspringen, aber Singh hatte sich dicht an Fritz geschmiegt, als ob er ein Teil von ihm wäre, und das Gefühl, daß dieser

treue und mutige Junge furchtlos für ihn sein Leben wagte, zwang Fritz nieder und ließ ihn bewegungslos verharren.

Wieder ertönte das Pfeifen, vermischt mit feinen, ganz hell klingenden Schreitönen, und wieder fühlte Fritz eine Schlange über seine Brust kriechen. Er hatte allmählich das Gefühl, als sei er tot, es war wie ein Starrkrampf, der ihn befallen, und doch hörte er das feinste Geräusch und fühlte, wie das Blut heiß durch seinen Körper flutete.

Bange Stunden vergingen so, fahle Dämmerung erfüllte endlich das Gemach, da, als man die Gegenstände mehr und mehr erkennen konnte, richtete Singh ganz langsam seinen Kopf auf; als er keine Schlange auf dem Lager bemerkte, zog er mit blitzschneller Bewegung eine aus Bambusholz geschnitzte Flöte hervor, und im selben Augenblick ließ er eine aus klagenden und zitternden Tönen zusammengesetzte Weise erschallen, die Fritz schon öfter von den Schlangenbeschwörern gehört.

Sofort hörte das Pfeifen auf, die Schlangen krochen in eine Ecke, sich dort zu einzelnen Knäueln zusammenballend.

„Wir sind gerettet!“ sagte Singh, tief Atem holend, aber sofort die Melodie weiterspielend.

Fritz drückte dem Knaben nur mit stummem Dank die Hand.

„Folge mir nur ganz ruhig,“ versetzte Singh von neuem. Er erhob sich, stets die Flöte an den Lippen, war mit einigen Schritten am Fenster und schwang sich hinaus, gefolgt von Fritz.

Draußen erst löste sich Beider Spannung. Aus Singh's großen, braunen Augen stürzten heiße Thränen, Fritz umarmte in tiefster Bewegung den Knaben: „Dank, Dank, o Singh,“ brachte er nur abgebrochen hervor, „Du hast mir das Leben gerettet!“

Nachdem sich ihre Erregung etwas gelegt, weckten sie die übrigen Freunde, die entsetzt waren bei der Nachricht von der furchtbaren Nacht. Herr Hagenbeck suchte sofort den Elefantenspürer auf, um nach dem verbrecherischen Tamilen zu fahnden, der aber war längst entflohen, und an seine Gefangennahme war nicht zu denken.

Singh berichtete dann, wie er, dessen Heimatdorf nahe war, gestern hierher gekommen wäre, um die gefangenen Elefanten zu sehen, wie er Zeuge gewesen, als Fritz den Tamilen für die rohe Behandlung des kleinen Mädchens gestraft, und wie er sofort gedacht, daß der Tamile auf Rache

finnen würde; er hätte ihn nun nicht mehr aus den Augen gelassen und wäre ihm überallhin gefolgt, auch in nächtlicher Stunde nach dem Teich. Dort habe der Tamile Feuer entzündet und mittelst eines gespaltenen Bambusstabes eine Anzahl der zu den Flammen kriechenden Kobra-Schlangen gefangen, die er in einen Sack gesteckt, dann durch das Fenster in das Zimmer von Fritz geschüttet hätte, darauf sogleich die Flucht ergreifend.

„Du bist ein braver, ein ganzer Junge,“ sagte ergriffen Herr von Falkenstein zu Singh, „wir wollen Deine Eltern aufsuchen und ihnen eine Belohnung für Dich geben.“

„Ich habe keine Eltern mehr,“ sagte Singh schmerzlich.

„Auch keine Geschwister?“

Singh schüttelte traurig den Kopf.

„Nun, Singh,“ rief Herr von Falkenstein schnell entschlossen, „so mache ich Dir einen Vorschlag: Du begleitest uns, Du sollst von nun an stets bei uns bleiben! Mit meinen Kindern zusammen werde ich Dich erziehen lassen, Du sollst zu unserer Familie gehören, und ein tüchtiger, ein rechter Mann soll aus Dir werden!“

Des Knaben Augen leuchteten vor unaussprechlichem Glück, Horst aber faßte ihn jubelnd an den Händen und tanzte frohlockend mit ihm umher: „Ja, Singh, Du kommst mit uns, Du bleibst bei uns, wir gehen auf die Jagd und, Singh,“ setzte er leiser hinzu, „das Schlangenbeschwören mußt Du mir auch beibringen!“ —

Am selben Morgen wurde der Rückmarsch angetreten. Auf das liebevollste nahmen Frau von Falkenstein und Ella den jungen Singhalesen auf, der sich schnell heimisch fühlte in dem trauten deutschen Kreise, welchen Fritz wenige Wochen danach verlassen mußte, zum innigen Leidwesen aller Mitglieder desselben, die den schlanken, blondlockigen Jüngling so lieb gewonnen, als hätte er stets zu ihnen gehört.

Auch Fritz wurde der Abschied sehr schwer, aber die Pflicht rief: Ende März mußte er in Kiautschou sein, um des Kaisers Rock anzuziehen, und die Reise dahin war lang. In wenigen Tagen sollte die „Bayern“ in Colombo eintreffen, und das Schiff wartete auf ihn nicht; nach endlosen Lebewohls und Umarmungen fuhr er von dannen, Colombo zu.



Vierter Abschnitt.

Nach China — In Kiautschou.

Im Hafen von Colombo lag der weißleuchtende Dampfer „Bayern“, auf welchem für Fritz ein Platz nach Shanghai belegt war, und in einem der flinken Ausleger-Boote, welche die Singhalesen so geschickt durch die Brandung zu steuern verstanden, fuhr er an Bord des stattlichen Schiffes, das zwar nicht so groß war, wie der „Prinz Heinrich“, aber sonst alle Vorzüge der deutschen Lloyd-Dampfer aufwies. Auch Kapitän Prehn, ein echter und rechter Seemann, der schon viele Meere befahren hatte und dessen ganzes Wesen Vertrauen und Zuversicht einflößte, kam Fritz mit freundlichem Wohlwollen entgegen und kümmerte sich persönlich darum, daß er gut untergebracht wurde. Um Lebewohl zu sagen, erschien John Hagenbeck mit einigen der jüngeren deutschen Herren, die Fritz bei Konsul Freudenberg kennen gelernt hatte, und mancherlei Erinnerungen an die gemeinsamen Jagderlebnisse wurden noch ausgetauscht, ehe das schrille Kreischen der Dampfpfeife die deutliche Aufforderung an alle, welche nicht mitfahren wollten, richtete, das Schiff zu verlassen, das mit Einbruch der Dunkelheit zum Hafen hinausfuhr, bald umfangen von den Schatten der Nacht auf rauschendem Meer.

Neptun war der Fahrt hold, nichts störte den Lauf der „Bayern“, die am Morgen des fünften Tages ihrer Abfahrt von Colombo links die Küste von Malacca, rechts jene von Sumatra sichtete und am Nachmittage zwischen dichtbewaldeten Hügelreihen, von denen helle Landhäuschen herabgrüßten, in Singapore einlief, wo der Dampfer zur Löschung der Ladung und behufs Kohleneinnahme bis zum folgenden Abend liegen bleiben sollte.

Rastloses Hafengetriebe herrschte auch hier, in großer Zahl lagen mächtige Handelsdampfer vor Anker, an kreischenden Krähnen wurden wuchtige Lasten


Malayisches Dorf auf Singapore.

vom Ufer in die Schiffe und von diesen ans Land befördert; auf schwankenden Holzbrettern hasteten in langen Reihen chinesische Kulis mit Ballen und Kisten zu den Fahrzeugen, andere schleppten in Tragkörben Kohlen herbei; an den Quais entlangziehende wie in kleinen Kähnen umherrudernde Händler boten Früchte, Muscheln, Korallen, seidene Tücher, Papageien, Affen an; Wechsler klimperten mit den schweren Silberdollars, indische Polizisten bahnten für einige mit ihrem Gepäck nahende Europäer durch das dichte Gewühl umherlungernder Malayen und Chinesen den Weg, flinke Malayenknaben schwammen und tauchten um die Schiffskörper herum — und über allem lag ein schwerer Dunst und brütete die heiße Sonne mit ungewohnter Glut.

Kapitän Prehn hatte Fritz aufgefordert, ihn zu begleiten, und in einem

mit flinken Ponys bespannten kleinen Wagen ging es der Stadt zu, die eine halbe Stunde entfernt vom Hafenbecken liegt. Auf dem Wege bot sich zu linker Hand ein fesselnder Anblick dar: in sumpfigem Wasser ein malayisches Dorf, die strohgedeckten Hütten meist auf Pfählen stehend, die armselige Ansiedelung sich an dichtes Gebüsch, aus dem Mangroven und Palmen aufragten, anlehnend. So sah dereinst Singapore aus, die „Löwenstadt", wie ihr Name sagt, als 1819 Sir Stamford Raffles, der englische Gouverneur von Java, auf eigene Verantwortlichkeit von einem einheimischen Fürsten für eine verhältnismäßig kleine Summe die mit dichtem Urwald



Straße in Singapore.

bedeckte Insel, welche der Schlupfwinkel von Tigern und Seeräubern war, kaufte, die sich schon kurze Zeit danach als wichtigster Handels- und Stützpunkt für die Schiffahrt erwies. Heute erstreckt sich an Stelle des einstigen Fischerdorfes, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft noch Anfang der sechsziger Jahre jährlich an vierhundert Menschen von Tigern zerrissen wurden, eine große, gut bewässerte und beleuchtete, sichere, von mehr denn 100 000 Menschen bewohnte Stadt mit sauberen Straßen und vielen europäischen Gebäuden, mit zwei gewaltigen Hafenbecken, die jährlich von tausenden von Schiffen belebt werden, mit mehreren stattlichen Hotels, Banken, Klubs, öffentlichen Plätzen, mit einem Museum und einem prächtigen Botanischen Garten.

Unter der Bevölkerung der Stadt wie der gesamten Insel nehmen die Chinesen den breitesten Platz ein, überall trifft man auf sie, in alle Berufszweige haben sie sich hineingedrängt, und weithin erstreckt sich die ihnen angewiesene Ansiedlung, in welcher sich die Bezopften so heimisch fühlen wie im Reiche der Mitte. Das Bild dieser Chinesenstadt ist ein farbiges und abwechslungsvolles; die niedrigen Häuser, deren erste Stockwerke von Pfeilern getragen werden, sodaß unten ein offener Gang ist, sind meist blau ge-



Im Chinesen-Viertel Singapores.

strichen, über den Eingängen zu den Läden hängen mächtige rote Schilder oder auch Fahnen mit großen schwarzen chinesischen Buchstaben, an den Thüren wehen lange flatternde Papierstreifen mit Bitten an die Götter, den Inhabern der Geschäfte gnädig gesinnt zu sein, in den Läden selbst bedecken die Wände grellbunte, große, auf Papier gemalte Abbildungen von Götzen mit Schlitzaugen und langen Zöpfen, sowie die Ahnentafeln des Hausherrn, vor denen Räucherwerk und Papierschnitzel abgebrannt werden.

Ein beträchtlicher Teil des regen Handels von Singapore befindet sich in deutschen Händen, und wie kernig deutsches Wesen hier in diesem fernen

Erdenwinkel zur Geltung gelangte, konnte Fritz am Abend beobachten, den er mit Kapitän Prehn in dem außerhalb der Stadt liegenden deutschen Klub verbrachte, wo echte deutsche Behaglichkeit und Gemütlichkeit herrschten und manch frohes deutsches Lied angestimmt wurde. Das Gespräch drehte sich lebhaft um eine wenige Tage zuvor stattgefundene Tigerjagd; denn der die Insel von dem Festlande trennende schmale Meeresarm wird zuweilen von den Tieren durchschwommen, die Streifzüge unternehmen auf dem Gebiet, das sie einst unumschränkt beherrschten. Zwei Stunden nur von der Stadt entfernt war man in dichtem Dschungel auf den Tiger gestoßen, der von den Treibern aufgespürt worden war und mit lautem Gebrüll aus dem dichten Unterholz hervorstürzte, gerade auf die Schützen — mehrere Deutsche und ein Schweizer — zu, von denen der Schweizer den Kernschuß abgab, sodaß das Tier, in das Herz getroffen, im Feuer zusammenbrach.

Manch Stücklein wurde auch von der Verschlagenheit der Chinesen berichtet, die Jahr für Jahr stets neue Scharen ihrer Landsleute nach Singapore ziehen und mit ihnen Geheimbünde schließen, um jene ihrer Landsleute, die etwas begangen, vor den von der englischen Regierung verhängten Strafen zu schützen, andere aber, die ihnen nicht blindlings gehorchen und ihnen als Werkzeuge ihres oft verbrecherischen Willens dienen, auf das rachsüchtigste bis in den Tod zu verfolgen.

„Die chinesische Gefahr," so sagte einer der deutschen Herren, der seit langem in Singapore lebte, „wird uns noch zu schaffen machen, vielleicht früher, als wir alle glauben. Wir unterschätzen diese gelbe Sündflut, die sich mehr und mehr nach Westen wälzt, und unser Kaiser verriet seinen weitsehenden Blick, als er schon vor Jahren zur Warnung sein Bild: „Völker Europas, schützet eure heiligsten Güter!" veröffentlichte. Es geht etwas vor hier unter den Bezopften, mit denen ich ja täglich zu thun habe, ihr Wesen ist oft unruhig, oft wieder herausfordernd, die Geheimbünde brandschatzen mehr als je ihre reichen Landsleute, die, wollen sie sich nicht der Brandstiftung oder gar einem Meuchelmord aussetzen, tief in die Tasche greifen müssen, und große Geldsummen fließen nach China. Auch von umfassenden Waffentransporten hörte ich, welche, unter falscher Angabe der Fracht, nach Canton und Tientsin gehen; irgend etwas ist im Werke, und die Europäer drüben, in China, sollten auf ihrer Hut sein!" —

Die Mehrzahl der Anwesenden aber sah die Ausführungen des Redners

als Schwarzsehereien an; die Chinesen, so meinten sie, seien viel zu feige und geldgierig, als daß sie etwas Ernstliches, das mit Gefahr zusammenhinge, zu unternehmen wagten; da brauche man keine Sorge zu hegen, China gehe seinem allmählichen Verfall entgegen, denn Mut und Vaterlandsliebe steckten nicht in dem Volk, welches willig die Oberherrschaft der fremden Mächte anerkenne.

Fritz mußte später oft der Unterhaltung gedenken und der warnenden Worte, die er hier vernommen, die aber keine Beachtung gefunden hatten.

Am Hafenbecken traf Fritz unvermutet den dritten Offizier des „Prinz Heinrich", Lindrab, der sich bei einem heftigen Sturm, in welchen der Dampfer kurz vor Singapore geraten war, den Arm gebrochen sowie verschiedene andere Verletzungen zugezogen hatte und in Singapore geblieben war, um seine Heilung abzuwarten, nun aber auf einem der nächsten Lloyd-Dampfer wieder in Dienst treten wollte. Herr Lindrab wie Fritz freuten sich sehr über das Wiedersehen und tauschten mancherlei Erinnerungen an die gemeinsame Fahrt aus, dabei wurde auch Herrn Podejuchs gedacht, bei dessen Namensnennung der Offizier in helles Gelächter ausbrach. „Da muß ich Ihnen doch die Erfahrungen erzählen," rief er fröhlich, „die Herr Podejuch mit seinem „teuren Freunde," dem angeblichen Missionar und italienischen Grafen, gemacht. Sie wissen, die beiden waren ein Herz und eine Seele, hier in Singapore stiegen sie im selben Hotel ab, blieben in enger Freundschaft mehrere Wochen zusammen, während welcher der Missionar verschiedene Malayen herbeibrachte, die Zeugen gewesen waren, daß der gesuchte Müller thatsächlich bei einer Kahnfahrt ertrunken sei; einige Tage darauf sei sein Körper gelandet und unweit des Malayen-Dorfes beerdigt worden. Den Hügel fand man auch, und ferner brachte einer der Malayen die mit einem Monogramm versehene, völlig verrostete Taschenuhr, ein anderer die merkliche Spuren des Seewassers tragende Brieftasche des Müller mit seinen Visitenkarten und allerhand alten Briefen herbei. Herr Podejuch war überzeugt, er telegraphierte an seine Versicherungsgesellschaft nach Berlin, daß die Versicherungssumme von hunderttausend Mark an die Witwe Müller auszuzahlen sei, weil er unumstößliche Beweise vom Tode ihres Mannes in Händen habe. Etwa zehn Tage später mußte der Missionar eine „Inspektionsreise" nach Java antreten; da sein Geld noch nicht aus Rom eingetroffen, bat er Herrn Podejuch um die „kleine" Summe von zwölfhundert Mark,

die dieser mit Freuden hergab und dann seinen lieben Freund hin zum Hafen brachte, wo jener nach rührendem Abschied einen kleinen holländischen Dampfer bestieg. Als dieser sich in Bewegung setzte, rief ein sich über die Reeling beugender Fahrgast in bestem Deutsch Herrn Podejuch, der vergeblich nach dem langbärtigen und bebrillten italienischen Missionar Ausschau hielt, zu: „Adieu, lieber Freund Podejuch, grüßen Sie mir mein schönes Berlin, grüßen Sie mir Ihre Versicherungsgesellschaft, adieu, mein holder, teurer Freund!“ — Herr Podejuch stand, wie er mir später berichtete, völlig sprachlos und geknickt da — Müller, sein krampfhaft gesuchter Müller war's, der ihm dort vergnügt zuwinkte, Müller aus Berlin, ohne Bart, Brille und Perrücke, Müller, sein italienischer Busenfreund, Missionar und Graf, dessen Frau die Versicherungssumme längst erhoben und auf der Reise zu ihrem Gatten war, Müller, der ihn noch um zwölfhundert Mark angeborgt hatte und nun vergnügt von dannen fuhr, ohne daß Herr Podejuch irgend etwas zu seiner Ergreifung thun konnte! — Herr Podejuch fand erst nach einigen Tagen die Sprache wieder, er that mir leid, als er mir sein Abenteuer erzählte, ich brachte ihn noch an Bord der „Sachsen“, mit der er heimwärts fuhr — ich fürchte, er hat kein allzu freudiges Willkommen in Berlin gefunden!“ — — —


Chinesen werfen Bittgebete an den Sturmgott ins Meer.

Zur festgesetzten Zeit verließ die „Bayern“ Singapore und nahm ihren Kurs auf Hongkong. Das Wetter war schön, aber heiß, die See ruhig, das Vorderdeck war tagsüber gefüllt mit Chinesen, die nach ihrer Heimat zurückkehrten und die, als das Schiff in See gegangen, tausende bunter Zettelchen in die Wellen warfen mit gedruckten und beschriebenen Bitten an den Meergott, doch nicht seine Löwen loszulassen, welche sonst durch

ihre Wildheit die Fluten aufrühren und den Fahrzeugen Verderben bringen würden.

Und diese Bitten schienen Gehör gefunden zu haben, vier Tage hindurch war die Fahrt glatt verlaufen, und man gab sich der frohen Hoffnung hin, Hongkong zu erreichen, ohne daß sich diesmal die Seekrankheit an Bord einstellen würde. Da, am Nachmittage des vierten Tages, nahm in der Fahrtrichtung des Schiffes der Himmel eine blaugraue Färbung an, mit unregelmäßigen Stößen setzte der Wind ein, drückend schwül war die Luft, oft hatte es den Anschein, als ob weiße Schleier die nächste Umgebung des Dampfers verhüllten. Der Barometer war stark gefallen, man bemerkte, wie der Kapitän mehrfache Beratungen mit den Offizieren hielt, wie die Mannschaft geschäftiger als sonst thätig war und alles von Deck forträumte, was nicht stark befestigt war, wie die Luken der unteren Schiffsöffnungen geschlossen wurden und man Taue spannte, damit, in den Stunden der Gefahr, die Matrosen sich an denselben festhalten könnten.

„Taifun —!" das verhängnisvolle, furchterregende Wort ging ängstlich von Mund zu Mund und legte sich wie ein lähmender Bann auf die Schiffsgesellschaft, die bisher so sorglos und fröhlich gewesen. Verstört und unruhig waren die Mienen und mit schweren Sorgen beobachtete man die sich mehrenden Anzeichen des furchtbarsten aller Stürme, der alljährlich in den chinesischen Gewässern zahllose Opfer fordert.

Gegen Abend wurde das Meer immer erregter, schwer und dunstig war die Luft, dann prasselten tropische Regengüsse hernieder und gleichzeitig setzte heulend der Wind ein, so daß heftige Sturzseen das Schiff überfluteten, welches hin- und herschwankte, als ob es jeden Halt verloren hätte.

So verging die Nacht. Aber der Morgen wollte nicht kommen. Die achte Stunde verkündeten die Uhren, schwarz war der Himmel, einen selbst das mutigste Herz beklemmenden Anblick bot das Meer dar, es brodelte und zischte und schäumte und gurgelte in ihm, als ob die vernichtendsten Gewalten der ganzen Welt losgelassen wären, in unheimlicher Höhe rasten die Wellen heran und stürzten sich auf das Schiff, es unter einem gischenden, rauschenden Wogenmantel begrabend, daß man ein Herausarbeiten aus diesen ungeheuren Fluten garnicht mehr für möglich hielt; von einer Seite zur andern wurde der Dampfer geschleudert, bald verschwand sein Vorder-, bald das Hinterteil völlig in den Wogen, die Maschinen ächzten und stöhnten

und die Schraube arbeitete oft über dem Wasser, wobei ein zerrendes, knarrendes Rucken durch den Schiffskörper ging, als ob er im nächsten Augenblick auseinander bersten müsse.

Und plötzlich setzte der Sturm aus. Unheimliche Gewitterstimmung lastete auf dem tosenden Meer. Der östliche Himmel zeigte unvermutet einen dunkelroten Schein, als ob die Sonne sich durch die Wolken drängen und das Vernichtungswerk bescheinen wollte, aber gleich danach schoben sich neue finstere Wolken vor und es ward wiederum Nacht. Eine Nacht, die nun durchzuckt wurde von flammenden, aus flackernden Blitzen zusammengesetzten Strahlenbündeln, welche unaufhörlich herniedersprühten, eine feurige Verbindung herstellend zwischen dem Himmel und dem Meer, die eins geworden zu sein schienen, um allem dem Untergang zu bereiten, was je von Menschenhänden errichtet wurde.

Dann, als hätte er nur seine Kräfte zum vernichtendsten Stoße gesammelt, setzte von neuem der Orkan ein. Es pfiff und heulte, knasterte und krachte in den Lüften, als ob hallender Donner ertönte, so lärmend jagten Sturmgeister heran und fuhren zerstörend über das Schiff hin, Teile der Reeling, der Treppen und zwei Rettungsboote mit fortreißend und gleich danach im Wirbel wiederkehrend, gischende Wassersäulen heranführend und sie herniederstürzend auf das Deck, so daß dies verschwunden zu sein schien unter dem weißen Gischt der Wogen, die sich auch Eingang zu verschaffen wußten in die unteren Räume, wo sie mit den unaufhörlichen Schwankungen des Schiffes hin- und herplätscherten, die Fahrgäste, welche das Schiff schon voll Wasser glaubten, noch mehr in Schrecken versetzend, daß laute Angstrufe ertönten, die freilich verhallten im Aufruhr der Elemente, ebenso wie der Lärm vom Zerschlagen des Geschirrs, dem Zerbrechen der nicht feststehenden Möbelstücke, dem Gepolter der in fortwährender Bewegung befindlichen Koffer.

Trotzdem die Gefahr auf das höchste gestiegen war, denn die „Bayern" befand sich gerade im Mittelpunkte des „Taifun", bewahrten der Kapitän wie die Offiziere ihre Ruhe und führte die Mannschaft die Befehle aus; solange die Maschinen noch arbeiteten und das Steuer gehorchte, war die „Bayern" nicht verloren, wenngleich die Neigungen zur Seite sehr erhebliche waren und hier sich am ehesten ein Unglück ereignen konnte.

Da, am frühen Nachmittage, erhellten sich ein wenig die Wolkenmassen, warmer Regen strömte hernieder, die drückende Dunkelheit wich mehr und

mehr und der Orkan ließ etwas nach: man war dem Taifun entronnen! Zwar blieb der Sturm noch heftig genug während der Nacht, und das Schiff stampfte gewaltig, aber die Gefahr war vorüber. Auch am nächsten Morgen noch war das Meer heftig erregt, doch drang die Sonne siegreich durch, die düster-graue Färbung der Wellen verlor sich, Barometer und Thermometer stiegen, und zur Mittagszeit konnte man Zeit und Breite bestimmen, wobei man ersah, daß man ganz erheblich aus dem Kurs geworfen worden war.



Am Strand von Hongkong nach dem Taifun.

An allen Ecken und Enden wurde auf dem Schiff gehämmert und gesägt und gehobelt und gefeilt; viele Schäden gab es auszubessern, denn schwer hatte der Taifun den Dampfer mitgenommen, der ihm so wacker stand gehalten. Im Salon, im Speisesaal, in den Kabinen schaute es bunt aus, alles war drunter und drüber gegangen und viel zerstört worden, aber freudig sah man darüber hinweg, hatte doch so mancher geglaubt daß ihm nie wieder die Sonne leuchten würde.

Am folgenden Morgen fuhr man in die Bucht von Hongkong ein, die umschlossen wird von hohen Gebirgsketten, an deren Füßen unten Befesti-

gungen, Kasernen, Hospitäler liegen, während sich die Stadt Victoria — meist, nach der 1842 von China an England abgetretenen Insel, Hongkong genannt — terrassenförmig am Pik aufbaut, dem höchsten der Berge, der mit prächtigen Park- und Gartenanlagen bedeckt ist, zwischen denen die weißen Villen der begüterten Europäer liegen. Das Bild war ein überraschend schönes, belebt von dem unermüdlichen Hafengetriebe; denn neben mächtigen Kriegskolossen ankerten hier zahllose große Kauffahrer, durcheilten flinke Personenboote die blauen Wellen, die von ganzen Flottillen chinesischer Sampangs mit Drachensegeln bedeckt waren, von denen sich mehrere ablösten und im Kielwasser der „Bayern" folgten, um die chinesischen Fahrgäste nach dem Lande überzusetzen.

Allmählich sah man erst, daß der Taifun in schlimmster Weise auch diese sonst so friedliche Bucht berührt und die schwersten Beschädigungen angerichtet hatte; von mehreren untergegangenen Schiffen ragten Schornsteine und Masten aus dem Wasser, andere Fahrzeuge waren völlig abgetakelt, verschiedene Landungsbrücken waren zerstückelt und die schweren Steinblöcke des Quais durch die Wut der Wellen auf ganze Strecken herausgerissen worden, Trümmer von Schiffen schwammen umher und entwurzelte Bäume lagen am Strand, einige Warenschuppen daselbst waren abgedeckt und mehrere Häuser nahe der Stadt eingestürzt. Später hörte man, daß eine im Hafen verankert gewesene Hulk — ein entmastetes, nicht mehr seetüchtiges Schiff — die von den englischen Behörden als Militär-Lazarettschiff benutzt worden war, durch den Sturm aus dem Wasser herausgehoben und ein ganzes Stück landeinwärts getragen worden sei, ohne daß den Kranken etwas geschehen wäre.

Die „Bayern" blieb, um die ernsteren Schäden ausbessern zu lassen, drei Tage vor Anker, und Fritz konnte mit Muße Hongkong durchstreifen. Gleich Singapore, lagen hier vor sechzig Jahren ein paar elende Fischerniederlassungen mit einigen tausend Einwohnern, die den hier Zuflucht suchenden Seeräubern Vorschub leisteten und sich wohl auch an deren verwegenen Thaten beteiligten, heute zählt die Stadt 250 000 Einwohner, darunter 6000 Europäer, und ihr jährlicher Warenumsatz beziffert sich auf über eine Milliarde Mark.

Von der Betriebsamkeit Hongkongs erhielt Fritz den besten Eindruck in der Queens-Road, der Königin-Straße, die ein völlig internationales Leben

und Treiben aufwies. Neben vielen, allen möglichen Ländern entstammenden Europäern trifft man hier auch auf zahllose Indier, von fern schon an ihren Turbanen kenntlich, daneben auf Perser und Muhamedaner, Japaner und Neger, Mulatten und sonstiges Mischblut; die roten Uniformen der englischen Soldaten und die blauen der Matrosen erhöhen noch das farbige Trachten- und Völkergemisch, das überaus anziehend wirkt.

Natürlich überwiegt das Chinesische in jeder Hinsicht, haben doch selbst die offenen europäischen Geschäfte chinesische Angestellte, wie sich auch der gesamte Kleinhandel in chinesischen Händen befindet. Vornehme Chinesen werden in prächtig geputzten, verschlossenen Sänften einhergetragen, blinde Bettler tasten sich mit einem Stock durch die Menge, kleine Chinesenkerle spielen mitten auf dem Damm sehr geschickt Federball oder lassen ihre Drachen steigen, da humpelt eine elegante Chinesin auf ihren verstümmelten, nur zehn Centimeter langen Füßchen hin, und dort trägt eine gewöhnliche Frau ihre zwei Jüngsten auf dem Rücken; die offenen Garküchen und die Theestuben finden viel Zuspruch, Gemüsehändler schleppen ihre Lasten an langen Bambusstangen, und Blumen- wie Fruchtverkäufer bieten zu niedrigeren Preisen ihre Waren an, während in den Läden die verlockendsten Sachen zur Schau liegen.


Sänfte in Hongkong.

Für Ordnung und möglichste Sauberkeit ist auf den Straßen Hongkongs gut gesorgt, die Obrigkeit wird durch die „Shiks" vertreten, körperlich kräftige indische Polizisten, die sich in ihren dunkelblauen Uniformen mit hohen roten Turbanen sehr gut ausnehmen und erforderlichen Falls ganz energisch einschreiten. Die Personenbeförderung geschieht wegen der bergigen Lage der Stadt fast ausschließlich mittels der schon von Ceylon her bekannten Rikshahs, jener kleinen, von einem Mann gezogenen Halbwägelchen, und der Sänften, die von je zwei (zuweilen auch vier) Kulis an langen, biegsamen Bambusstäben getragen werden, sodaß eine leichte schaukelnde Bewegung entsteht.

Die Nebengassen, die von der Hauptstraße sich abzweigen, sind schmal und dunkel und von unverfälschtem chinesischen Leben erfüllt; die allergeheimsten Wäschestücke sind zu den Fenstern herausgehängt oder auch auf

dünnen Leinen von Haus zu Haus gespannt, die Eingänge zu den engbrüstigen Häusern sind klein und niedrig und atembeengende Dünste dringen häufig aus ihnen heraus — wie mag es erst im Innern ausschauen, wo in winzigen Stuben oft Dutzende von Chinesen zusammengepferdcht sind!

Desto schöner weilte es sich in den der Stadt benachbarten und den Pik bedeckenden Parkanlagen, die mit Aufwendung von vielen Millionen Mark dem trotzigen, früher völlig kahlen Felsgestein aufgezwungen wurden, und in denen sich Fritz viele Stunden aufhielt. Von den unten nahe dem Wasser liegenden herrlichen, mit Rosen und Palmen, mit Gummi- und Farrenbäumen wie mannigfachen Koniferen, mit Oleanderbüschen und Bambusen bepflanzten Gärten ziehen sich die Promenadenwege den Pik hinan, zu dessen Gipfel auch eine Drahtseilbahn in fast beängstigend steiler, schnurgerader Richtung geht. Genußvoller aber ist's, zu Fuß den Berg zu erklimmen; überall sind lauschige Ruheplätze angebracht, die Abgründe sind überbrückt, und bequeme Pfade führen zu den Villen der begüterten Europäer, unter denen sich viele Deutsche befinden, da sich deutscher Handel und Wandel auch in Hongkong hohen Ansehens erfreuen. Je höher man steigt, desto großartiger wird der Blick auf den Hafen, hinüber zu dem Festlande und hinab in eine richtige Alpennatur, und dann, bei einer schroffen Wendung, hinunter auf das Meer mit seinen zackigen Felseninseln. Man ist völlig hingerissen von dem bewegenden, so vieles Wundervolle umfassenden Bilde, und man versteht die tiefe Liebe vieler Europäer zu diesem Eiland, welches die sonnige Anmut Italiens mit dem ergreifenden Ernst der nordischen Alpen verbindet und welches zu einem der schönsten Flecken gehört auf unserer schönen Gotteswelt. —


Chinesische Kaufmannsfamilie in Hongkong.

Von Hongkong bis Shanghai war der Meergott der „Bayern“ hold. Schon am Morgen des vierten Tages dampfte das Schiff vorbei an den Wusung-Befestigungen, die den Strom, an welchem zwölf englische Meilen

oberhalb Shanghai liegt, beherrschen und deren Besatzungen von deutschen Offizieren ausgebildet wurden, und ging gegenüber dem „Bund,“ der prächtigen Hafenstraße Shanghais, vor Anker. Fritz hätte hier eigentlich die „Bayern“ verlassen müssen, aber der Kapitän hatte ihm gestattet, so lange an Bord zu verbleiben, bis er Fahrgelegenheit nach Tsingtau finden würde; gern machte Fritz von dieser Erlaubnis Gebrauch, da er bis zum Abgang des nach Tsingtau bestimmten Dampfers „Mathilde“ noch einige Tage Zeit hatte, die ihm ein näheres Kennenlernen von Shanghai ermöglichten.



Indischer Polizist in Hongkong.

Fesselnd und unterhaltend war es, den „Bund“ dahinzuschlendern, diese breite und lange, mit Einbruch der Dunkelheit elektrisch erleuchtete Quaistraße, die sich in einer Ausdehnung von über tausend Metern am Flusse hinzieht und deren stattliche Handels-, Bank- und Konsulatsgebäude sowie villenartige Wohnhäuser nach europäischem Muster gebaut sind. Der „Bund“ endet in einem kleinen, sorgsam gepflegten Stadtgarten, vor dessen Eingang das Denkmal seinen Platz gefunden, welches den mit dem „Iltis“ untergegangenen Offizieren und Mannschaften gewidmet wurde; auf hohem Granit-Unterbau erhebt sich ein zersplitterter Mast, zu dessen Füßen Flagge und

Segeltuch angebracht sind, während der den Flaggenstock umwindende Lorbeerkranz auf seinen Schleifen die Widmungen trägt: „Die Deutschen Chinas" und „Die Kaiserliche Marine". In tiefem Sinnen stand Fritz lange vor dem schlichten und doch so eindrucksvollen Monument, das ihn so lebhaft erinnerte an jene Tage, die er mit den Geretteten des Kanonenbootes beim Leuchtturmwärter von Promontory verlebt hatte.

Aus seinen schwermütigen Gedanken wurde Fritz durch helle Militärmusik aufgeweckt: horch, waren das nicht bekannte deutsche Soldatenklänge,



Der „Bund" in Shanghai.

war das nicht der Hohenfriedberger Marsch und tauchten da nicht deutsche Uniformen auf? — Fritz ging das Herz auf, als er in strammem Schritt seine Landsleute vorüber ziehen sah, die, sonst in kaufmännischen und anderen Stellen thätig, einen Teil des europäischen Freiwilligencorps bildeten, welches, aus 350 Mann bestehend, in den Stunden der Gefahr die Stadt schützen sollte. Englische Kavallerie folgte und eine Batterie; das Corps kam von einer Übung zurück, aber während die übrigen Mannschaften matt und ermüdet aussahen, marschierten die Deutschen so flott hinter der aus portugiesischen Mischlingen bestehenden Musikkapelle her, als wären sie eben erst ausgerückt.

11*

Außer den kleinen ‚Menschendroschken', die auch hier zahlreich vertreten waren, bemerkte Fritz ein noch nie gesehenes, seltsames Beförderungsmittel: eine Schubkarre, aus einem großen Rade bestehend, neben welchem zwei Sitzbretter angebracht waren, auf denen oft mehrere Männlein und Weiblein, zuweilen noch mit schweren Lasten, saßen, während keuchend und schwitzend ein Chinese den ungefügen Karren schob. Der „moderne" Chinese aber, der mit fliegendem Zopf auf seinem Rad vorbeisauste, er sah mit spöttischem Lächeln auf das durch die Schiebkarre verkörperte „alte China" herab.



Das „Iltis"-Denkmal in Shanghai.

Der „Bund" vertritt am eindringlichsten das Europatum in Shanghai, denn keins seiner vielen Gebäude gemahnt an das Reich der Mitte, aber je mehr sich Fritz von ihm entfernte, desto chinesischer ward die Umgebung, bis nichts oder nur sehr wenig noch an Europa erinnerte. Von ein paar Straßen abgesehen, waren die Gassen schmal und winklig, in den trotz des empfindlich kühlen Wetters offenen Werkstätten herrschte eifrige Thätigkeit, große hölzerne Schilde mit den Geschäftsnamen und Ankündigungen hingen an den Häusern herab, die niedrig waren, von denen aber viele hübsche Schnitzereien an den Holzbalkons sowie schöne Porzellan-Verzierungen über den Eingängen und an den Dachfirsten aufwiesen. Plötzlich stockte Fritz: vor einem nach der Straße zu durch eine grellbemalte Wand abgeschlossenen Gebäude, dem Gerichtshofe, waren zwei Holzkäfige errichtet, in denen „zum Abschrecken" mehrere Verbrecher untergebracht waren, deren jeder einen etwa

zwei Fuß breiten Holzkragen trug, sodaß sich der damit Geschmückte nicht niederlegen konnte. Trotzdem aber waren diese Leute guter Dinge, sie lachten und plauderten miteinander und riefen den sie Betrachtenden allerlei Scherzworte zu. Auch andere Gefangene, die Fritz in einer Seitengasse traf und welche eine schwere Walze ziehen mußten, um den Damm zu ebnen, schienen mit ihrem Schicksal garnicht unzufrieden und strengten sich herzlich wenig bei ihrer Arbeit an.

Das echteste China freilich fand Fritz in der alten, von Gräben und



Deutsches Freiwilligen-Corps in Shanghai.

Mauern umgebenen Chinesenstadt, die ein rechtes Gegenstück bildet zu dem europäisch-chinesischen Shanghai, das auf dem 1842 von China abgetretenen Grund und Boden allmählich entstanden ist. Aus den Schießscharten der vermoderten Mauern der Chinesenstadt guckten melancholisch einige grünspanüberzogene Kanonenrohre herab, in dem massigen Thordurchgang deutete eine Anzahl Piken und Lanzen auf eine Wache hin, deren Soldaten jedoch nicht zu entdecken waren, und nun öffnete sich ein Labyrinth schmutziger, übelriechender, enger, dumpfer Straßen, mit zahllosen offenen Werkstätten und Läden, überall Menschengewimmel und Gekribbel, schreiende Lastträger,

an den Straßenecken Aussätzige und Bettler, auf den kleinen Plätzen, die durch die letzten Regengüsse mit trüben Lachen überzogen waren, Gaukler, Wahrsager und Quacksalber, hier ein niedriger Tempel, da in einem Tümpel ein ganz malerisches, aber bedenklich von der Witterung mitgenommenes Theehaus, das man auf einer Zickzack-Holzbrücke (die über tausend Jahre alt sein soll) erreicht, dann durch graue Thorbogen in andere schmudelige Straßen hinein, angegafft von allen Verkäufern, gefolgt von einer dichten Schar kleiner und großer Chinesen, die jeden Schritt mit neugierigen Blicken



Straße in Shanghai.

überwachten — ach, Fritz war froh, als er nach langem Suchen den Thorweg wiederfand, durch den er nach dem europäischen Shanghai zurückgelangte, einer ganz anderen Welt, die himmelweit verschieden ist von der chinesischen! — — — —

Nach herzlichem Abschied von Kapitän Prehn und den Offizieren der „Bayern" siedelte Fritz nach dem kleinen zwischen Shanghai und Tsingtau laufenden Dampfer „Mathilde" über, der am folgenden Morgen in aller Frühe die Anker lichtete und dem Meer zustrebte. Die Witterung war wenig freundlich, an Regen nnd Sturm fehlte es am ersten Tage nicht, und das Gelbe Meer zeigte wieder all' seine Mucken, die Fritz früher schon

reichlich kennen gelernt, zudem war es empfindlich kalt und der Aufenthalt auf Deck wenig angenehm. Am zweiten Tage ward das Wetter besser und das Meer ruhiger, und beim ersten Frührot des dritten Morgens lief der Dampfer in die Kiautschou-Bucht ein, während gerade der Sonnenball glühend hinter den Bergen auftauchte, mit rötlich-violetten Strahlen die Wellen zart überhauchend.

Fritz war längst wach, eine seltsame Erregung hatte sich seiner bemächtigt, lebhafter als je wurden die Erinnerungen in ihm rege an seinen ersten ereignisvollen Aufenthalt in diesem fernen und doch so wichtigen Erdenwinkel, über welchem schützend die deutsche Flagge weht und woselbst die deutsche Kriegsflotte einen so festen Stützpunkt gefunden. Aber weit riß er vor Verwunderung die Augen auf: welche Veränderungen waren hier vorgegangen seit jenen Tagen, die er hier zugebracht, welch eingreifende Wandlungen hatten deutsche Thatkraft und Arbeitslust geschaffen!



Personenkarre in Shanghai

Damals, als er hier geweilt, in den ersten Monaten der jungen Kolonie, war Tsingtau ein richtiges Chinesendorf gewesen, das seitens der deutschen Matrosen erst mühsam gereinigt werden mußte, ebenso wie es in den um das Dorf liegenden befestigten Lagern, aus denen bei der Besetzung flugs die chinesischen Soldaten abziehen mußten, des mühseligsten Eifers bedurfte, um sie für die deutschen Besatzungen nur einigermaßen wohnlich zu machen; vergeblich hätte man nach einem europäischen Gebäude gesucht, ja, es fehlte zuerst an den notwendigsten Stücken für die Wohnungen, und schleunigst mußten allerhand Möbel, eiserne Öfen, Fenster und Thüren aus Shanghai besorgt werden, daß man sich ein wenig heimisch fühlte in den Wind und Wetter überall zugänglichen Lehmbaracken sowie in den armseligen Hütten und Häuschen.

Und jetzt? Fritz' Erstaunen wuchs, je aufmerksamer er Umschau hielt. Überall erhoben sich in gefälliger Bauart massive Gebäude, teils Wohnhäuser,

teils Hotels, teils Kasernen, Lazarette und öffentliche Bauten, am Strande streckten sich Warenschuppen aus, ein Kirchlein grüßte traulich herüber, auf dem Signalberge war eine weithin sichtbare Station errichtet, breite, gut



Gefangene in Shanghai.

gepflegte Landstraßen zogen sich nach allen Richtungen hin, von dem Chinesendorf waren nur noch die Hauptstraßen übrig geblieben, man sah auf das sichtlichste, daß hier emsiger Handel und Wandel ein verheißungsreiches Zukunftsgebiet gefunden und daß eine Stadt im Entstehen begriffen sei, die sich

frisch und energisch weiter und weiter ausrecken würde als stolzes Zeichen deutscher Entschlossenheit und Geschäftigkeit, wovon auch eine Zahl im Hafen liegender Handelsfahrzeuge kündete.

Trotz der frühen Stunde herrschte schon regste militärische Thätigkeit: dort, auf der linken Berghöhe, bewegte sich ein Zug Artillerie dahin, von der Ebene hinter dem Dorfe her erschollen schmetternde Trompetensignale, und von da knatterte Klein-Gewehrfeuer herüber, mehrere Patrouillen zogen



Hof eines Lagers in Tsingtau.

am Strande entlang, und rechts sah man, wie schwere Festungsgeschütze auf eine felsige Plattform gezogen wurden.

Fritz ließ vorläufig sein Gepäck auf dem Dampfer und begab sich mittelst eines chinesischen Sampangs an Land, bei einem Unteroffizier, den er traf, sich erkundigend, wo er sich zu melden habe, um beim III. See-Bataillon eingestellt zu werden. Dieser wies ihn nach dem Strand-Lager, wohin Fritz seine Schritte richtete, von neuem immer wieder erstaunend über die hier vorgegangenen Veränderungen. Das Strand-Lager, das ihm von früher her bekannt war, lag ziemlich hoch und gestattete einen prächtigen Blick auf die Bucht mit den unten ankernden Kriegsschiffen und Handels-

fahrzeugen, es bestand aus einer Reihe steinerner Häuschen wie Baracken und war von einem starken Lehmwall umschlossen, dessen Zugang ein von einem Posten bewachtes festungsartiges, gemauertes Thor bildete.

Der Posten wies Fritz an den gerade über den ersten Hof gehenden Burschen des Hauptmanns, und Fritz fragte nach letzterem. Er würde in der Offiziers-Messe sein, bedeutete ihm der Soldat, dessen Aussprache sogleich den Badenser verriet. „Gefällt es Ihnen hier in Kiautschou?“ fragte ihn Fritz. „Gelle'se,“ kam die Antwort in der anheimelnden Badenschen Mundart. „Mit Freude hon i mi freiwilli zum Dienst g'meldet nach China und bin froh g'si, als i kommandiert worde bin; mini Kamerade hoet mi drum beneidet. S'isch doch kurios, daß mir Deutsche jetzt hier sind und daß i, 'n Konstanzer, hier am Meer uf Wach bin! Wie froh bin i, daß i des hier erlebe ka, i vergiß 's ni, und va ka i später erst daheim alles mit Stolz verzelle!“



Die Offiziersmesse, die einst als Wohnung der chinesische Befehlshaber des Lagers inne gehabt, bestand aus einem durch eine geschnitzte Holzwand in zwei Teile getrennten größeren Raum, der einfach, aber behaglich ausgestattet war. An der einen Wand hing das Bild des Kaisers und seines Bruders, des Prinzen Heinrich, an der anderen das des Großherzogs von

Baden in der Uniform des See-Bataillons, die gütigen Gesichtszüge durchleuchtet von Wohlwollen und Freundlichkeit; mit frischem Tannengrün waren die Bilder umkränzt, und als Fritz sie betrachtete, fühlte er doppelt, wie stark die Fäden von diesem entlegenen Punkte zum fernen deutschen Vaterlande seien, und höher schlug ihm sein Herz bei dem Gedanken, daß er in kürzester Frist der Waffenmacht angehören würde, die in der Stunde der Gefahr dieses Stück Deutschland am chinesischen Meere bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen haben werde.

Aus seinem Sinnen wurde Fritz durch Sporenklirren aufgeweckt, unwillkürlich nahm er eine militärische Haltung an, Hauptmann von Helmstätt



Lohnauszahlung an Chinesen in Tsingtau

stand vor ihm. Mit den nötigen erläuternden Worten überreichte ihm Fritz seine Papiere, die der Offizier, eine echte soldatische Erscheinung voll Saft und Kraft, rasch durchflog. „Ich freue mich, daß ich Sie als Einjährigen bekomme," sagte er dann, „und ich hoffe, ich werde mit Ihnen zufrieden sein. Ihr Name steht hier ja noch im besten Klang, und unvergessen ist, welche Dienste Sie einst der Besatzung geleistet. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihre militärischen Pflichten gut erfüllen werden, ein echter Deutscher, als den Sie ja Kiautschou schon kennen gelernt. Melden Sie sich zunächst beim Feldwebel, mein Bursche wird Sie führen, die Einkleidung kann morgen vor sich gehen, bis dahin sehen Sie sich nur um in Tsingtau, Sie werden vieles verändert finden!"

Fritz ließ sich das nicht zweimal gesagt sein, er schlenderte die kreuz und die quer, überall auf Neues, auf Unerwartetes stoßend. Nahe dem Hafen zogen sich die Anlagen des „Bund" hin, wie in den ostasiatischen Handelsplätzen meist die lebhafte Quaistraße genannt wird, die bereits rege entwickeltes geschäftliches Leben zeigten; eine Reihe von Straßen erstreckte sich von hier aus, und die Namen, wie „Mainzer Straße", „Spandauer Straße", „Darmstädter Straße", erinnerten an deutsche Städte; von stattlichem Eindruck war das oberhalb der Klarabucht liegende Gouvernementshaus, dem verschiedene Missionsgebäude benachbart waren, und aus einem derselben hörte Fritz jugendliche Stimmen deklinieren: „der Mann, des Mannes, dem Manne," während auf die von einem Lehrer gestellten Fragen deutsche Antworten ertönten — eine Schule war es, in der vierzig Chinesenkinder deutschen Unterricht erhielten.



Vornehme Chinesin des Kiautschou-Gebietes.

Und daß die deutsche Sprache gute Fortschritte gemacht, merkte Fritz in den Geschäftsstraßen, wo europäische Läden mit chinesischen abwechselten, wo junge und alte Bezopfte sich ganz gut deutsch verständigen konnten und mancherlei Erfrischungsstätten mit verlockenden Namen, wie „Zum Riff-Piraten", „Zur Zauberflöte", „Zum Krippendorf", zum Verweilen einluden. Überall war für Kanalisation und Beleuchtung gesorgt, die Straßen waren

in trefflichem Zustande, von den einstigen baufälligen chinesischen Häuschen, die von Schmutz starrten, war nichts mehr zu sehen. Emsige Bauthätigkeit herrschte an vielen Stellen, chinesische Arbeiter waren unter deutscher Aufsicht thätig und zeigten sich recht anstellig, überhaupt hatte Fritz den Eindruck, als ob die Chinesen sich unter deutscher Herrschaft sehr zufrieden fühlten und froh waren, der früheren Bedrückung durch die Mandarine entronnen zu sein. Vergnügt ihre Pfeifen schmauchend saßen und standen



Bewohner von Tsingtau.

die wohlhabenderen Bezopften vor ihren Wohnstätten; durch die Glasfenster, die an Stelle der einstigen Papierhülsen getreten waren, sah man in die Zimmer, in denen geputzte Chinesinnen sich einem holden Nichtsthun mit Ausdauer widmeten, während die ärmeren Frauen, das jüngste Kind auf den Rücken gebunden, fleißig wirtschafteten.

Straffe Ordnung und auffallende Sauberkeit, das waren neben allem Anderen die Merkmale des ganzen Ortes, und Fritz gedachte des Aussehens Tsingtaus kurz nach der deutschen Besitzergreifung — o weh, wie jammervoll waren die Straßen gewesen mit ihren Höhen und Tiefen, ihren Schmutz-

bergen und ihren Gerüchen, den elenden Behausungen und all der Not und Armut, die man auf Schritt und Tritt bemerken konnte. Abgesehen von der chinesischen Einwohnerschaft war man damals nur auf Uniformen gestoßen, und wenn auch heute noch das militärische Leben vorwog, so war daneben doch schon eine starke Civil-Bevölkerung vorhanden; an Damen und Kindern fehlte es nicht, ebensowenig an Reitern und Radfahrern, ein weiter Platz für sportliche Spiele war angelegt, eine deutsche Zeitung erschien allwöchentlich und Plakate an den Straßenecken verkündeten, daß am Abend ein großes Konzert der Matrosenkapelle stattfinden würde. —



Fliegender Händler in Tsingtau.

Fritz merkte, wie die Fußgänger beiseite traten und grüßten und wie auch die vor den Thüren sitzenden Chinesen sich grüßend erhoben, die Offiziere und Soldaten aber Front machten: einem kräftig gewachsenen, blondbärtigen Offizier in der kleidsamen Marine-Uniform galt es, klar und freundlich blickten die Augen und offene Liebenswürdigkeit lag auf den sonnverbrannten, männlichen Zügen: „Prinz Heinrich ist's!" so durchzuckte es Fritz, der grüßend stehen blieb und noch lange der gewinnenden, echt soldatischen Erscheinung des Hohenzollernprinzen nachblickte, welcher freudig dem Rufe seines kaiserlichen Bruders gefolgt war, draußen im fernen Osten das junge deutsche Reich kraftvoll zu vertreten. —

Es war der letzte Tag, den Fritz in völliger Unabhängigkeit verleben konnte, vom nächsten Morgen an, wo seine Einkleidung erfolgte, schlug ihm des Dienstes strenge Uhr. Aber mit Leib und Seele war er Soldat, klar war es ihm zum Bewußtsein geworden, zumal in der unvergeßlich-feierlichen Stunde, wo er vor der enthüllten Fahne den Eid ablegte, dem Kaiser treu und gehorsam zu sein, daß er, so unbedeutend an sich, ein Stück vollen

Deutschtums verkörpere, daß er, wenn auch nur ein winziges Glied, doch immerhin ein Glied sei in der mächtigen, festen Kette, die Deutschland den Frieden sichere und die in erster Linie den deutschen Namen zu einem geachteten und gefürchteten im Auslande gemacht. Gehoben und durchdrungen von diesem Gefühl, ertrug er gern die Anstrengungen des Dienstes, pflichteifrig alle Anforderungen erfüllend, die seine Vorgesetzten an ihn stellten, denen er sich noch besonders nützlich erweisen konnte durch seine Kenntnisse der chinesischen Sprache und des chinesischen Wesens.



Chinesin in Tsingtau.

Dies kam Fritz namentlich zu statten, als nach der ersten Ausbildung feldmäßige Übungen unternommen wurden und man nach den verschiedensten Richtungen hin das deutsche Gebiet durchstreifte. In die weißen Tropenuniformen gekleidet, mit möglichst geringem Gepäck, so marschirte man los, frohe Soldatenlieder anstimmend, die in dem hügeligen Gelände das Echo weckten und in den kleinen Dörfern, die man berührte, Alt und Jung herbeilockten, ja selbst Frauen und Mädchen, die an den schmalen Wasserläufen hockten und emsig wuschen, veranlaßten, in ihrer fleißigen Arbeit inne zu halten.

Überall war's friedlich und freundlich, nirgends traf man auf finstere Gesichter, manche der Zopfträger grüßten militärisch, andere nickten lachend den Soldaten zu, nur die Kinder liefen häufig schreiend von dannen, sie hatten sich noch nicht an den Anblick der „fremden Teufel" gewöhnt. Auf den Feldern waren die Leute in reger Thätigkeit, alles war mit sorgsamster Ausdauer angelegt und gepflegt, auf den Wiesen sproßten Veilchen und erinnerten an die ferne Heimat, ebenso wie Meister Spatz, der hier genau soviel

lärmte und sich ebenso dreist gebärdete wie auf deutschen Fluren. Die Häuser in den Dörfern waren aus Felssteinen errichtet, die meist winzigen Tempel enthielten oft schreckhafte Götzenfiguren, auf den Gassen wurden an Holzgestellen lange Bastmatten geflochten und Leinwandstreifen gesponnen, klingend nahten Esel-Karawanen, meist Reisig und Holz als Last, auch Salz wurde von der Küste in großen Säcken ins Innere geschafft.

Welche Freude, wenn man in bestimmten Dörfern auf deutsche Militär-



Streifzug deutscher Seesoldaten durch das Kiautschou-Gebiet.

Kommandos stieß, die hier vorübergehend nur oder dauernd einquartiert waren. Von fern schon sah man die Kriegsfahne flattern, die stets mit lautem Hurra begrüßt wurde, und dann ging es an ein fröhliches Plaudern mit den Kameraden, wobei die gegenseitigen Erlebnisse ausgetauscht wurden. In Lits-un, zwei Stunden von Tsingtau entfernt, war in einer neuerrichteten, ebenerdigen Kaserne eine achtzig Mann umfassende Chinesen-Compagnie untergebracht worden; Fritz wohnte ihren Übungen bei und war überrascht, wie sicher die Zopfträger den deutschen Befehlen folgten und wie gut sie sich in ihren gelben, mit Husarenschnüren verzierten Uniformen ausnahmen. Zwanzig Mann waren beritten gemacht, um als Meldereiter zu dienen, und

zeigten gelegentlich allerhand Reiterkunststücke — unter guter Führung, so ließ sich Fritz berichten, geben die Chinesen brauchbare Soldaten ab; wenn sie sich zunächst auch schwer an die strenge Disziplin, an Ordnung und Sauberkeit gewöhnen können, wenn man bei ihrer Ausbildung auf viele Vorurteile und Lebensgewohnheiten Rücksicht nehmen muß, so zeigen sie sich, sobald sie erst Vertrauen zu ihren Vorgesetzten gefaßt haben, willig und fügsam und machen mit der Zeit gute Fortschritte.



Wäscherinnen im Kiautschou-Gebiet.

Interessant war ein längerer Ausflug in das Gebiet des Lauschan-Gebirges, welches nach Norden hin die Grenze der Kolonie bildet und reich an landschaftlichen Schönheiten ist. Mehrere Teile sind von großartigem Alpen-Charakter, machtvoll ragen die schroffen, zackigen Felszüge zum Himmel empor, im' Schatten ernster, breitkroniger Pinien trifft man auf Tempel und Grabstätten, von rechts schaut das Meer mit leichten Schaumköpfen herüber, wild-romantische Felsenthäler wechseln mit stolzen Bergkuppen, von denen man eine wundervolle Fernsicht genießt.


Parade der Chinesen-Compagnie in Lits-un.

Am Fuße des Lauschan, unmittelbar am Meer, lag Schat-se-kau, wo eine kleine Garnison von vierzig Mann in neuerrichteten Gebäuden untergebracht war. Wie viele Erinnerungen wurden auch hier in Fritz wach! Auf seiner abenteuerlichen Flucht von den Seeräubern, getrieben von dem heißen Verlangen, seine deutschen Landsleute zu warnen vor dem heimtückischen Überfall der Chinesen, hatte er ja diesen Ort berührt, der damals voll war von chinesischen Truppen, in welchem jetzt aber am hohen Flaggenmast die deutsche Fahne flatterte!

Und dann, an einem dienstfreien Sonntage, suchte er nach eingeholter Erlaubnis mit einigen Kameraden das Kloster Tai-djing-Kung auf, in welchem er gefangen gehalten worden war und von wo er seine Flucht angetreten hatte, nachdem er von dem geplanten Überfall auf Tsingtau Kenntnis erhalten. In der Lauschan-Bucht bestieg man eine vorher bestellte Dschunke, ein ungefüges Fahrzeug mit mächtigem Segel aus rotbraunem Bast, und fuhr mit frischem Winde an der zerklüfteten Küste

hin, nach zwei Stunden das Ziel erreichend. Wegen der Ebbe konnte das Fahrzeug nicht an den Strand gelangen, einige der Soldaten entledigten sich schnell der Schuhe und Strümpfe und wateten hinüber, andere benutzten die Rücken der Schiffsknechte als Tragbahren und kamen trocken zum Ufer.

Im Kloster fand der aus acht Mann bestehende kleine Trupp freundlichste Aufnahme; der in ein blaues Gewand gekleidete graubärtige Abt begrüßte mit einigen der Mönche die Soldaten, nötigte sie in den aus einer



Im Lauschan-Gebiet.

mattenbelegten und mit einigen Tischen und Stühlen versehenen Halle bestehenden Empfangsraum, wo er sich mit Fritz in seiner ruhigen und verbindlichen Weise unterhielt, während mehrere Chinesen große Schüsseln mit wohlschmeckenden, kleinen Kuchen und mit frischgekochten Eiern sowie dampfenden Thee und heißen Reiswein auftrugen.

Mit herzlichem Dank verabschiedete man sich nach einiger Zeit, nachdem die Mönche jedem der Soldaten von dem auf dem Vorhofe stehenden gewaltigen Kamelienbaum, der mit tausenden roter Blüten und Knospen bedeckt war und dessen Alter auf fünfhundert Jahre angegeben ward, einen

vollen Strauß zum Andenken gegeben, und kehrte zum Ufer zurück. Die Flut war noch nicht eingetreten und die Dschunke lag im Schlick, die chinesischen Schiffer wollten nicht fahren, es wäre unmöglich, sagten sie, das Boot flott zu machen. „Na," rief Fritz, „denen wollen wir mal zeigen, wie Deutsche solch' Ding anfassen! Bambus giebt's ja genug," und er wies auf eine nahe Bambuspflanzung hin, „wozu haben wir unser Seitengewehr, wenn wir's nicht gebrauchen sollen?" Im Umsehen waren sechs Bambusbäumchen gekappt, sie wurden, nachdem man sich der Schuhe und Stiefel entledigt, unter das Schiff gestemmt: „Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!" ein lautes Hurra, und das Boot schaukelte auf den Wellen. Die Chinesen aber machten verdutzte Gesichter und Fritz hörte, wie sie untereinander flüsterten, daß den blonden Männern die Götter doch andere Kräfte verliehen haben müßten oder daß sie Zauberei machten, um stets das Erstrebte so schnell zu erreichen. —

Der Winter war diesmal hart und schneereich, Fritz war einem vom Generalstabe in Berlin abkommandierten Offizier, der das deutsche Gebiet topographisch aufnahm, zuerteilt worden, und verlebte eine interessante Zeit, oft wochenlang in wohlhabenden Bauerngehöften und Tempeln wohnend und viel mit der chinesischen Bevölkerung in Berührung kommend, wobei er seine Sprachkenntnisse stetig erweiterte. Mancherlei Anregungen fand er auch durch den Offizier, der erfüllt war von wissenschaftlichen Interessen und häufig aus Deutschland Bücher und Zeitschriften erhielt, die er gern seinem jugendlichen Begleiter zur Verfügung stellte.

Mit dem nahenden Frühjahr hatte Fritz sein Offiziersexamen abgelegt und beschlossen, noch mehrere Monate weiterzudienen, um eine baldige Einziehung zu vermeiden, die störend in seine Seefahrten eingegriffen hätte. Sein Wunsch war von seinem Vorgesetzten durchaus gebilligt worden, alle hatten den frischen, munteren, diensteifrigen Einjährigen gern gehabt, der nach Ablauf des Jahres an Stelle der schwarz-weiß-roten Schnüre die Unteroffizierstressen erhalten hatte.

Und Fritz bereute seinen Entschluß nicht, denn mit dem Schwinden der trüben winterlichen Zeit begannen von neuem die militärischen Streifzüge durch die Kolonie, bei denen ihm mehr und mehr selbständige Aufgaben zufielen. Fritz wurde das Gefühl nicht los, als ob irgend etwas in der Luft schwebe, er hörte seitens der Chinesen trotzige, harte, drohende Worte



Schwierige Landung in Kiautschou.

und überraschte gelegentlich eine Anzahl Zopfträger, wie sie erregt den Inhalt von Flugblättern erörterten, die sie bei seinem Nahen schnell verbargen.

Zur gleichen Zeit drangen Nachrichten nach Tsingtau, daß es in dem deutschen Interessen-Gebiet verschiedentlich gäre, daß deutsche Ingenieure und Beamte, die bei den Eisenbahn- und Bergbau-Arbeiten beschäftigt waren, mit Steinwürfen und selbst Schüssen angegriffen worden wären, und daß die geheime Verbindung der „Leute vom großen Messer" im Verein mit jener der „Verbündeten Patrioten", deren Mitglieder allgemeiner die „Boxer" genannt wurden, immer offener aufträte und mit jedem Tage neue Anhängerscharen versammele, ohne daß die höheren chinesischen Beamten dagegen einschritten.

Als sich diese Angriffe vermehrten und ernsteren Charakter annahmen, wurde ein 160 Mann zählender Trupp des See-Bataillons und eine Abteilung Artillerie mit zwei Geschützen und mehreren Maschinengewehren nach der Stadt Kiautschou geschickt, wo die Truppen mehrere Wochen verbleiben sollten, in den Dörfern, in welchen die Unruhen stattgefunden, zunächst verschiedentliche Verhaftungen vornahmen und die Übelthäter den chinesischen Behörden auslieferten, die für strenge Bestrafung sorgten. Fritz, der an der Expedition teilgenommen und sich häufiger mit den Landleuten und Kleinbürgern unterhielt, spürte überall die Zeichen einer steigenden Gärung und eines wachsenden Fremdenhasses. „China wird bald erwachen, die Zeit des Schlafes ist vorüber, Allen droht Verderben!" so sagte zu ihm in wohlmeinender Absicht ein ehrsamer, bejahrter Hufschmied, dem Fritz für seine Arbeiten einen reichlichen Lohn gegeben. „Je eher Ihr das Land verlaßt, desto besser für Euch," fuhr jener fort, „sonst werdet Ihr Alle in das Wasser getrieben und kommt elendiglich um!" Als Fritz ihn fragte, woher er derartige Befürchtungen und Mutmaßungen habe, setzte der Alte, durch ein Geschenk von Tabak zutraulicher gemacht, geheimnisvoll hinzu: „Die Götter sind für uns! Wunder über Wunder geschehen in den Tempeln. Oft ertönt zu nächtlicher Stunde drohendes Donnern, das von Kwan-Tai, dem Kriegsgotte, ausgeht, blanke und scharfe Schwerter hält er in Händen, ohne daß man weiß, wie dieselben in die Tempel gekommen, vom Himmel fliegen Zettel herab und liegen morgens in den Dorfstraßen, mit dem Befehl, die Fremden zu vertreiben und zu töten, ein neuer Buddha, so sagen die Priester, würde erstehen und seine Anhänger beschützen, daß ihnen Niemand

etwas anhaben könne. Und," die Stimme des Erzählenden sank zu leisem Flüstern, „die Boxer haben schon gezeigt, daß sie unverwundbar sind, sie haben aufeinander geschossen, die Kugeln hatten getroffen, aber keinerlei Verletzungen waren zu sehen gewesen."

„Wo sind denn Eure Boxer?" fragte Fritz.

„Überall und nirgends," meinte der Alte. „Aber ich hab Euch schon zuviel gesagt," bemerkte er furchtsam, „wehe, wenn das die Tachuan's erfahren, mein Tod wäre gewiß. Aber Ihr seht gut und freundlich aus, Ihr werdet mich nicht verraten, meine Tage wären sonst gezählt!"

Fritz beruhigte den Alten, machte aber von dem Gespräch seinen Vorgesetzten Mitteilung, und hielt auch fernerhin Augen und Ohren offen, um Wichtiges zu erfahren. So glückte es ihm, einige Zettel zu bekommen, die angeblich vom Himmel gefallen waren, kleine Stückchen gelben Papiers, mit wenigen Zeichen nur bedruckt: „Tod den fremden Teufeln! Versammelt Euch Alle unter dem Banner Buddhas, Alle, die Ihr den Boden der Heimat bewohnt! Glück und Ehren werden Euch auf Erden, selige Freuden im Himmel zuteil werden. Schützet Euren Kaiser, den Sohn des Himmels, stützet seinen heiligen Drachenthron! Auf, die Stunde der Rache ist gekommen! Hört dies, was die Götter zu Euch sprechen, und folget ihnen!" So lauteten die chinesischen Schriftzeichen.

Nicht minder wichtig waren mehrere Plakate und Aufrufe, die er bei Haussuchungen nach verborgenen Waffen entdeckte. Die Plakate zeigten an Kreuze genagelte Hunde — unter denen die Christen zu verstehen waren — welche unter schlimmsten Martern zu Tode gequält wurden; die Inschriften besagten: „Spickt den Hund mit 10 000 Pfeilen und sagt dann, ob er noch schreit! Schneidet den Fremden die Köpfe ab und beobachtet, ob sie dann noch Lust haben, zu uns zu kommen!" Andere Scenen, welche darstellten, wie Europäer erschlagen und wie ihre Schriften verbrannt wurden, waren unterschrieben: „Tod den Fremden, ins Feuer mit ihren Büchern! Schlagt die Fremden tot und verbrennt ihre Schriften, in denen nur Unheiliges steht und die Lehre enthalten ist, die chinesischen Götter abzuschwören und die alten Überlieferungen zu verachten!"

Ein Boxer-Aufruf aber, den Fritz in vielen Exemplaren bei einem buddhistischen Priester gefunden und der oben den Gott des Krieges mit seinen beiden Trabanten zeigte, lautete: „Ich, Kwan-Tai, der Gott des

Krieges, spreche zum chinesischen Volk! Ich komme aus der Höhle des goldenen Regenbogens, ich komme von T'ai-kong-lao-tsou, der ein großer und guter Kaiser gewesen! Verbreitet überall diese Schrift, mahnt alle Völker, den Tachuan's (den Boxern) zu folgen! Schafft Heere, werbt Soldaten, denn dreizehn fremde Königreiche werden kommen, um das Himmlische Reich anzugreifen! Gutes Volk, fasse einen festen Entschluß, damit wir ihnen Heere entgegenstellen können! Ich, der Kriegsgott, befehle es, sonst wird meine Rache furchtbar sein! Die Europäer schütten Gift in die Brunnen, achtet darauf! Aus dem Herz und den Augen unserer Kinder brauen sie sich Tränke! Sie schleichen herum und stechen Alt und Jung mit einer Nadel in den Kopf. Die so Gestochenen müssen nach sieben Tagen sterben. Im Südosten sind mehr als hundert Personen in dieser Weise gestochen worden. Man möge allerorts gegen diese Nadelstecher auf der Hut sein. Wenn irgendwo einer derselben gefaßt wird, so möge man ihn genau untersuchen und gründlich ausforschen. Vor allem hüte man sich, ihn ohne weiteres freizugeben, sondern bewache ihn sorgfältig oder töte ihn lieber gleich. Aber den Tachuan's können sie nichts anhaben, diese sind in einer Goldglocke und fürchten weder Schwert noch Beil, auch nicht die Kugeln von Flinten und Kanonen. Die heiligen Götter steigen vom Himmel und beschützen sie, ich selbst zücke das Schwert und stelle mich an die Spitze der Mitglieder der göttlichen Boxergesellschaft. Hört, was ich, Kwan-Tai sage, und folgt mir!"

Am wichtigsten aber erschien doch Fritz ein auf gelbem Papier, also in der kaiserlichen Farbe, gedruckter Erlaß, welcher von Peking aus in die Provinzen versandt war und Kunde gab von geheimen Rüstungen, die eifrig betrieben wurden; er entdeckte ihn im Hause des Präfekten von Kiautschou und legte ihn seinem Hauptmann vor, der ihn sogleich an das Gouvernement von Tsingtau sandte. Die Verordnung hatte folgenden Inhalt: „Ich, die Kaiserin-Witwe, habe das Memorandum des Generalissimus Jung-Lu gelesen, in welchem er bittet, es möge den verschiedenen Arsenalen und Waffenfabriken des Kaiserreichs Anweisung gegeben werden, mit thunlichster Beschleunigung und in weitestem Umfang schnellfeuernde Feldstücke und kleinkalibrige Gewehre nach dem Mauser-Modell anzufertigen, da solche Waffen die notwendigsten und am dringendsten verlangten Dinge in unseren Armeen unter der neuen Herrschaft sind. Das ist sehr wahr, und ich befehle aus

diesem Grunde hierdurch, daß alle Vizekönige und Gouverneure von Provinzen, in denen solche Werkstätten sind, diesem Befehl sorgfältige und strenge Folge leisten, und daß in den verschiedenen Distrikten Geldsummen für die Unterhaltung und Ausgaben solcher Arsenale und Fabriken gesammelt werden sollen. Der besagte Jung-Lu bittet außerdem, daß Befehl gegeben werde, den Fluß Pei-ho sorgfältig zu erforschen, militärische Karten anzufertigen und anderes der Art. Das ist ebenfalls eine Notwendigkeit und eine wichtige Frage, und der Vizekönig von Chili erhält hierdurch den Befehl, die Autoritäten der militärischen Akademie in Tientsin anzuweisen, daß sie sofort Offiziere und Kadetten ausschicken, die das ganze Land, einschließlich der Seeküste, erforschen und von demselben mit Sorgfalt topographische Militärkarten herstellen, derart, daß Abschriften derselben an die Offiziere der ganzen Armee zum Gebrauch eines jeden Regiments geschickt werden können." —

Fritz konnte sich nicht der Befürchtung erwehren, daß die Chinesen Arges im Schilde führten und einen allgemeinen Aufstand planten, der ein furchtbares Blutvergießen zur Folge haben müßte. Das Volk glaubte ja die wahnsinnigsten Lügen und mußte nach den von amtlicher Seite geduldeten und heimlich geförderten Verhetzungen alle Europäer für die hassenswertesten und gefährlichsten Menschen des Erdballs halten. Fritz erfuhr davon in Kiautschou mancherlei Pröbchen. Als er sich einst seinen Morgenkaffee bereitete und eine Büchse kondensierte Milch dazu benutzte, sah er, mit welchem furchtsamen Ausdruck ein junger Chinese, den er zum Putzen der Sachen und kleinen Handreichungen angelernt, die harmlose Blechbüchse betrachtete und sie nicht zu berühren wagte. Fritz bot ihm etwas des weißen Saftes an, aber der Chinese schreckte zurück und machte Miene, zur Thür hinauszustürzen. Fritz fragte ihn nach dem Grund seiner Furcht. „O, guter Mann," sagte der Chinese, „Du siehst so gütig aus und sprichst unsere Sprache, wie kannst Du so etwas genießen" — und auf weitere Fragen erfuhr Fritz, daß die Chinesen unbedingt glaubten, die kondensierte Milch sei mit Zuhülfenahme des Weißen von Kinderaugen bereitet!

Am selben Tage traf Fritz in einer sehr belebten Straße einen Quacksalber, der auf seinem Karren stand und dem ihm umdrängenden Volke ein Pulver anpries, das sehr starken Absatz fand. „Kauft, kauft dieses Pulver," so rief der Quacksalber aus, „es ist ein Gegengift zu dem Gift, welches die Europäer in Eure Brunnen schütten, um Euch zu töten. Wer

dieses mein Pulver nimmt, dem schaden alle Gifte der Fremden nichts, kauft, kauft dieses Pulver!" Und der Betrüger, dessen ‚Gegengift' irgend ein Mehl war, machte ausgezeichnete Geschäfte.

Was die Chinesen zuweilen den Europäern zu bieten wagen und wie frech sie zu lügen verstehen, dies erfuhr Fritz an einem drolligen Beispiel. Seit einiger Zeit war es ihm aufgefallen, daß bei den zahlreich auf den Tisch kommenden Hühnern stets die Leber und das Herz fehlten, er wußte, daß dies Leckerbissen für die Chinesen waren, und stellte den bezopften Koch zur Rede. „O großer Herr," sagte dieser mit freundlichstem Lächeln, „in dieser Provinz, da haben die Hühner keine Leber und kein Herz!" Aber im selben Augenblick auch hatte er von Fritz eine echte und rechte deutsche Maulschelle erhalten, und siehe da, vom nächsten Tage an hatten die Hühner ihre Leber und ihr Herz! —



Anfang Mai kehrte die Truppen-Abordnung wieder zurück nach Tsingtau, Fritz erhielt hier, nachdem er noch an einer Parade seines Bataillons teilgenommen, den Auftrag, mehrere erkrankte Kameraden nach Shanghai zu begleiten und für ihre gute Unterbringung auf einem nach der Heimat fahrenden Lloyd-Dampfer zu sorgen, und dann sollte er sich dem Kommandanten des in Shanghai ankernden Kanonenbootes „Iltis" zur Verfügung stellen; letzteres war nach Taku beordert, da beängstigende Nachrichten von wachsenden Unruhen aus der Provinz Chili nach Tsingtau gedrungen waren, und man dort bereits die Absendung einer Abteilung Seesoldaten nach Peking zum Schutze der deutschen Gesandtschaft in Erwägung gezogen hatte. Denn selbst in der chinesischen Kaiserstadt trieben bereits die Banden der Boxer ihr Wesen, und die chinesische Regierung schien nicht im stande zu sein oder hatte nicht die Absicht, die Unruhen zu unterdrücken und die zunehmenden Ausschreitungen gegen Europäer einzudämmen.

Auch in Shanghai, wo Fritz seinen Auftrag ausführte, hörte er von den Kaufleuten viele Besorgnisse über die sich mehr und mehr zuspitzenden Ereignisse. Die Boxer trieben sich in der Chinesenstadt ungescheut umher, sie warben Rekruten an und übten sie in der Waffenhandhabung ein, hetzende Aufforderungen, die Fremden zu vertreiben und zu töten, wurden in Massen


Parade des III. See-Bataillons in Tsingtau.

verbreitet, und Plakate mit rohen Bildern an die von Europäern bewohnten Häuser geklebt. Man fürchtete sogar eine Überrumpelung durch die Aufrührer und traf daraufhin alle Vorbereitungen, die Freiwilligen-Compagnieen wurden mehrfach alarmiert, um im Ernstfalle gleich bei der Stelle zu sein, an die Mitglieder wurde scharfe Munition verteilt, und wiederholt angestellte Übungen hatten neben ihrer eigentlichen Bestimmung noch den Zweck, die Chinesen einzuschüchtern.

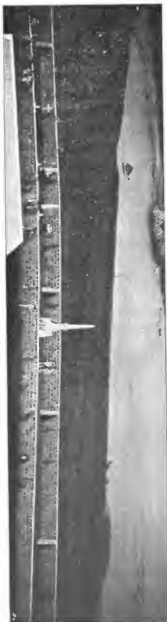
Fritz meldete sich auf dem „Iltis", dem vor zwei Jahren vom Stapel gelaufenen und mit hundertzwanzig tüchtigen Seeleuten bemannten Kanonenboot; der Kommandant, Korvettenkapitän Lans, dessen entschlossenes Wesen mit ruhiger Freundlichkeit gepaart war, kam Fritz leutselig entgegen, er erkundigte sich nach seinen Schicksalen und bemerkte: „Nun, Sie stehen ja schon von früher her zu unserem „Iltis" in nahen Beziehungen, und

mich freut, daß Sie mir zuerteilt worden sind. Ich glaube, wir gehen ernsten Zeiten entgegen, und hoffe Sie gut verwenden zu können, wenn auch nicht an Bord, so an Land. Einen alten Bekannten werden Sie bald begrüßen können, den Leuchtturmwärter Schwilp, denn ich werde der Grabstätte der Braven vom alten „Iltis" einen Besuch abstatten."

Am Nachmittage des zweitnächsten Tages nach der Abfahrt von Shanghai warf der „Iltis" bei köstlichem Wetter nahe dem Leuchtturm von Promontory Anker, und mit Ausnahme der Wachthabenden begab sich die gesamte Mannschaft mit dem Kommandanten und den Offizieren an Land, wo Leuchtturmwärter Schwilp, der einst den Überlebenden des „Iltis" liebevolle Hülfe hatte angedeihen lassen, sie empfing. Das war ein unverhofftes, aber desto freudigeres Wiedersehen, welches jener mit Fritz feierte, und eng Hand in Hand schritten sie hinter den Matrosen her, in flüchtiger Eile ihre Erinnerungen und Erlebnisse austauschend, wobei Fritz erfuhr, daß Hans und Gretchen, die Kinder des Leuchtturmwärters, seit einiger Zeit in Tientsin weilten, dort den Schulunterricht genießend, und daß auch Flock, der treue, weiße Pudel, der in stürmischer Dezembernacht mit Fritz hier an diese unwirtliche Küste geworfen war, bei dem Geschwisterpaar sei.

Von Mauern umgeben, mit einem stattlichen schmiedeeisernen Eingang, lag der Friedhof in idyllischer Ruhe im milden Glanze der scheidenden Sonne da, nur die Wellen rauschten ihr Lied herüber und der Schrei der Möven klang aus der klaren Luft herab. In der vorderen Hälfte lagen vier Massengräber und drei einzelne Gräber, von denen jenes des Kapitänleutnants Braun mit einem schlichten Kreuz geschmückt war; all die Grabstätten waren sorgsam gepflegt und ihre Gedenksteine mit Kränzen bedeckt; hinter ihnen erhob sich auf granitenem Unterbau ein von der deutschen Marine gestifteter weißer Obelisk, dessen Inschrift Kunde gab von dem Heldentode der Braven, die hier unter fremder Erde den letzten Schlaf schlummerten.

Vor dem Obelisken nahmen in ernster Stimmung die Mannschaften mit der Musikkapelle Aufstellung. „Stillgestanden"! ertönte das Kommando. Kapitän Lans trat vor, in tiefempfundenen, weihevollen, von schwermütigen Erinnerungen durchwehten Worten gedachte er der Tapfern, die hier unter dem Rasen ruhten, die dem Kaiser und dem Vaterlande bis zur letzten Stunde ihren Eid gehalten, die Treue bis zum Tod! Nunmehr, so etwa



Iltis-Friedhof.

führte er aus, da wir an diesem Orte unseren geliebten Kameraden vom alten „Iltis“ die schuldige Ehrung erwiesen, habe erst recht eigentlich die Thätigkeit des neuen „Iltis“ begonnen, habe er den alten „Iltis“ erst abgelöst. Kaiser und Vaterland, die Deutschen hier draußen in Ostasien, zu denen der alte „Iltis“ soviel Beziehungen gehabt habe, und die hier ruhenden Toten blickten auf die Anwesenden und verlangten, daß sie sich als der Tapferen würdige Nachfolger erwiesen. „Im Namen der ganzen Besatzung des neuen „Iltis“ versichere ich an dieser Stätte, daß Not und Tod und Gefahr uns nicht anders finden sollen als die Helden, die hier zur letzten Ruhe gebettet sind!“

Neue Kommandoworte, drei Salven hallten über die einsamen Gräber, dann setzte die Musik ein, und kraftvoll erklang das Iltis-Lied, jenes Lied, das die Tapferen im wilden Sturmgebraus angestimmt, als sie den Tod vor Augen sahen:

„Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot
An unsres Schiffes Mast.
Dem Feinde Weh, der sie bedroht,
Der diese Farben haßt!
Sie flattern an dem Heimatsstrand
Im Winde hin und her
Und fern vom teuren Vaterland
Auf sturmbewegtem Meer.
Ihr woll'n wir treu ergeben sein,
Getreu bis in den Tod,
Ihr woll'n wir unser Leben weih'n,
Der Flagge Schwarz-weiß-rot!“

Fritz hatte die ersten Verse mitgesungen, aber die Bewegung übermannte

ihn, helle Thränen stürzten ihm aus den Augen in der Erinnerung jener Stunden, die er an dieser Küste erlebt in den bewegenden Tagen des „Iltis"-Unterganges; Herr Schwilp hatte den Arm um ihn geschlungen, und auch seine wetterfesten Mienen drückten tiefe Ergriffenheit aus.

Mit leuchtender Farbenpracht ging die Sonne unter, goldig umfluteten ihre letzten Strahlen die friedumgebenen Gräber und schienen mit rötlicher Glut jene zackigen Felsspitzen zu durchhauchen, die aus den Wogen aufragten und einst dem „Iltis" den Untergang bereitet.

Ein stilles Gebet, dann ward der Rückmarsch angetreten, zu den Klängen der „Wacht am Rhein," welche die Musik spielte, stimmten die Matrosen ihr Flottenlied an:

Was zieht dahin durch Wogenschwall,
Umdonnert von Kanonenschall?
Hoch ragt der Mast; das Segel schwillt,
Ob auch die Brandung tobt und brüllt;
Durch Flutenschaum und Wellennot
Weht uns're Flagge Schwarz-weiß-rot.

Und ungestraft zeigt nimmermehr
Sich jetzt ein Feind im deutschen Meer;
Ihm, der zu schaden sich bestrebt,
Des Handels Frieden untergräbt,
Verderben uns'ren Küsten droht
Trotzt kühn die Flagge Schwarz-weiß-rot.

Heil Dir, o Deutschland! — Freudig seh'
Ich mächtig Dich und stark zur See;
Es meldet der Geschütze Mund:
Geeint sind wir zu festem Bund;
Des jungen Reiches Morgenrot
Verkündigt unser Schwarz-weiß-rot.

Mit Stahl beschient, in Eisenwehr
Zieht uns're Flotte stark einher;
Doch fester wohl als Stahl und Erz
Pocht in der Brust uns stark das Herz,
Wir schirmen, stolz auf das Gebot,
Die teure Flagge Schwarz-weiß-rot.

So ziehn wir denn durch Wogenbraus,
Durch Sturm und Wetter froh hinaus,
Und ist auch noch so fern der Strand,
Wir denken Dein, o Vaterland!
Für Deutschlands Ruhm und bis zum Tod
Stehn wir zur Flagge Schwarz-weiß-rot.



Fünfter Abschnitt.

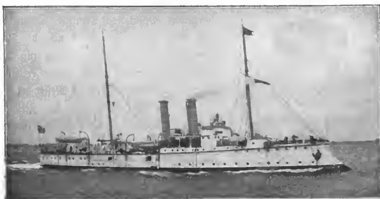
Auf dem „Iltis". — Die Feuertaufe vor Taku.

Pfingstsonntag auf See! Der heimischen Glocken fröhlichen Klang ersetzte das Rauschen des Gelben Meeres, auf dessen Wogen sich der „Iltis" schaukelte. Eine gehobene Stimmung herrschte an Bord, nur das Notwendigste des Dienstes wurde gehandhabt, an die Morgen-Musterung schloß sich auf dem Hinterdeck ein kurzer Gottesdienst, zu welchem die Schiffsglocke die Bemannung zusammengerufen, und bei welchem Kapitän Lans eine ergreifende religiöse Ansprache gehalten. Feierlich waren zu den Weisen der Musikkapelle die Worte des Pfingstliedes: „Dir jauchzet froh die Christenheit" erklungen, und Niemand von der kleinen Schar konnte sich ernster Gedanken erwehren, angesichts der nahen chinesischen Küste und der den Ausfluß des Pei-ho beherrschenden Forts, auf deren Wällen zahllose bunte Banner flatterten und aus deren Schießluken die Geschützrohre blickten.

Auf dem Deck des „Iltis" sah es blitzblank aus, die Sonne funkelte über die Messingbekleidungen, in denen man sich spiegeln konnte, und ihre Strahlen huschten flimmernd über die Maschinenkanonen und Maximgeschütze, die sich in gefechtsklaren Stellungen befanden, im frischen Winde flatterte an der Gaffel die Kriegsflagge, etwas Forsches, Starkes, Unternehmungsfrohes schien von dem schmucken, weißleuchtenden Schiff auszugehen, das in einiger Entfernung vom Lande vor Anker lag.

Einzeln und in Gruppen standen und saßen die Matrosen beisammen, diese schrieben an die Lieben daheim, jene lasen in Büchern und Zeitungen, andere lauschten den Worten eines redegewandten Erzählers, der von allerhand abenteuerlichen Erlebnissen berichtete, am angelegentlichsten aber drehten sich die Gespräche um die kommenden Ereignisse der nächsten Zeit,

denn daß es sich diesmal nicht nur um eine Einschüchterung der Chinesen durch die bloße Anwesenheit von Kriegsschiffen auf der Rhede von Taku handeln, sondern daß höchstwahrscheinlich ein thatkräftiges Eingreifen erforderlich sein würde, das war auch dem jüngsten Matrosen klar. Sehr ernste Nachrichten waren aus Peking und Tientsin nach der Küste gedrungen, die chinesische Regierung, so hörte man, hatte offen Partei für die Boxer ergriffen, deren bewaffnete Scharen im ganzen Norden des Reiches umherzogen, überall war das Leben der Europäer bedroht, und die Deutschen in Tientsin hatten sich mit dringenden Bitten an den Kommandanten des



S. M. Kanonenboot „Iltis".

„Iltis" gewandt, ihnen sobald wie möglich eine Schutzwache zu senden, die denn auch am nächsten Tage abgehen sollte.

Fritz hatte an seine Eltern einen langen Brief geschrieben und ihnen von den auf dem „Iltis" verlebten Tagen erzählt, sowie von den tiefen Eindrücken, die er hier von dem tapferen Geist und der trefflichen Manneszucht, von dem ruhig entschlossenen Wesen der Offiziere und dem freundschaftlich-kameradschaftlichen Zusammenhalten der Mannschaften unserer Kriegsmarine erhalten; die Zuneigung seiner Vorgesetzten hatte er sich schnell erworben, auch erfreute er sich bei den Matrosen aufrichtiger Beliebtheit, nur eines bedauerte er, daß er sich so wenig nützlich an Bord bezeigen konnte, dafür aber harrte seiner in den nächsten Tagen eine besondere Aufgabe, und viel beschäftigte er sich in Gedanken damit, ob er sie befriedigend lösen würde.

Am folgenden Morgen, mit Eintreten der Flut, die das Befahren der

Mündung des Pei-ho, wo Sand und Schlamm eine gefährliche Barre gebildet hatten, ermöglichte, dampfte der „Iltis“ langsam den Pei-ho hinan. Scharfer Ausguck wurde auf die Forts gehalten, welche rechts und links von der Flußmündung lagen und deren aus niedrigen Lehmwällen bestehende Befestigungen man genau unterscheiden konnte. Dann kam man an dem mehr stromauf gelegenen Städtchen Taku vorüber, das von außen einen sehr armseligen Eindruck machte, und folgte den die größte Aufmerksamkeit erfordernden vielen Krümmungen des Flusses, nach einer Stunde vor Tongku Anker werfend. Unter Führung des Kapitän-Leutnants Kühne verließ hier ein kleiner Trupp Matrosen das Schiff, um sich mittelst der von Tongku abgehenden Bahn nach Tientsin zu begeben; auch Fritz begab sich an Land, die Uniform hatte er mit seinem Civilanzug vertauscht, als einzige Waffe führte er einen Revolver und ein dolchartiges Messer bei sich.


Korvetten-Kapitän Lans,
Kommandant des „Iltis“.

Tientsin war aber nicht sein Ziel, er hatte Urlaub erhalten, „um sich die Gegend anzusehen“, wie man ihm bedeutet hatte, und Fritz lachte vergnügt vor sich hin, als er dieses Auftrages gedachte und daß ihn wahrscheinlich manche seiner Kameraden um diesen „Pfingstbummel“ beneiden würden. Dann aber reckte er sich voll auf und ein frohes Leuchten ging über sein offenes, Freundlichkeit und Entschlossenheit vereinendes Gesicht — o, das nahm er sich vor und führte mit dem Bambusstock einen Lufthieb, als ob er auf einen Gegner zielte, er wollte mit diesem „Pfingstbummel“ schon Ehre einlegen!

Ein Kärtchen der Umgebung von Tongku, das auch die Mündung des Pei-ho umfaßte, zog er zu Rate und schlug zunächst den Weg nach der nahen Eisenbahn-Haltestelle ein, die aus einigen kleinen weißen Häuschen bestand, von denen eines über der Thür das englische Wort „Refreshments“ (Erfrischungen) und den Namen des chinesischen Inhabers Luen Wo aufwies. Fritz trat in den verhältnismäßig sauber gehaltenen Raum ein, der an einer Seite den Schanktisch mit mancherlei Eßvorräten und Flaschen enthielt; eifrig hantierte der bezopfte Besitzer umher, denn die vor kurzem mit dem

Zuge abgefahrenen deutschen Matrosen hatten sich hier gestärkt, und es gab viel aufzuräumen.

Fritz bestellte sich Thee und wohlschmeckenden chinesischen Kuchen und bot dem Wirt einige Cigaretten an, die er sich von Bord mitgenommen, und die jener mit vielfachen Danksagungen nahm. „Nun, jetzt müssen doch Eure Geschäfte gut gehen," meinte Fritz, „wie ich höre sind mancherlei Truppen nach Tientsin abgegangen, da bleibt gewiß für Euch ein gut Stück Geld übrig."

Der Wirt hatte bei den chinesisch gesprochenen Worten erstaunt aufgeblickt und den Sprecher aufmerksam betrachtet, ohne jedoch dabei seine demütige Haltung zu verändern. „Ach," seufzte er, „Du weißt, Geld macht nicht glücklich."

„Na," lachte Fritz, „das weiß ich doch aber auch, lieber Freund, daß bei Euch der Weg zum Himmelreich durch die Öffnungen Eurer Cäsh führt," und er wies auf einen ganzen Stoß chinesischer Kupfermünzen hin, die in der Mitte ein viereckiges Loch zeigten, durch welches ein Baststrick gezogen war.

Über des Chinesen bartlose Züge glitt ein verschmitztes Lächeln. „Nicht jeden Tag kann Laternenfest sein," antwortete er mit einem chinesischen Sprüchwort, „der richtige Mann muß auch im Sturm an ruhige Zeiten denken."

„Da bin ich ganz Eurer Meinung," bestätigte Fritz, „ich will nach Taku hinunter, um für mein Haus — Wellyn & Company in Shanghai — Abschlüsse in Konserven zu machen. Denke, man wird jetzt dort Vorräte gebrauchen, und gerade in unruhigen Zeiten blüht der Kaufleute Weizen."

„Wellyn und Company?" fragte Luen Wo, „Kenne die Firma, stand aber noch nicht mit ihr in Verbindung. Hat auch andere Dinge als Konserven?"

Fritz that, als ob er mit der Antwort zögerte. „O ja," sagte er dann gedehnt, „wir führen allerlei — auch Pulver — auch Blei — letzteres hübsch gegossen — und noch manches, was jetzt von Wichtigkeit sein kann und einen guten Nutzen abwirft."

Der Chinese ließ als Zeichen, daß er verstanden, ein leises Zischen vernehmen. „Sorglosigkeit ist oft ein schlechter Hirt," versetzte er wiederum mit einem chinesischen Sprüchwort.

„Gewiß," bemerkte Fritz mit scheinbarem Eifer, obwohl er den Doppelsinn des Spruches gut verstanden, „Ihr Chinesen seid bisher zu sorglos gewesen, jetzt brennt's Euch auf den Fingern. Überall fehlt's Euch, sonst hättet Ihr schon längst andere Seiten aufgezogen und mit der donnernden Stimme des Kriegsgottes gesprochen. Aber," setzte er leise hinzu und sah sich vorsichtig um, „Luen Wo, wir sind ja unter uns, Euren Generalen fehlt es an Material, Eure Geschütze taugen nichts, Eure Geschosse sind alt und verrostet, Euer Pulver schadet mehr, als es nützt, seht her," und er zog eine kleinere blecherne Konservenbüchse aus der Tasche und schüttete weißliches Pulver auf die hölzerne Tischplatte, ein brennendes Streichholz daran haltend, daß das Pulver aufzischte, ohne daß eine Rauchwolke entstand, „siehst Du, so etwas fehlt Euch, und ich hoffe, mit diesen Konserven ein gutes Geschäft in Taku zu machen. Du wirst mich doch nicht verraten?" fragte er, als ob er ängstlich wäre, dann aber lachend hinzusetzend: „Aber das ist ja Unsinn! Jeder kann seine Geschäfte machen, wie er will, wir leben ja im Frieden und an Krieg ist nicht zu denken."

Wieder ließ der Chinese das leise Zischen ertönen. „Auch eines Riesen Schlaf geht zu Ende, wenn die Zwerge zu kühn auf ihm herumtreten," sagte er, von neuem ein Sprüchwort anwendend, mit pfiffigem Augenblinzeln, dann hinter der vor den Mund gehaltenen Hand hervorflüsternd: „Es gab einen Mann in Peking, der schlief, ganz China trauerte darob, jetzt ist er erwacht, und Freudenklänge fliegen von Ort zu Ort. Die Taube pickt die Körner auf, die ihr zusagen — achte auch Du so auf meine Worte."

Fritz schlug gemächlich ein Bein über das andere und füllte heißes Wasser auf die Theeblätter in seiner Tasse. „Wir in Shanghai sagen," plauderte er leichthin, „daß man wohl das Brüllen des Löwen hört, daß aber unter seiner Haut — — ein Esel steckt. Und das scheint so, und seitdem ich heute mit dem „Hae-ting", einem Eurer Dampfer, hier angekommen bin, glaube ich es bestimmt. In Shanghai sprach man von Krieg und Kriegsgeschrei — und hier ist Alles ruhig. Ich werde kaum für meine Konserven," und er zeigte auf die Büchse mit Pulver, „Abnehmer finden, wie es meine Chefs erhofften. Die Forts bei Taku waren leer von Soldaten, abgesehen von einigen schläfrigen Wachtposten, die vor Angst in die Erde kriechen würden, wenn man nur eine Flinte auf sie richtete. Ich kenne auch Eure Sprüchwörter, die Du gern gebrauchst, und sage Dir: wer in die Sonne

schaut, wird geblendet, und wer den Donner hört, betäubt — das paßt wirklich auf John Chineman, der wohl bellen, aber nicht beißen kann."

Unauffällig hatte Fritz den Wirt beobachtet und zu seiner Freude bemerkt, daß dieser, der sichtlich schwer aus seiner vorsichtig-abwartenden Ruhe zu bringen war, bei den spottenden Worten immer erregter wurde und nun zornig hervorstieß: „Wer seine Spuren verwischen will, wandelt nicht auf Schnee! Auch der Tiger verbirgt sich im Bambusgebüsch, bis er des Jägers sicher ist! Der Gott der Stürme läßt nicht langsam, sondern plötzlich seine Löwen los! Vergeblich richtest Du nach Taku die Schritte — von Deinen Konserven hat man mehr als genug. Wer klug rüstet, ladet nicht die Welt dazu ein — ich weiß, was ich weiß, und die Kriegsschiffe dort draußen", und er wies nach dem Pei-ho und dem Meer, „werden bald fortgeblasen sein. Die Götter haben es uns verheißen, und von Mut beseelt sind unsere starken Scharen. Pah, glaubt Ihr —" er hielt plötzlich inne, als ob er schon zuviel gesagt, und betrachtete mißtrauisch Fritz, der die gleichgültigste Miene zeigte und wohlgefällig den heißen Thee genoß, ein Stück Kuchen dazu abbrechend.

„Das ist ja ganz gut und ganz schön," meinte Fritz so obenhin, „und, wenn ich ganz offen zu Euch sein soll, könnt' ich es ja China garnicht verdenken, falls es mal die Zähne zeigt, aber ich glaub' nicht daran! Es sind Prahlereien, weiter nichts! Wißt Ihr, was man sich lachend in Shanghai erzählt? Als die Japaner im letzten Kriege vordrangen, fanden sie wiederholt Pfähle, die an Holztafeln Aufschriften enthielten: „Hier ist ein Lager von zehntausend Mann — fürchtet und zittert!" Es war aber nicht eine Katze da! Und Eure Mandarine erklärten sich die Tapferkeit der Japaner dadurch, daß die japanischen Offiziere ihren Soldaten vor jedem Kampfe Pillen gegeben hätten, die sie gegen den Tod gefeit gemacht, die Siege der Japaner wären demnach kein Wunder. Weißt Du, worin diese Pillen bestanden? In guten Geschützen und Gewehren! Und Ihr habt die Pillen gehörig zu kosten bekommen! Ehe Ihr nicht moderne Waffen habt, könnt Ihr wohl bellen, aber nicht beißen!"

Von neuem hatte Fritz seinen Zweck erreicht, den Wirt in ärgerliche Stimmung gebracht zu haben, denn heftig fuhr jener los: „Wer sagt Euch denn, daß wir sie jetzt nicht haben? Bist Du schon etwa spazieren gegangen auf den Wällen der Taku-Festungen? Du hättest über unsere neuen Ge-

schütze stolpern können! Und ich möchte Dir nicht raten, mit unseren Gewehren Bekanntschaft zu machen! Ich habe doch Augen im Kopf, und die haben genug hier gesehen während der letzten Jahre, wenn aus den Schiffen die schweren Ladungen nach Taku gebracht wurden. ‚Dampfmaschinen‘ stand drauf,“ und er lachte höhnisch, „Euch wird schon noch mal der Dampf aufgehen, des sei gewiß! Und meine Ohren, die haben auch mancherlei gehört, das sage ich —“ aber wieder hielt er plötzlich inne, erschrocken, daß er sich hatte fortreißen lassen, und trat hinter den Schanktisch zurück, wo es jetzt zu thun gab, denn mehrere Chinesen waren von der Bahnhofsseite her in die Stube getreten und forderten verschiedenerlei.

Fritz blieb noch ein Weilchen sitzen, dann bezahlte er und sagte dabei zu Luen Wo: „Ich hoffe doch noch Geschäfte in Taku zu machen. Eines Eurer Sprüchwörter sagt ja: wer den kleinen Löwen fangen will, muß in die Höhle des großen gehen!“


Chinesen im Opiumlokal zu Tongku.

„Und hoffentlich wird er Dich fressen,“ setzte leise der Chinese hinzu und sah mit haßerfüllten Blicken hinter Fritz her, sich dann zu seinen Landsleuten wendend und mit diesen geheimnisvoll flüsternd.

Fritz hatte den Weg zum nahen Dorfe eingeschlagen, von dem eine Straße längs des Pei-ho nach Taku führte. Er war ganz zufrieden mit dem Ergebnis seiner Unterhaltung. „Das weiß man ja längst, daß etwas vorgeht,“ sagte er vor sich hin, „aber dieser durchtriebene Luen Wo hat doch die Karten etwas offen aufgedeckt — vielen Dank dafür, lieber Chineman,“ und er grüßte fröhlich zurück nach dem Bahnhofsgebäude.

Nahe der Station dehnte sich eine Gasse aus, besetzt mit Theestuben und Opiumkneipen, die in halb zerfallenen, niedrigen Häusern untergebracht waren; die Thüren hatte man nach der Straße zu mit Matten geschlossen,

alles war schmutzig und verwahrlost, so recht nach dem Geschmack der chinesischen Matrosen und Arbeiter. Fritz schlug an einem Eingang, der an der Pfoste die gestempelte amtliche Bescheinigung zeigte, daß hier Opium verkauft werden dürfe, die Matte zurück, eine widerwärtige, süßlich-dumpfe Luft wehte ihm entgegen, infolge der schmudeligen Papierfenster lag der Raum in trübem Halbdunkel da, um die Wände zog sich in Meterhöhe ein hölzerner, mit Kissen belegter Aufbau, auf welchem mehrere Opiumraucher



Schiebkarre in Tongku.

teils völlig abgestumpft dalagen, teils sich faul herumrekelten, gelegentlich die Asche der kleinen Pfeifen in die auf dem Boden stehenden Porzellangefäße werfend und dann an flackernden Spirituslämpchen das neu aufgestrichene Opium, eine zähe, aus Mohnkörnern gewonnene Masse, entzündend.

Schnell ließ Fritz die Matte zurückfallen, so atemberaubend war der Dunst in dem engen Raume, ein „Fang-wei" — „fremder Teufel" — scholl ihm nach, und einige halbwüchsige Knaben, die sich bei seinem Kommen hinter Hecken und Hütten versteckt hatten, riefen ihm gleichfalls das Wort zu. Das Dorf machte einen jammervollen Eindruck, die Häuschen waren

aus Lehm errichtet, einzelne sogar nur aus Bambusgeflecht, von außen mit Schmutz beworfen, überall sah man die schlimmen Spuren der Witterung, zuweilen wiesen Wände wie Dächer klaffende Lücken auf, Bettler, von schlimmen Krankheiten verheert und in Strohmäntel gehüllt, lungerten am Wege herum und warfen sich vor Fritz auf die Erde nieder, um Gaben flehend, die ihnen in Gestalt einiger Messingmünzen zuteil wurden, und mit schweren Schiebkarren, auf denen Frauen saßen, keuchten Lastträger heran.

Wieder, wie schon so oft in China, wurde Fritz auf das schmerzlichste berührt von der Armut und dem Elend, die überall in unbeschreiblicher Weise zu finden waren. „Das Volk muß sich ja auflehnen gegen seine Gewalthaber,“ meinte er zu sich, „diese zahllosen Millionen, die schlimmer als die Tiere leben, müssen sich ja dereinst zusammenrotten, um sich des Besitzes der Anderen zu bemächtigen! Das wissen die wohlhabenden Beamten und Kaufleute sehr gut, und deshalb, als Ableitung, hetzen sie das Volk auf die Fremden und reden der leichtgläubigen Masse ein, daß von jenen alles Unheil komme.“ Und wie zur Bestätigung seiner Ansicht flog in diesem Augenblick ein großer Stein dicht an Fritz' Kopf vorbei. Fritz drehte sich um, die letzten Dorfhäuser lagen hinter ihm, Niemand war zu sehen. „Eine feige Gesellschaft ist's und bleibt's,“ dachte er, „in Massen sich auf einen Wehrlosen stürzen, ja, das können sie, darin sind sie groß, aber Mann gegen Mann zu kämpfen, das ist nicht ihre Sache, da kratzen sie aus wie die Hasen.“


Bettler in Tongku.

Seine Gedanken wurden abgelenkt auf den Weg, der, in kurzer Entfernung des Pei-ho, nach Taku führte. Der Boden war lehmig und deutlich waren in ihm schwere Wagenspuren zu erkennen. „Na“, meinte Fritz, „wenn die von den chinesischen Karren herrühren, die hier überall in Gebrauch sind, dann will ich zeitlebens dem guten Kaiser Kwang-sü als Hampelmann dienen. Das sind die Räderspuren von Geschützlafetten und zwar scheinen es ganz gehörige Kerle gewesen zu sein, die man zu den Taku-Forts gebracht hat, auf alle Fälle werde ich den Herren Maß nehmen,“ und er verzeichnete die Breite der Räderspuren in seinem Notizbuche.

Längs des Pei-ho lagen kleinere Ansiedlungen von Schiffern und Fischern, aus einem Dutzend armseliger Hütten bestehend, aber nur Frauen und Kinder

waren zu bemerken und gelegentlich ein paar gebrechliche Alte, die sich mühselig an Stöcken fortschleppten oder sich vor den Häuschen sonnten; von Männern war nichts zu entdecken, und auch das fiel Fritz auf. Nach etwa zweistündiger Wanderung hatte er sein Ziel erreicht, mußte sich aber übersetzen lassen, um in die Stadt Taku zu gelangen, die ungefähr zwanzigtausend Bewohner zählte, jedoch einen fast dorfähnlichen Eindruck machte.

Fritz besann sich, daß ihm einst im Deutschen Klub zu Singapore jener Schweizer, der den Tiger erlegt, von einem ihm verwandten Landsmann, Jürgen Heberle, erzählt hatte, der eine Anstellung bei der in Taku ansässigen englischen Schiffsgesellschaft habe, mit der Bitte, an diesen herzliche Grüße auszurichten, falls er je einmal Taku berühre; er beschloß, sich jetzt nach Herrn Heberle umzusehen und erkundigte sich nach dem Sitze der Gesellschaft. Man wies ihn nach der winzigen europäischen Ansiedlung, die abgesondert von der Chinesenstadt lag und aus einer kleinen Anzahl europäisch gebauter Häuser bestand, vor denen sich schmale Gartenstreifen hinzogen.

Fritz fand alsbald das Gebäude, in welchem die genannte Gesellschaft untergebracht war, und traf im Comptoir auch Herrn Heberle an, einen jungen liebenswürdigen Schweizer, der seinen Besucher mit echter Herzlichkeit begrüßte und sichtlich erfreut war, nach langer Zeit wieder deutsch plaudern zu können, da er sonst nur mit den wenigen hier ansässigen Engländern und Amerikanern verkehrte. Seinen gemütlichen heimatlichen Dialekt hatte Herr Heberle in der Fremde nicht verlernt, und Fritz fühlte sich sofort zu dem freundlichen Berner hingezogen, der ihn bat, ihn in seine Wohnung zu begleiten, denn der Bureaudienst neigte sich seinem Ende.

Die Wohnung lag in einem benachbarten Hause und bestand aus mehreren winzigen Räumen, die nur die notwendigsten Möbel enthielten, sonst aber mit mancherlei Erinnerungen an die Heimat ihres Bewohners, zumal mit prächtigen farbigen Ansichten der Eisriesen des Berner Oberlandes, geschmückt waren und dadurch behaglich wirkten.

„So,“ sagte Herr Heberle zu Fritz, nachdem sie eingetreten, „nun seien Sie nochmals herzlichst willkommen bei mir! Machen Sie es sich bequem, betrachten Sie dieses Heim als das Ihre, verfügen Sie ganz über mich, falls ich Ihnen irgendwie gefällig sein kann, und wenn Sie mir eine große Freude bereiten wollen, so bleiben Sie möglichst lange hier — das Gastzimmer nebenan steht völlig zu Ihrer Verfügung. Zunächst darf ich Sie

wohl bitten, an meiner bescheidenen Mahlzeit teilzunehmen, ich hoffe, sie reicht für uns Beide, ich will nur dem Koch noch Bescheid sagen."

Fritz sah sich unterdessen in dem Gemach um; in einer Ecke bemerkte er zwei Flinten und einen Revolver sowie einen französischen Kürassier-Pallasch, in einem Kasten schien sich Munition zu befinden. „Sie haben sich ja ganz kriegerisch ausgerüstet?" meinte er zu dem wiedereintretenden Schweizer.

„Das ist auch nötig," erwiderte dieser, „man kann nicht wissen, wann es hier losgeht, denn daß es losgeht, davon sind wir Alle überzeugt, es ist vielleicht Frage dieser Stunde oder der nächsten Tage oder der kommenden Wochen und Monate! Wir sind jedenfalls darauf vorbereitet und wollen uns nicht von den mordsüchtigen Herren Chinesen überrumpeln lassen, wie Sie hier sehen," und er wies auf die derben hölzernen Fensterladen, an denen Fritz erst jetzt kleine herzförmige Öffnungen bemerkte, die ein Ausspähen ermöglichten und daneben winzige Schießluken enthielten, welche auch in der aus starken Bohlen gefügten und mit einem festen Schloß versehenen Thür angebracht waren, nur daß sie hier einen hölzernen Verschluß erhalten hatten.

„Wir Europäer hier," fuhr Herr Heberle fort und zog aus der Tasche eine kleine Nickelpfeife, „haben Signale verabredet, mit denen wir uns, wenn Gefahr droht, verständigen können; alles zur Verteidigung ist im voraus bestimmt, und leicht werden wir es den gelbhäutigen Bezopften nicht machen, über uns zu triumphieren. Selbst mit Proviant haben wir uns vorgesehen," und er wies auf eine unter das Sofa geschobene Kiste, lachend bemerkend: „Einige Päckchen Baseler Leckerle sind auch noch dabei, und ehe die Schlitzaugen sie aufschmausen, soll mancher von ihnen zuvor die blauen Bohnen eines guten Schweizer Gewehrs gekostet haben."

„Ihre Mitteilungen sind für mich ungemein interessant," versetzte Fritz, „ich habe ja auch das Gefühl, daß irgend etwas hier im Norden von China, vielleicht im ganzen Reiche, im Werk ist und daß heftige Unruhen zu erwarten sind, aber vielfach ist unter uns Deutschen die Meinung verbreitet, daß sich die Unzufriedenheit in erster Linie gegen die chinesische Regierung wendet und daß man den entthronten Kaiser wieder zur Regierung bringen will. Ich selbst war in der Stadt Kiautschou Zeuge, wie Männer und Frauen in den Tempeln Opfergaben den Göttern darbrachten und für den Kaiser beteten, daß er gesunden und von neuem den Drachenthron einnehmen möchte."

„Gewiß", erwiderte Herr Heberle, „derartige Bestrebungen mögen auch mitspielen, aber doch nur in geringem Grade. Es giebt auf der weiten Welt wohl kaum schlauere Diplomaten, als wie sie in Peking im Kaiserpalast und unter den hohen chinesischen Würdenträgern zu finden sind. Prinz Tuan, der Vater des dreijährigen Prinzen, der von der herrschsüchtigen und rücksichtslosen Kaiserin-Wittwe zum Nachfolger des kranken und schwachen Kaisers Kwang-Sü bestimmt wurde, weiß sehr wohl, daß heftige Unzufriedenheit in vielen Volkskreisen herrscht und daß sich diese unter Umständen gegen den Thron richten kann, der dann gehörig ins Wackeln kommen würde. Er ist es, der zuerst im Geheimen, dann aber immer offener die sehr verbreitete Sekte der Boxer unterstützt hat und ihr seinen weitreichenden Einfluß in Peking zur Verfügung stellte. Jetzt haben die Boxer, welchen Namen erst die Engländer aufgebracht, die Parole ausgegeben: „Unterstütze die Dynastie, vertreibe die Fremden", und es fehlt nicht an Beweisen, daß die ersten Mandarine ihr Thun billigen. Wie ein vom Sturm angeblasener Prairiebrand greift die Bewegung um sich; die tollsten Gerüchte werden verbreitet, daß die europäischen Mächte ganz China zerstückeln wollen, daß der Ahnenkultus abgeschafft werden solle, daß die gesamte kaiserliche Familie bedroht sei. Die Chinesen kennen ja kaum eine Vaterlandsliebe wie wir, der Kaiser ist ihnen weniger ein weltlicher Herrscher als der Sohn des Himmels, der mit den Göttern in naher Verbindung steht und sie zu allerhand Unheil anstiften kann. Daher machen ja auch die Chinesen den Kaiser verantwortlich für Mißernten, für Dürre, für jedes Unglück, welches das Land betrifft, aber ebenso glauben sie ihm dankbar sein zu müssen für den die Felder befruchtenden Regen, für gute Ernten, für alles Erfreuliche und Glückliche, was ihnen zuteil wird, denn seine Fürsprache hat eben die Götter bewogen, dies zu thun. Gehen ihm nun, wie den Chinesen vorgefabelt wird, die Fremden zu Leibe und findet er bei seinen Unterthanen keine Unterstützung, nun, so wird er dafür die Götter zur Rache auffordern, und jeder Einzelne wird darunter zu leiden haben. Das ist der Hauptgrund, neben vielen persönlichen Triebfedern, daß die Boxer so ungeheuren Anhang finden und sich schon stark genug glauben, ungescheut mit ihren Absichten hervortreten zu können. Denn fast jeden Abend hören wir ihr Lärmen, da sie in unmittelbarer Nähe der Stadt ihre aufrührerischen Versammlungen abhalten, militärische Übungen anstellen und neue Mitglieder in ihren Bund aufnehmen. Es

ist meist zusammengelaufenes Volk, den untersten Schichten angehörend, am Tage arbeiten sie oder lungern auch umher, und mit Einbruch der Dunkelheit verüben sie ihren Rumor."

„Alles, was Sie mir erzählen," erwiderte Fritz, „ist für mich von großer Wichtigkeit, Sie kommen mir so offen entgegen, daß ich auch Ihnen Offenheit schuldig bin," und er berichtete, daß er Soldat sei und sich einen Urlaub erbeten habe, um gerade über die Stimmung der Bevölkerung und über andere wissenswerte Dinge Genaues zu erfahren, erzählte auch von seiner Unterhaltung mit dem chinesischen Wirt in Tongku und von den Geschützspuren auf dem Wege hierher.

„Sie haben richtig gesehen," bestätigte Herr Heberle, „in jüngster Zeit erst sind für das nahe Nordwest- und für das Südfort Kanonen und Munition angekommen, die aus dem Arsenal in Tientsin stammen. Der aus dem Auslande herrührende Kriegsbedarf wurde auf Leichterfahrzeugen von den draußen vor der Barre liegenden Schiffen unmittelbar in die Forts gebracht, die, wenn sie an sich auch nicht in gutem Verteidigungszustand sind, doch Geschütze der neuesten Herstellung aufweisen. Ich bin in unserem Schweizer Bundesheer Artillerieoffizier und habe daher die Dinge hier mit lebhaftem Interesse verfolgt und stelle Ihnen meine Beobachtungen gern zur Verfügung, denn nun, wo ich den Zweck Ihres Hierseins weiß, wiederhole ich nochmals auf das herzlichste meine Aufforderung, daß Sie als mein lieber Gast einige Tage bei mir verweilen mögen," und er hielt Fritz die Hand hin, in die jener kräftig einschlug, die so warm ergangene Einladung annehmend.

In seiner geräuschlosen Weise hatte der chinesische Diener den Tisch bereitet, und während der Mahlzeit berichtete Herr Heberle in klarer und ausdrucksvoller Art von dem, was er hier während der letzten Zeit gesehen und erfahren.

„Das drüben am anderen Ufer des Pei-ho an seinem Ausfluß ins Meer gelegene Nordfort," erwähnte Herr Heberle, „wird etwa 1500 Mann Besatzung haben, das unterhalb unserer Stadt befindliche Nordwestfort 500 und das dahinter liegende Südfort 1000, dann sind an beiden Ufern einige kleinere Werke mit starken Batterien verteilt, die vielleicht mit je 500 Soldaten bemannt sind. Ich habe die Forts öfter besucht, die Chinesen sind hierin von einer unglaublichen Bummelei, hätte ich einen photographischen

Apparat mitgehabt, ich glaube, sie hätten sich noch gefreut, wenn ich die Befestigungen einzeln aufgenommen."

„Und wie sind die Truppen, die in den Forts liegen?" erkundigte sich Fritz.

„Sie gehören jedenfalls," lautete die Antwort, „zu den besseren Bestandteilen der chinesischen Armee, und eine größere Zahl von ihnen hat ihre militärische Ausbildung durch europäische Offiziere erhalten. Der Chinese



Chinesische Offiziere.

kann ein recht guter und widerstandsfähiger Soldat sein, sobald er Vertrauen zu seinen Führern hat und sieht, daß diese ihm mit tapferem Beispiel vorangehen; ist dies nicht der Fall, so wird er schnell das Hasenpanier ergreifen. Die Chinesen haben vor den deutschen Soldaten die größte Achtung; in der Wohnung des chinesischen Generals Bi-en, der das Südfort befehligt, sah ich zu meinem größten Erstaunen ein Bild Ihres Kaisers und verschiedene Schlachtenbilder aus dem letzten deutsch-französischen Kriege. Und da muß ich Ihnen ein heiteres Geschichtchen erzählen. Kommt zu dem erwähnten chinesischen General vor einiger Zeit ein chinesischer Waffenhändler

und legt ihm einige alte Flinten vor: „Excellenz," sagte er, „betrachten Sie diese Waffen; mit denselben Gewehren, von denen ich durch einen glücklichen Zufall eine Schiffsladung aufkaufte, besiegten die Preußen den bis dahin nie besiegten großen Napoleon. Sollte unser Land in einen Krieg verwickelt werden, so dürften diese Waffen auch uns zum Siege verhelfen!" Das leuchtete dem General ein, und für teures Geld erwarb er die gesamte Schiffsladung, den durchtriebenen Unterhändler noch wegen seines Patriotismus belobend. Natürlich erwiesen sich die Gewehre für die Soldaten unbrauchbar und man hat sie nun den Boxern überlassen, von denen sich jeder nach seinem Belieben bewaffnet hat. Deshalb werden diese Horden, sollte es zu einer ernstlichen Auseinandersetzung kommen, kaum großen Schaden anrichten, sie werden ihren eigenen Landsleuten gefährlicher werden, als fremden Truppen." —

Schon während dieser Unterhaltung hatte Fritz den Plan gefaßt, auf jeden Fall den Versuch zu wagen, in eins der Forts zu dringen; er sagte seinem freundlichen Gastgeber nichts davon, um ihm nicht Schwierigkeiten zu bereiten, falls sein Vorhaben mißglücken oder gar unangenehme Folgen nach sich ziehen sollte. Schon am folgenden Vormittag, während Herr Heberle im Bureau weilte, führte er seine Absicht aus; er hatte sich in dem kleinen europäischen Hotel, mit welchem ein die verschiedensten Dinge enthaltender Laden verbunden war, eine Anzahl Büchsen mit englischen Konserven gekauft, um sich als Vertreter einer Konserven-Firma einzuführen.

Fröhlich lachte die Frühlingssonne hernieder, als Fritz Taku verließ und einen nicht den Krümmungen des Pei-ho folgenden direkten Weg nach dem Nordwestfort einschlug. Das von verschiedenen Gräben durchzogene und zum Teil sumpfige Land war völlig flach und nicht bebaut, nur Grabhügel, dieser und jener mit plumpem Stein versehen, waren zu bemerken, von fern schon erkannte man scharf die Umrisse der Befestigungen, die, wie Fritz beim Näherkommen sah, aus von Gräben umgebenen, ungefähr fünf Meter hohen Wällen bestanden, welch letztere aus Lehm, den man mit Häcksel vermengt hatte, errichtet und mit Schießscharten versehen waren.

Die Besatzung schien gerade Schießübungen abzuhalten, denn Gewehrfeuer hallte seitlich des Forts herüber, Fritz sah in jener Richtung Rauch aufsteigen und erkannte auch einzelne Truppenkörper. Den Zugang in das seine Vorderseite dem nahen Pei-ho und der angrenzenden Meerbucht zu-

kehrende Fort bildete ein schmaler Einschnitt, der mit starken Bohlenthüren verschlossen werden konnte, die jetzt aber weit offen standen, ein Holzsteg führte über den mit schlammigem Wasser halbgefüllten Graben und seitlich des Einganges waren aus Rohrgeflecht zwei winzige Hütten errichtet, die bei schlechtem Wetter als Aufenthalt den Schildwachen dienten. Von letzteren war jetzt nichts zu bemerken, unbewacht war der Zugang, nur auf den Wällen wanderten ein paar Soldaten, das Gewehr nachlässig im Arm, auf und ab.

„Das ist ja eine nette militärische Wirtschaft," sagte Fritz zu sich, „alles drängt auf kriegerischen Zusammenstoß hin, und hier, in eine der wichtigsten Befestigungen, kann man frank und frei eindringen, als wäre es kein Fort, sondern ein Schlafmützennest. Desto besser für mich —, ‚was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück!' und die Minute will ich wahrnehmen!" Er trat ein und ließ schnell die Blicke über das Innere schweifen; die Wälle waren etwa drei Meter stark und nach dem Fluß zu mit modernen Geschützen besetzt, von denen Fritz acht zählte In der Mitte des Forts erhob sich ein festungartiger Aufbau aus Erdmasse, und aus diesem ragte ein zehn Meter hoher Lehmturm heraus, der oben neben der Flaggenstange einen elektrischen Scheinwerfer zeigte. Unten, längs der Kasematten bergenden Wälle, waren Lehmhäuschen und Bambushütten für die Mannschaften errichtet, ein etwas besser ausgeführtes niedriges Gebäude schien dem General und den Offizieren zur Wohnung zu dienen, denn vor dem Eingang erhoben sich zwei Flaggenmasten mit Krönungen in Form von Mastkörben, dem Zeichen vor den Wohnstätten der Mandarine.

Nun war auch Fritz bemerkt worden, mehrere Soldaten, deren dunkelblaue Uniformen mit karmoisinrotem Besatz ziemlich verlottert aussahen, kamen aus den nächstgelegenen Hütten und umringten ihn neugierig, dann stellte sich auch ein Offizier ein und erkundigte sich in höflichen Worten nach seinem Begehr. Fritz entgegnete, daß er ein Angebot machen wolle wegen einer größeren Lieferung von Konserven, worauf ihm der Offizier bedeutete, daß der General, der darüber zu entscheiden habe, gegenwärtig in Tientsin weile und erst in einigen Tagen zurückkehren würde. Unter den üblichen höflichen chinesischen Redensarten trennte man sich, und ungehindert, wie er gekommen, trat Fritz den Rückweg nach Taku an. „Wieviele Bomben- und Granaten-Wetter mag mein guter Feldwebel Birkenmüller hervorstoßen, wenn

ich ihm von diesem Besuch berichte," lachte Fritz vor sich hin; „ich glaube, falls er mich begleitet hätte, er hätte vor heller Empörung den Zopfträgern den Standpunkt klar gemacht, natürlich auf die von ihm beliebte Weise, und wir wären in eine hübsche Patsche geraten. Besser ist's so, und ich freue mich, daß ich den Gang unternommen. Nun möchte ich nur noch 'mal die Bekanntschaft mit den Boxern machen, und dann kann ich zufrieden an Bord zurückkehren."

Und am nächsten Abend schon sollte die von Fritz gewünschte Bekanntschaft erfolgen, die aber leicht seine Rückkehr zum „Iltis" auf immer hätte verhindern können.

Fritz und Herr Heberle hatten in vorgerückter Nachmittagsstunde einen Ausflug nach dem jenseitigen Ufer des Pei-ho unternommen, wo verschiedene kleinere Ortschaften lagen; der Boden war hier etwas wellig und mit Gestrüpp bewachsen, einsam erhob sich ein Tempel, in Erfüllung eines Gelübdes von einem früheren Kommandanten des unten am Meer gelegenen Nordforts dem Kriegsgott Kwan-Tai errichtet, dem hier bei feierlichen Veranlassungen die Offiziere und Soldaten des Forts ihre Opfer darbrachten.



Kwan-Tai, der Gott des Krieges.

Fritz und sein Begleiter besichtigten den Tempel, welcher von einer niedrigen Mauer

umgeben war und der, aus Backsteinen errichtet, aus einer zu dem ausgedehnten Hofe hin offenen Halle bestand, zu der einige Treppenstufen hinanführten. Diese Halle war in ihrer ganzen Länge durch eine Bretterwand in zwei Hälften geteilt, nach hinten zu war der Raum mit allerhand Gerümpel angefüllt, vorn erhob sich vor der Mitte der Wand der aus Holz geschnitzte, grellbemalte, mit zottigem schwarzen Bart versehene Kriegsgott, hinter dem zwei seiner Untergötter standen, von denen der eine einen Bogen spannte, der andere ein gezacktes Schwert erhoben in seiner Rechten hielt. Links an der schmalen Seitenwand bemerkte man ein lebensgroßes, aus Gips geformtes Pferd, mit richtigem Sattel und gestickter Schabracke versehen, am Zaum gehalten von einem holzgeschnitzten Trabanten in kriegsmäßiger Ausrüstung, an der rechten Wand ein Gestell mit Bogen und Pfeilen. Seitlich des Tempels befand sich, gewissermaßen an die den Hof umgebende Mauer angeklebt, ein niedriger, vorn offener Schuppen, der einen mächtigen, aus Holz gefertigten und in seinen einzelnen Gliedern beweglichen, rotgestrichenen Drachen barg, welcher bei großen religiösen Festen in feierlichem Zuge von Dorf zu Dorf getragen wurde.

Die Dämmerung war schon herabgesunken, als Fritz und Herr Heberle die Tempelanlage verlassen wollten, doch schnell traten sie hinter die schützende Mauer zurück, denn noch rechtzeitig hatten sie bemerkt, daß sich von verschiedenen Richtungen her kleinere und größere Trupps bewaffneter Männer auf den Tempel zu bewegten.

„Da scheinen wir ja in eine nette Falle geraten zu sein," rief mit verhaltener Stimme Herr Heberle, „es sind Boxer, die uns ihren Besuch abstatten wollen — einige der Kerle haben uns vielleicht vorhin bemerkt und haben ihre Spießgesellen zusammengetrommelt, um uns hier abzufangen! Na, leicht soll ihnen dieser Fang nicht werden," und er zog seinen Revolver hervor, welchem Beispiel Fritz folgte. „Wollen wir die Kerle gleich mit einer Ladung empfangen?" fragte Herr Heberle. „Die Mauer gewährt uns guten Schutz, und während sie im ersten Schrecken sind, flüchten wir hinter dem Tempel über die Mauer weg nach dem Flusse zu."

„Vielleicht ist es garnicht auf uns abgesehen?" warf Fritz ein, indem er vorsichtig ausspähte. „Die Männer kommen mir zu sorglos heran, als daß sie gegen uns etwas im Schilde führen könnten. Eher mag's eine ihrer Versammlungen sein, von denen Sie mir erzählten."

„Sie mögen Recht haben", erwiderte Herr Heberle, „jedenfalls ist's zu spät, als daß wir jetzt noch ungesehen zum Fluß kommen, und friedlich würden sie nicht mit uns verfahren, falls wir mit ihnen zusammenträfen. Am besten ist's, wir verbergen uns im Schuppen, der Herr Drache wird uns nicht beißen und er ist dick genug, uns Schutz zu gewähren."

Beide versteckten sich hinter dem Ungetüm, dessen höckriger Rücken ihnen ein Hervorlugen ermöglichte, sodaß sie alles beobachten konnten, was sich auf dem Hofe und vor dem Tempel ereignete.

Der Hof füllte sich alsbald mit Bewaffneten, die sich gegenseitig begrüßten, indem sie die rechte Hand mit der nach außen offenen Fläche bis zum Kopf wie zum Schwure erhoben; in Gruppen standen sie plaudernd beisammen, ihre Gesichter waren meist verwegen und kühn, die Mehrzahl trug bürgerliche Gewänder, nur wenige, welche einst Soldaten gewesen sein mochten, waren in abgerissenen Uniformen erschienen, die Bewaffnung bestand aus neuen und alten Gewehren, aus langen Pistolen und Schwertern, aus Piken und Äxten, oft von altertümlicher Form, die Patronen waren in roten Schärpen untergebracht, alle aber führten an der linken Seite in lederner Scheide ein langes und breites Messer, an dessen Griff ein kleines, rotes Täschchen befestigt war.

Abseits von den Übrigen hielt sich ein großgewachsener Chinese, der auf der Brust wie auf dem Rücken seines Anzuges eine viereckige Stickerei trug, die einen Reiher zeigte, der sich aus dem Wasser erhob, um zum roten Sonnenball aufzufliegen; dies wie ein blinkender Krystallknopf auf der schwarzen Kappe und ein schön gearbeitetes Schwert deuteten den Führer an, der auch in seiner ganzen Haltung zum Ausdruck brachte, daß er das Befehlen gewohnt sei. In einer Ecke des Hofes stand ein Trupp Männer und Jünglinge, gleichfalls bewaffnet, aber ohne Schärpe, Messer und Täschchen, eine gewisse Erwartung war ihnen anzumerken, sie sprachen nur wenig untereinander, auch die Anderen hielten sich von ihnen fern.

Neue Trupps erschienen, mit ihnen kamen zwei gelbgekleidete, kahlgeschorene Priester, die sich zu dem Anführer gesellten, ihn ehrfurchtsvoll begrüßend und dann mit ihm ein leises Gespräch führend.

Über hundert Männer mochten anwesend sein, die Dunkelheit war völlig hereingebrochen, mit bleichem Schein ging der Mond auf und die Sterne funkelten leuchtend hernieder. Der Chinese, welcher bisher abseits gestanden,

trat auf die zum Tempel führenden Stufen, er hatte sein blitzendes Schwert gezogen und hielt es in der Rechten, in der Linken dagegen ein dreieckiges rotes Banner mit einem eingestickten Drachen und den Worten darunter: „Bau zing, mie jan“ — ‚Schutz der Dynastie, Tod den Europäern‘. — Zu seiner vollen Größe reckte er sich auf, das Murmeln der Stimmen erstarb. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, klar und eindringlich, mit einem drohenden Tone, erklangen seine Worte: „Hört mich, Ihr, die Ihr bereits zu unserem Bunde zählt, und Ihr, die Ihr ihm noch heute, ehe des Mondes Schein verblaßt, eingereiht sein werdet, hört mich, Ihr Tapferen, Yuen Ming spricht zu Euch!“

Er machte eine kurze Pause, wie gebannt lauschten die Anwesenden, nur der Wind raschelte in den Gebüschen, die Wellen des nahen Pei-ho eilten plätschernd dem Meere zu, dessen Rauschen verhalten herüberdrang.

„Yuen Ming spricht zu Euch,“ wiederholte er mit starker Betonung die letzten Worte, „sein Mund verkündet das Kommen großer Zeiten und daß Ihr, tapfere Männer, zu wichtigen Thaten berufen seid! Hohe Ehre ward mir zu teil. Prinz Tuan entbietet Euch kaiserlichen Gruß“ — der Sprecher senkte sich hierbei auf ein Knie nieder, welchem Beispiele sämtliche Anwesenden folgten — „hört es, Ihr Männer, und fügt es in Eure Herzen ein, damit sie noch stärker und tapferer werden, wie sie schon sind! Hört aus heiligem Munde, was der ruhmreiche Sprosse ruhmreicher Geschlechter Euch mitteilt!“

Einer der beiden Priester trat vor, er entfaltete ein aus gelbem Papier bestehendes umfangreiches Schriftstück, welches in langen senkrechten Linien chinesische Schriftzeichen enthielt und mit einem großen roten Stempel versehen war, und las im klaren Scheine des Mondes mit heller, halb singender Stimme die wie Verse klingenden Worte:

„Aus Peking erschallt mein Wort zu Euch,
Die Götter baten mich, Euch es zu künden!
Denn die Götter helfen den Boxern,
Ihnen, auf die das Vaterland rechnet!
Unglück ist über das himmlische Reich gekommen
Und neues Unheil gilt es abzuwenden,
Fremde Teufel sind in das Reich der Mitte gedrungen,
Unser Volk nötigen sie, ihre Religion anzunehmen,
Dem Himmel den Rücken zu kehren,
Die Götter nicht zu verehren und die Vorfahren zu vergessen.
Kein Regen fällt deshalb

Und die Erde wird trocken,
Dies geschieht, weil die Kirchen den Himmel verschließen.
Die Götter zürnen und auch die Genien,
Wenn sich unser Volk nicht ermannt,
Und unser Land wird verarmen!
Aber wenn noch Tapferkeit flammt in chinesischen Herzen,
Und die Liebe zur Heimat nicht ausgestorben ist,
Und die Verehrung der Ahnen weiterglüht,
So kommen die Götter und Genien von den Bergen herunter,
Ihre Lehre werden sie predigen und den Tapferen helfen,
Auf daß glorreicher Sieg uns sicher ist.
Das ist kein Gerücht, das ist uns fest verheißen!
Unverwundbar werden die Boxer sein,
Die Götter schützen sie mit himmlischen Wundern,
Um all' die fremden Teufel immerdar auszurotten.
Schiebt die Eisenbahnschienen zur Seite,
Reißt die Telegraphenstangen heraus,
Zerstört die Dampfer, wo Ihr sie findet,
Zertrümmert die Häuser, die sie bewohnen,
Tötet sie, die wir nicht gerufen zu uns zu kommen,
Tötet sie Alle, und verschonet Keinen,
Himmlischer Segen wird Euch zu teil und irdische Freuden,
Groß und stolz wird China wieder sein
Und immerdar wird blühen die große China-Dynastie!
Tod allen Fremden!"

Yuen Ming war aus seiner demütigen Haltung, in der er während des Verlesens verharrt war, aufgesprungen, er schwang das Schwert und mit loderndem Grimm in den Zügen rief er schallend aus: „Tod allen Fremden!"

„Tod allen Fremden!" so hallte es stürmisch seitens der Männer, klirrend klangen die Waffen zusammen, immer von neuem ertönte es: „Tod allen Fremden!"

Allmählich nur legte sich der Lärm. Yuen Ming hielt hoch die Fahne und rief: „Tretet heran, die Ihr unserem Bunde Euch zugesellen wollt!"

Die Männer, die sich bisher abseits gehalten, traten zu den Tempelstufen hin.

„Wollt Ihr uns angehören, die Ihr vor mir steht, wollt Ihr zugezählt sein dem Bunde der Boxer, der groß und furchtbar ist und der China von den Fremden befreien wird, so sagt es mir!" —

„Ja, wir wollen eingereiht werden in den Bund der Boxer!" riefen die Männer erregt durcheinander.

„So sage ich Euch den Eid vor, den Ihr nachzusprechen habt. Wehe

über den, der ihn bricht, den Zorn der Götter hat er auf sein schuldvolles Haupt geladen und alle Unholde werden ihn verfolgen, bis er sterbend zusammenbricht, aber noch in der Unterwelt wird seine Seele auf ewig furchtbare Qualen erleiden. — Werft Euch auf die Knie nieder und schwört mir nach."

Die Neuaufzunehmenden waren niedergesunken, die einzelnen Sätze nachsprechend, die ihnen mit gehobener Stimme Yuen Ming, der das Schwert ihnen entgegengestreckt hatte, vorsagte: „Im Angesicht des Himmels und der Erde und in Gegenwart aller versammelten Anhänger des Bundes der Boxer leiste ich den Eid. Treu und gehorsam will ich dem Bunde angehören und stets mich den Befehlen seiner Führer fügen. Schützen will ich die geheiligte chinesische Dynastie und die Fremden töten, wo ich ihrer habhaft werde. Auch alle meine Brüder will ich darin unterstützen nnd will nicht rasten, bis China befreit von den Fremden ist. Die Götter will ich ehren und das Andenken meiner Ahnen hochhalten. Den Boden unseres himmlischen Reiches will ich säubern von allem Unreinen und will kämpfen, ob bei Tage, ob bei Nacht, ob im Regen oder Sonnenschein, ob nahe dem häuslichen Herde oder in weiter Ferne, für unsere heilige Sache. Niemals werde ich von dem Bunde lassen, sonst soll Tod und Verderben und ewiger Fluch seiner Brüder über mich kommen und meine Seele heimatlos umherirren, gejagt von den wilden Tieren der Unterwelt. Dies schwöre ich!"

Die beiden Priester traten vor, der eine von ihnen hielt mit beiden Händen einen lebenden Hahn, der andere schlug mit scharfem Messer den Kopf des Tieres ab, und während das Blut herabrann, sprach Yuen Ming mit feierlichem Tone: „So möge jeder sterben, der unser Geheimnis verrät!" und die schon früher in den Bund Aufgenommenen wiederholten beschwörend die Worte.

„Steht auf," befahl nun Yuen Ming, „und empfanget die Zeichen unseres Bundes."

Aus dem Tempel wurde ein hölzerner Kasten herbeigeholt, er enthielt die Messer und roten Schärpen sowie Ledertäschchen, in denen geschriebene Beschwörungen enthalten waren, welche die Träger gefeit machen sollten gegen jedwede Verwundungen.

Yuen Ming überreichte jedem der neuen Boxer die Abzeichen, dabei die Worte sprechend: „Kugeln und Stiche werden Dir nichts thun, unverwund-

bar wirst Du sein! Heldenthaten wirst Du verrichten und mit rühmenden Worten werden Dich einst Deine Nachkommen preisen. Die Götter werden Dich beschirmen und Deinen Waffen den Sieg verleihen!"

Das Ganze war von feierlich-eindringlicher Art und schien auf alle Anwesenden eine tiefe Wirkung auszuüben.

Die neuen Boxer traten zurück und vermischten sich mit den übrigen Anhängern des Bundes, die sie lebhaft begrüßten.

Wieder trat sofort Ruhe ein, als Yuen Ming nochmals das Wort ergriff. „Nun, wo unser Bund durch tapfere Männer aufs neue vermehrt ward," begann er, „habe ich unseren Brüdern eine frohe Kunde zu melden. Aus Peking ist sie mir zugegangen. Kwan-tai, der Gott des Krieges, er hat dort in seinem Tempel gesprochen. Verehrend waren ihm die Feldherren genaht, um seine Meinung zu erforschen, und ein Brett mit Reis hatte man ihm unterbreitet, damit er göttliche Zeichen gebe. Und wißt Ihr, was er geschrieben, während betend die Mandarine vor ihm lagen? ‚Der Krieg ist gut für China!' so lautete die Antwort des Gottes!"

Ein freudiges Murmeln ging durch die Reihen der Männer, viele wiederholten frohlockend: „Der Krieg ist gut für China!"

„Ja," fuhr Yuen Ming fort, „Krieg wird es geben! Vielleicht morgen schon wird das Drachenbanner entfaltet und werden die Klagerufe der Fremden ertönen, von denen nicht einmal der Hauch übrig bleiben soll. In Peking, in Tientsin, überall, wo sich die Fremden eingenistet, lauert auf sie der Tod. Bereitet alles zum Abmarsch vor. Wenn hier an dieser heiligen Stätte nächtlich die Flammen lodern, so ist dies das Zeichen, Euch hier einzufinden. Nach Tientsin dringen wir dann vor. Hunderttausende unserer Brüder haben dasselbe Ziel, schreckenerregend wird es erklingen und unsere Feinde mit bleicher Furcht erfüllen: Tod den Fremden!"

„Tod den Fremden!" so mischten sich die Rufe dröhnend in das Klirren der Waffen.

Da fiel ein Schuß! Aus dem Schuppen, der den Drachen barg, war er gedrungen. Durch eine leichte Bewegung hatte sich der Revolver, den Herr Heberle schußbereit in der Hand gehalten, entladen.

„Zum Fluß, oder wir sind verloren!" rief der Schweizer.

Beide stürzten aus dem Schuppen, sprangen über die hinter dem Tempel sich langziehende Mauer und jagten in langen Sätzen dem Pei-ho zu.

Die Boxer waren einige Sekunden völlig sprach- und thatenlos, an Zauberei hatten sie zunächst geglaubt und wußten nicht, was thun.

Yuen Ming ermannte sich zuerst: „Fang-wei's sind's," rief er mit zornerfüllter Stimme, „Verrat ist geübt, ihnen nach, tötet sie," und seinen Genossen voran stürzte er den Fliehenden nach.

Diese hatten einen guten Vorsprung und kamen auch schneller vorwärts, als die durch ihre lange Kleidung am eiligen Laufe gehinderten Chinesen, die wie eine lärmende Meute, Verwünschungen ausstoßend und sich gegenseitig antreibend, hinterher hasteten.

Nach wenigen Minuten hatten die beiden Flüchtigen den Fluß erreicht. „Schwimmen Sie mit der Strömung zum anderen Ufer," rief der Schweizer Fritz zu, dann nahmen die Wellen Beide auf.

Jetzt waren auch die Chinesen am Pei-ho angelangt und erblickten zunächst nicht die Schwimmer, bis sie deren Köpfe gewahrten. „Dort, dort sind sie! Ihnen nach! Sie müssen sterben!" hallten wirr die Stimmen durcheinander, einige Kugeln schlugen dicht neben Fritz ein, der mit äußerster Anstrengung die Arme rührte, um nicht von der heftigen Strömung in der Mitte des Flusses behalten und dem Meere zugetrieben zu werden.

„Sie dürfen nicht entkommen," herrschte Yuen Ming, „fünfzig Taels für jeden von den Blaßgesichtern!"

Das Geldgebot hatte eine überraschende Wirkung. Mehrere Chinesen sprangen in das Wasser, kehrten aber bald wieder um, da sie die Schwimmer nicht bemerkten, nur ein schmächtiger Bezopfter, der, als Fischer in einem nahen Dorfe lebend, die Stromverhältnisse genau kannte, benutzte geschickt die Strömung und kam schnell vorwärts.

Fritz, der sich schon in Sicherheit wähnte und nur noch eine kurze Strecke vom rettenden Ufer entfernt war, hörte dicht hinter sich die keuchenden Atemstöße seines Verfolgers und sah, als er sich umwandte, dessen verzerrte Gesichtszüge, noch mehr entstellt durch das zwischen den Zähnen gehaltene blanke Messer. Seine letzten Kräfte nahm Fritz zusammen, er drehte plötzlich um, sich seinem Angreifer unmittelbar gegenüber befindend, und stieß mit einem Fuß nach dem Chinesen, sodaß dieser sofort sein Messer fallen ließ, gleichzeitig aber packte Fritz ihn mit kraftvollen Armen und hielt ihn unter Wasser, bis der Boxer keine Luft mehr bekommen konnte, dann ließ er ihn los und schwamm zum Ufer, wo der Schweizer ihn bereits er-

wartete und ihm behülflich war, die abgespülte, steile Böschung zu erklimmen.

„Den Keilen haben wir ein gehöriges Schnippchen geschlagen," rief Herr Heberle fröhlich, „aber Gevatter Tod saß uns dicht auf dem Nacken. Als ich Sie mit dem Chinesen ringen sah, glaubte ich, daß es um Sie geschehen sei, ich wollte Ihnen zu Hülfe eilen, doch hatten Sie es dem Zopfträger schon besorgt, ehe ich die Böschung hier hinabgeklettert war. Aber nun, um den Folgen des kalten Bades zu entgehen, schlage ich trotz unserer Ermüdung einen schleunigen Dauermarsch nach der Stadt vor, und dort soll ein kräftiger Punsch noch das seinige thun."

Beide erreichten in schlankem Trabe nach einer Viertelstunde Taku, wechselten in der Wohnung des Herrn Heberle die Kleider und gingen, nachdem der Punsch gebraut und bis zum letzten Tropfen getrunken worden war, zu Bett, um einem Fieber vorzubeugen.

Frisch, ohne Spur von Ermüdung, erwachten sie am nächsten Morgen und plauderten nun in Ruhe über ihre Erlebnisse, wobei Fritz bemerkte, daß er noch heute an Bord des „Iltis" zurückkehren wolle.

Herr Heberle billigte durchaus den Entschluß. „Es trifft sich gut," meinte er, „daß heute ein kleiner Schleppdampfer unserer Gesellschaft nach Tongku fährt, den können Sie benutzen. Denn wenn ich auch nicht glaube, daß die Boxer Sie wiedererkennen würden, so genügte doch schon der leiseste Verdacht, Sie zwischen hier und Tongku für immer verschwinden zu lassen. Mit den Ergebnissen Ihres „Pfingstbummels" dürfen Sie ja zufrieden sein — Wichtiges haben Sie erfahren, und ich glaube, auch Sie werden sich nicht der Überzeugung verschließen, daß China zu einem Rache- und Vernichtungskrieg entschlossen ist und daß schon die nächsten Tage schwerwiegende Ereignisse bringen können. So weit vorgeschritten hatte ich die Dinge nicht geglaubt, als wie es uns gestern der Zufall eröffnet — nun wird auch un seres Bleibens nicht länger in Taku sein, und wer weiß, ob uns nicht bald Ihr „Iltis" hier zu Hülfe kommen muß!"

Herr Heberle begleitete Fritz noch auf den Dampfer und nahm dort bewegten Abschied von ihm, eine einzige, in gemeinsamer Gefahr verlebte Stunde kettet ja die Menschen enger aneinander als ein jahrelanges Zusammenleben.

Auf den „Iltis" zurückgekehrt, erstattete Fritz von seinen Beobachtungen

und Erlebnissen eingehenden Bericht, Jeder an Bord hatte die Empfindung, daß man sich bald im Kriegszustande befinden würde, trotzdem ging der Dienst seinen ruhigen Gang weiter.

Draußen, vor der Taku-Rhede, war unterdessen eine ganze Anzahl fremder Kriegsschiffe eingetroffen, von deutschen lagen die „Hertha", „Hansa", „Kaiserin Augusta" und „Gefion" da, ferner Russen, Franzosen, Engländer, Öster-



Die Heimatspost ist gekommen!

reicher, Italiener, Amerikaner und Japaner, aber sie waren zu groß, um über die dem Pei-ho vorgelagerte Sandbarre hinwegzukommen und hatten sich begnügen müssen, kleinere Teile ihrer Besatzungen nach Tientsin zu senden, um von dort aus den in Peking bedrängten Europäern Hilfe zu bringen. Nur einige Kanonenboote waren, gleich dem „Iltis", den Pei-ho hinangefahren, so der französische „Lion", der englische „Algerine", die russischen „Bobre", „Giljac" und „Korejetz" und der japanische „Atago", die in einigen Entfernungen nahe Tongku ankerten.

Mit jedem Tage drangen schlimmere Nachrichten aus dem Innern zur Küste und fanden nachts ihre Bestätigung durch den sich am Himmel widerspiegelnden Feuerschein. Die Gesandtschaften, so hörte man, wären in Peking in Gefahr, große Scharen von Boxern und kaiserlichen Truppen rückten auf Tientsin zu, um die dortigen europäischen Ansiedlungen zu vernichten.

In erregter Spannung verflossen die Tage und in steter Erwartung der Kriegserklärung; nur darum drehte sich das Gespräch an Bord der Schiffe und von Kampflust durchdrungen waren alle Reden.'

Im Laufe des 16. Juni, an dessen Morgen noch eine Heimatspost aus Deutschland angelangt und die innigste Freude auf dem „Iltis" verbreitet hatte, hörte man, daß auf dem russischen Kreuzer „Rossija" eine Beratung der Kommandanten der großen Kriegsschiffe stattgefunden, da man bemerkt, daß in den letzten Tagen die Taku-Forts erheblich durch Truppen und Geschütze verstärkt worden waren und daß die chinesischen Festungsbesatzungen begonnen hatten, die Mündung des Pei-ho durch Minen zu sperren; man vernahm gerüchtweise, daß an den Vicekönig von Tientsin und die Befehlshaber der Taku-Forts eine letzte Aufforderung gerichtet worden sei, die Forts bis zwei Uhr morgens des 17. Juni zu räumen.

„Kinder, es geht los, es geht los!" jubelten die Matrosen auf dem „Iltis", „nun werden wir endlich mal deutsch mit den Chinesen sprechen," und die Blicke hefteten sich wie liebkosend auf die Geschütze, die noch tags zuvor durch zwei Maschinenkanonen von der „Hertha" vermehrt worden waren.

Der „Iltis" lag gefechtsklar vertaut an einer Brücke von Tongku, am Nachmittage verließ ihn sein Kommandant, um sich zu einer Besprechung an Bord des russischen Kanonenbootes „Bobre" zu begeben, dessen Kapitän der rangälteste Offizier der im Pei-ho liegenden Fahrzeuge war; nach seiner Rückkehr fand in der Kapitänkajüte des „Iltis" ein Kriegsrat statt.

An die Mannschaften waren am Abend Hängematten verausgabt worden, um die Matrosen, da für zwei Uhr der Angriff geplant war, noch schlafen zu lassen; wie sonst ging es zur bestimmten Stunde zur Ruhe und ward es still an Bord, aber so manchem Auge wollte der Schlummer nicht nahen, so Manches Gedanken weilten in der fernen Heimat, manch' Gebet flüsterten die Lippen, bis die Ermüdung von des strengen Dienstes Tagesarbeit ihr Recht verlangte und der Traumgott die Schlafenden in sein Zauberreich entführte.

Da, kurz vor ein Uhr, dröhnten Schüsse durch die Nacht, neben dem „Iltis“ waren Granaten eingeschlagen.

Die Bootsmannspfeife tönte gellend durch die Schiffsräume, dazwischen hörte man die Rufe der Unteroffiziere: „Überall zurr' Hängematten!“ Gleich darauf riefen Trommel und Horn die Mannschaften auf die Gefechtsstationen.

Schnell waren die Matrosen aus ihren Hängematten gesprungen und an Deck gestürzt, um ihre Stellungen an den Geschützen einzunehmen.

Kapitän Lans bemerkte die Aufregung seiner Leute. „Ruhig, ruhig, Kinder, Ihr habt ja Eure Hängematten noch nicht gezurrt!“ rief er ihnen zu, und auf den Befehl mußten erst noch die Hängematten zusammengerollt werden, was bei Vielen das innere Gleichgewicht herstellte.

Schuß auf Schuß donnerte von den Forts und den Batterien herüber, dicht neben dem „Iltis“ schlugen die Granaten ein, meterhohe Wassersäulen aufwerfend, andere Geschosse flogen über das Schiff hinweg, das erst vom Bollwerk sich los machte und unter Führung des deutschen Lotsen Lindberg, der freiwillig an Bord geeilt war, mit wehenden Kriegsflaggen an den Masten den Fluß hinunterdampfte, um seinen vorher bestimmten Gefechtsplatz einzunehmen, vorbeifahrend an zwei englischen Torpedobooten, die zwei chinesische Torpedobootszerstörer genommen hatten und diese stroman schleppten, und dem französischen sowie den beiden russischen Kanonenbooten. Laute Hurras wurden mit den Mannschaften der letzteren gewechselt, Ordnung und Ruhe herrschten auf dem „Iltis“, als ob es sich um eine Gefechtsübung im tiefsten Frieden handle.

Um zwei Uhr ging der „Iltis“ südlich des englischen Kanonenbootes „Algerine“ vor Anker, und nun donnerten seine Schnelllade- und Maschinenkanonen auf das Nordfort los, welches das Feuer heftig erwiderte. Die Nacht war jedoch zu dunkel, als daß die Geschütze der Kanonenboote gute Treffer aufweisen konnten, zudem erschwerten die Rauchwolken einiger mit rauchstarkem Pulver schießenden Schiffe die Erkennung der Ziele, und um Munitionsverschwendung zu vermeiden, wurden auf dem „Iltis“ wiederholte Pausen befohlen und während einer derselben an die Mannschaften Kaffee und Brod verteilt. Allerhand Scherzworte wurden dabei gewechselt, so Mancher ahnte nicht, daß es die letzte Mahlzeit war.

Die Forts und Batterien setzten ungeschwächt das Feuer fort, Schuß auf Schuß blitzte auf, aber ernstere Wirkungen waren noch nicht zu ver-

spüren, abgesehen davon, daß einige Granaten den Schornstein durchschlagen hatten.

Fritz konnte sich nützlich machen bei der Verteilung des Frühstücks, be der Heranschleppung der Munition, bei anderen Hilfeleistungen, die an jeder Stelle des Schiffes willkommen waren, bald auch bei der Bergung der ersten Verwundeten.

Denn mit dem nahenden Morgen war der „Iltis“ mehr und mehr zum Zielpunkt der feindlichen Geschütze geworden, Granaten fegten, noch etwas zu hoch, über das Deck, einige trafen die auf der Kommandobrücke aufgestellten Maschinenkanonen und brachten den sie bedienenden Mannschaften Verwundungen bei, sodaß jetzt der Stabsarzt zu thun bekam.

Je mehr sich der Himmel lichtete, desto furchtbarer ward die Kanonade, die vom Meer heraufströmende Flut ließ die Schiffe schwoien, blutrot brach sich die Sonne im Osten ihre Bahn, fast gleichzeitig hörte man von der Südseite des Südforts ein tosendes Krachen herüberhallen und, durchleuchtet von sprühenden Blitzen, stiegen dunkle Dampfwolken auf, ein Munitions-Magazin war durch ein „Iltis“-Geschoß getroffen worden und hochgeflogen.

Gegen fünf Uhr fuhr der „Iltis“ weiter stromab, um noch energischer den Forts zuzusetzen, er stand jetzt in erster Gefechtsstellung und ward vom Südfort aus in ein vernichtendes Feuer genommen. Krachend barsten die Granaten an Deck, Tod und Verderben verbreitend, ein Schuß traf das Kartenhaus, in welchem auch Munition verstaut war, sodaß plötzlich Flammen aufloderten, welche aber schnell erstickt wurden, mehrere Granaten durchbohrten den Rumpf des Schiffes, andere schlugen in den Schornstein ein, Eisenstücke und Granatsplitter flogen herum, zerrissen ward von ihnen Leutnant Hellmann und ein Hornist, herzzerreißendes Stöhnen wurde laut, ruhig aber standen die Unverwundeten der Mannschaft an den Geschützen, die Befehle befolgend, die in voller Unerschütterlichkeit von dem Kommandanten und den Offizieren ausgingen; fortwährend hörte man das Knack-Knack-Knack der Maschinengeschütze und das Rasseln der Schnellfeuerkanonen.

Auf dem Nordfort schien das Feuer nachzulassen, dort waren auf das vom „Iltis“ erfolgte Zeichen — nämlich Hissen eines schwarzen Balles — die Landungscorps jetzt mit Sturm vorgegangen, Kapitän Lans rief den Obersignalmaat Boos heran: „Wenn Du Mut hast, geh' auf den Mast und sieh', wo die chinesischen Kerle stecken“, und im Nu kletterte der Maat

hiuan, während mit verdoppelter Wucht vom Südfort aus das Feuer fortgesetzt ward. Jede Granate fast schlug dem „Iltis" Wunden und riß diesen und jenen der tapferen Besatzung fort. Rauchgeschwärzt sind die Gesichter der Bedienungsmannschaften an den Geschützen, letztere sind glühend heiß, zerfetzt sind die Uniformen, bei diesem und jenem quillt aus kleineren Wunden das Blut hervor, aber man achtet dessen nicht, durchfurcht sind die Hände von Schrammen und Rissen, doch voll Vertrauen ruhen die Blicke auf dem Kapitän, der auf der Kommandobrücke steht, bald das Fernglas auf die Forts richtend, bald seine Befehle erteilend.

Da schlägt eine Granate auf der Kommandobrücke ein; ein Hagel von Eisenstücken überschüttet und trifft den Kapitän, der linke Unterschenkel ist zerrissen, das Blut stürzt hervor, auch Brust und Gesicht sind verwundet, die linke Hälfte des Gesichtes ist völlig schwarz gebrannt und der Bart versengt; mühsam erhebt sich der Schwerverwundete wieder, sich auf den heilgebliebenen rechten Fuß stützend und sich mit den Armen an die Reeling klammernd, seine Befehle gebend, obwohl überall das Blut herunterrinnt.

Der Arzt und Fritz sind hinzugestürzt, mit äußerster Willenskraft hält sich der Kapitän aufrecht, ein Ohnmachtsanfall läßt ihn wanken, der Arzt, Fritz und ein Obermaat fangen ihn auf und wollen ihn behutsam die Treppe hinab zum Verbandplatz tragen, da erwacht der Verwundete und ruft ingrimmig: „Ihr seid verantwortlich dafür, daß Ihr mich mit Gewalt von meinem Posten schleppt!"

Seine Worte werden überhallt von einem furchtbaren Krach, von neuem ist eine Granate geplatzt, Holz- und Eisentrümmer splittern umher, die Treppe, die man gerade hinunterschreitet, bricht zusammen, alle hinabreißend, aus dem wilden Durcheinander von Holz und Eisen arbeitet man sich, nachdem die erste Betäubung überwunden, auf, der Arzt wie Fritz sind mit Blut überströmt, von zwei Schwerverletzten herrührend, sie selbst sind heilgeblieben und tragen den Kapitän zu den übrigen Verwundeten.

In seinen Grundfesten, von neuen Granaten getroffen, zittert der „Iltis". Oberleutnant von Waffenstein hat den Befehl übernommen, knatternde Salven werden auf das Südfort abgegeben, ein brausendes Hurra der Artilleristen: ein paar Treffer haben das Pulvermagazin da drüben zur Entzündung gebracht, mit tosendem Krachen und vulkanartigem Sprühen ist es aufgeflogen, eine hohe Säule von aufgeworfener Erdmasse, von flammendem

Funkenregen, von zischenden weißen Dämpfen bildend, daß man selbst auf dem Schiff den Luftdruck verspürt. —

Damit, um die siebente Morgenstunde, hatte der sechsstündige Kampf sein Ende erreicht.

Und es war hohe Zeit! Fast völlig verschossen war die Munition, nur noch über fünfzig Granaten verfügte man, ein Teil der Geschütze war durch das feindliche Feuer unbrauchbar geworden, übermenschlich waren die Anstrengungen der Offiziere und Mannschaften gewesen.

Von neuem jetzt ein stürmisches Hurra und Mützeschwenken! dort, auf den Wällen des Südforts, flatterte die deutsche Flagge: kühnen Flug hatte der deutsche Aar übers Meer genommen und dem chinesischen Drachen seine Fänge gezeigt!

Schmerzlich aber waren die Verluste, die der Sieg gekostet. Sieben Tote lagen still und bleich auf dem Achterdeck, neun Schwerverwundete, unter ihnen der heldenmütige Kapitän, ruhten auf blutgetränkten Lagerstätten, zehn Leichtverwundete gesellten sich dazu, aber auch fast jeder Andere der Mannschaft hatte geringere Verletzungen erlitten, um die man sich jedoch wenig kümmerte.

Und wie sah es auf dem „Iltis“ aus! Viele Volltreffer hatte das prächtige Schiff erhalten, der Rumpf wies mittelschiffs große Löcher auf, die Schornsteine glichen einem Siebe, sodaß man durchsehen konnte, die Kommandobrücke war fortgerissen, die Schanzverkleidungen waren durchlöchert, überall auf dem Verdeck schwammen Blutlachen, und trotzdem war das Schiff noch gut fortgekommen, denn ein richtiger Treffer der schweren, von den Chinesen abgeschossenen Eisenhüte in den Munitions- oder in den Maschinenraum, und der „Iltis“ wäre mit seiner gesamten Bemannung verloren gewesen.

Soweit möglich, wurde Ordnung auf Deck geschafft, dann dampfte der „Iltis“ den Pei-ho hinab, um zum deutschen Admiralsschiff zu gelangen; auf dem Achterdeck lag Kapitän Lans, die Mannschaft stand in Parade, mit jubelnden Hurras und Hochs wurde sie von den Bemannungen der übrigen Kanonenboote begrüßt, die tapferen „Iltis“-Leute aber stimmten das Flaggenlied an, dessen letzter Vers mit besonderer Freudigkeit gesungen wurde:

„Und wenn ein feindlich Schiff uns naht,
Und heißt's: „Klar zum Gefecht!“,



Auf Deck des „Iltis“ im Kampf vor Taku.

Dann drängt es uns zur kühnen That,
Wir kämpfen auch nicht schlecht!
Und bringt ein feindliches Geschoß
In eines Seemanns Herz,
Nie klagt der tapf're Kamerad,
Ihm macht es keinen Schmerz,
„Hurra!“ ruft er, was schadet's mir?
Ich sterb' den Heldentod
Für Deutschlands heiliges Panier,
Die Flagge Schwarz-weiß-rot!“

Da Ebbe war, mußte der „Iltis“ vor der Barre festlegen. Kapitän Lans versammelte seine Mannschaft um sich; in ergreifenden Worten gedachte er der Gefallenen, die den Heldentod für das Vaterland gestorben, der Verwundeten, die mannhaft ihre Schmerzen ertrugen, er dankte den überlebenden Kämpfern für ihren Mut und ihre Ausdauer und schloß: „Kameraden, dessen aber gedenken wir in dieser ernsten Stunde in erster Linie, der uns hinausgesandt zur Ehre der deutschen Fahne und des deutschen Namens, dem wir den Eid der Treue bis zum letzten Blutstropfen halten werden — Seine Majestät der Kaiser, er lebe hoch und hoch und hoch!“ und stürmischer, begeisterter ist wohl kaum zuvor ein Kaiserhoch erklungen als jenes der treuen Bemannung des „Iltis“.

Trotz seiner heftig schmerzenden Wunden wollte der Kapitän persönlich dem Admiral Bericht erstatten und ließ sich von vier Matrosen in eine Dampfpinasse heben, aber der Geschwaderchef Bendemann kam dem Tapferen bereits entgegen und dankte den Männern vom „Iltis“ für ihre Tapferkeit und ihr kühnes Aushalten in bangen, gefahrvollen Stunden. Nach den Schiffen des Geschwaders aber ließ er den Spruch signalisieren:

„‚Iltis‘ nachzueifern sei unser Stolz,
Ihm gleich zu werden unser Ziel!“

Mit der nahenden Flut konnte der „Iltis“ über die Barre hinweg und fuhr langsam um die deutschen Kriegsschiffe herum. Das war ein brausendes, freudiges Jubeln hin- und herüber, welches auch von den Besatzungen der übrigen Schiffe aufgenommen ward, die den mutigen deutschen Kameraden ihre Dankbarkeit und Achtung ausdrücken wollten.

Zur Ehre der Gefallenen senkten sich auf allen Schiffen die Flaggen auf Halbmast. Der „Iltis“, mit dem Musikkorps der „Hertha“ an Bord, dampfte weiter in die offene See hinaus. Dort bettete man, nach einer tiefbewegenden Predigt des Geschwader-Pfarrers, die Gefallenen in ihr kühles

Grab, während die Kapelle einen Trauermarsch anstimmte, und die Salven über die Fluten hallten.

Ernst und feierlich erklang das Pfingstlied, das vor zwei Wochen noch jene gesungen, die nun im fernen Meere die letzte Ruhe gefunden hatten, und Allen ward die tiefe Bedeutung der Verse kund:

„O welch' ein großer Tag erschien,
Als man die Flammen sah erglüh'n
Hell über jedem Haupte!
Im Sturmwind thatest du dich kund,
Dein Zeugnis heiligte den Bund,
Der Schar, die freudig glaubte!"

Viele der Sänger waren demutsvoll in die Knie gesunken, so Manches Stimme brach ab, so Mancher barg schluchzend den Kopf in die Hände, Thränen funkelten in den Augen Aller, und glühend versank der Sonnenball im chinesischen Meer, das deutschen Helden zur Grabstätte geworden, und die letzten glänzenden Strahlen vergoldeten mit einem funkelnden Kranze die Kriegsflaggen an den Masten des weißleuchtenden, stolz seine Kampfspuren tragenden „Iltis!" — —



Sechster Abschnitt.

Feldzugsleben. — In Feindesland.

„Tschin-Tschin, Herr Heberle!"

Der Angeredete, der mit einem englischen Lotsen sprach, neben welchem zitternd und zagend ein bezopfter Schiffer in seiner blauen Kleidung stand, drehte sich auf die chinesischen Begrüßungsworte hin erstaunt um und sah verwundert einem strammen, feldmäßig bewaffneten und bepackten, die weiße Tropenuniform tragenden deutschen Unteroffizier in das sonn- und pulververbrannte Gesicht. Dann aber rief er, ihn erkennend, erfreut aus: „Grüß Gott, Herr Vogelsang, welch' innige Freude, Sie heil und gesund zu sehen," und er schüttelte jenem mit warmem Druck die Hand. „Verzeihen Sie wenige Minuten," fügte er hinzu, „ich habe mit unserem Lotsen nur noch eine kurze geschäftliche Besprechung, dann stehe ich ganz zu Ihrer Verfügung!"

Fritz, der an Land gesandt war, um sich Kapitän zur See Pohl, der das deutsche Landungskorps kommandierte, welches mit verbündeten Truppen die Taku-Forts gestürmt hatte, zur Verfügung zu stellen, ließ unterdessen die Blicke umherschweifen über die Verwüstungen, welche allenthalben zu erblicken waren. Sämtliche Fenster waren zersprungen, die Wände der Häuser wiesen mannigfache Kugelspuren auf, am meisten beschädigt waren die Dächer, durch die viele Granaten gegangen waren, Sprengstücke der Geschosse lagen überall umher.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" Mit diesen Worten trat Herr Heberle zu Fritz.

„O, es hätte schlimmer sein können," erwiderte jener; „wenn wir hier hineingepfeffert hätten, dann würde es anders aussehen."

„Das will ich meinen," bestätigte der Schweizer, „hören Sie, lieber

Freund," und er reichte Fritz beide Hände hin, „nie bin ich stolzer gewesen, als in dieser Nacht, daß mein Volk und das Ihre dieselbe Sprache sprechen und auch sonst so vieles gemeinsam haben! Nicht in Worte kann ich meine Bewunderung fassen über den deutschen Heldenmut, den ich in den jüngstvergangenen gefahrvollen Stunden kennen gelernt. Auf dem Lande wie auf dem Wasser hat er sich in seinem vollen Ruhme gezeigt. Kommen Sie, nehmen Sie eine kleine Erquickung bei mir ein, die Baseler Leckerle sind noch unversehrt und einige Flaschen Rotwein gleichfalls."

„Vielen Dank, Herr Heberle, aber meine Zeit ist gemessen. Ich habe mich auf dem Südfort zu melden, und will sogleich dorthin."

„Ist's Ihnen recht, begleite ich Sie," sagte Herr Heberle, „mit unserem Dienst geht's jetzt etwas kunterbunt zu, und der Lotse ist abgefertigt, so habe ich ein Stündchen Zeit; da kann ich Ihnen gleich von meinen Abenteuern erzählen und von den Thaten Ihrer Leute. Also gestern Abend wurde uns mitgeteilt, daß den Chinesen ein Ultimatum gestellt sei und daß wir Schutz finden könnten an Bord des amerikanischen Kanonenbootes „Monocacy". Aber nur die paar Frauen und Kinder wurden dorthin gebracht, wir Männer beschlossen, hier auszuharren, denn die Meinungen waren geteilt, ob es überhaupt Ernst werden würde, und wir wollten den Chinesen, die nur darauf warteten, unsere Wohnstätten nicht zum Plündern überlassen. Im Hotel hatten wir uns versammelt, unserer zehn an der Zahl, jeder natürlich bewaffnet, und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Um Mitternacht wollte dieser und jener schon seine Lagerstätte aufsuchen, wurde aber von uns zurückgehalten, und kurz vor ein Uhr, bum, bum, da ging es los. Wir traten an die Fenster und zum Teil vor die Thür, ungeachtet der Gefahr, denn das Schauspiel riß 'uns völlig hin. Wie feurige Schlangen sausten die Granaten durch die Nacht und deutlich war ihr zischendes Pfeifen zu vernehmen, überall blitzte und sprühte es gleich einem ungeheuren Sternschnuppenfall, von den Kanonenbooten lösten sich grüne Feuerstrahlen — ich hörte später, daß es Melinitgranaten gewesen — los und nach kurzer Pause flammte es von den wohlgezielten Treffern rot in den Forts auf, das Knattern der Maschinengeschütze vermischte sich mit dem dumpfen Krachen der explodierenden Granaten.

„Mit zwei Engländern bestieg ich das Dach des Hotels, so leidenschaftlich erregt waren wir und so groß unsere Spannung, wie dieser

Geschützkampf enden würde. Von oben erkannten wir beim fahlen Scheine der Dämmerung genau die Lage der Kanonenboote und wie sich Schuß auf Schuß von ihren Geschützen loslöste. Unwillkürlich brachen wir in stürmischen Jubel aus, als der „Iltis" keck stromab dampfte und ein vernichtendes Feuer auf das Nordwestfort eröffnete, daneben aber auch krampfte sich das Herz zusammen vor Sorge, daß das kühne Schiff bei dem furchtbaren Feuer zusammengeschossen werden würde.

„Bedenklich nah gingen nun die Granaten des „Iltis" über unsere Köpfe weg. Im Begriff, wieder herabzusteigen, sah ich, wie von Land aus Truppen gegen das Nordwestfort vorgingen. Da wollte ich dabei sein, und meine beiden englischen Freunde schlossen sich mir an. Wir also hinunter und flüchtigen Fußes hinaus zur Stadt. Die Truppen — ich erkannte neben den deutschen in ihren weißen Uniformen noch österreichische, englische, japanische und russische — lagen gedeckt in Gräben und hinter dem erhöhten Straßendamme. Als ich letzteren erreichte, zitterte die Erde unter einer ungeheuren Explosion, vom Fluß drang stürmisches Hurrarufen der Schiffsbesatzungen herüber. Da, die Sonne war gerad' aufgegangen, gab Kapitän Pohl, der die gesamten Truppen befehligte, das Zeichen zum Angriff, mit geschwungenem Säbel seinen Leuten voranstürmend. Mit schallendem Hurra folgten sie. Jetzt erst bemerkten die Chinesen diese Angreifer, die mit Shrapnels und Gewehrfeuer überschüttet wurden, die aber mit begeistertem Kampfeifer vordrangen und, voran Ihr deutscher Kapitän, sich den Eingang in das Fort erzwangen, auf dessen Wällen alsbald die deutsche Fahne flatterte, noch während es die Chinesen in regelloser Flucht verließen. Aber Ruhe war für Ihre Mannschaften noch nicht gekommen, sie setzten mit der kleinen österreichischen Abteilung auf bereitgehaltenen Booten über den Pei-ho und erstürmten unter starkem Feuer das Nordfort. Heute früh besetzten sie das Südfort dort am Meer, und da werden Sie Ihre Landsleute finden."

Während dieser Erzählung hatte man die außerhalb der Stadt liegende Ebene erreicht, die zahllose Spuren des heftigen Geschützkampfes aufwies: überall lagen Teile von Sprenggeschossen umher und hatten Granaten trichterförmige Löcher in den Boden gewühlt. Je mehr man sich den Forts näherte, desto zahlreicher wurden die Erinnerungen an den nächtlichen Kampf, die Wälle der Befestigungen waren halb abgetragen durch die Geschosse der Kanonenboote, die Geschütze waren teilweise zerstört, andere von den Wällen

herabgestürzt, Waffen der modernsten und der altertümlichsten Art sah man allenthalben, die braungebrannten Teile der Sprenggeschosse waren so massig verstreut, daß sie das Gehen erschwerten, und in einem wirren Haufen lagen die getöteten Chinesen übereinander, sie sollten noch am selben Tage verbrannt werden.

Im Südfort, von dessen Wällen die deutschen und österreichischen Fahnen herabgrüßten, fand Fritz seitens seiner Kameraden von der Marine, welche in Stärke von 170 Mann das von den Schiffen „Hansa", „Hertha" und „Gefion" entsandte deutsche Landungskorps gebildet, die freudigste Aufnahme. Nachdem er sich gemeldet, ging es an ein lebhaftes Berichten der Erlebnisse, Fritz mußte von der furchtbaren Feuertaufe des „Iltis" erzählen, die Matrosen schilderten den Sturm auf die Forts, dabei hörte Fritz, daß ein Matrose von der „Hansa" drei Treffer erhalten: zuerst wurde ihm der Daumen von der rechten Hand glatt abgeschossen, worauf der Verwundete sich sein Taschentuch um den blutenden Fingerstumpf wand und weiterkämpfte, ein zweiter Streifschuß traf seine linke Backe, aber er schoß ununterbrochen, und erst als ein dritter Schuß seine rechte Gesichtsseite aufriß, ließ er sich verbinden, um dann schnell wieder seinen Kameraden nachzustürmen.

Mit wärmstem Lob wurde des tapferen Verhaltens der kleinen, nur zwanzig Mann zählenden und von dem Linienschiffs-Fähnrich Stenner befehligten österreichischen Abteilung, die in treuer Kameradschaft Schulter an Schulter mit den deutschen Waffenbrüdern gefochten, gedacht. Als die Österreicher in das Norwestfort gedrungen waren, bemerkte der Fähnrich Stenner, daß eine Schnellladekanone des Südforts dem „Iltis" scharf zusetzte, flugs rief er einige seiner Kanoniere und ein paar deutsche Artillerie-Matrosen heran, bemannte das nächste Geschütz, richtete es selbst gegen die gefahrbringende Kanone des Südforts und gab, nachdem er die Mannschaft fortbeordert, weil das Geschütz ihm nicht mehr vertrauenerweckend schien, persönlich den Schuß ab, der den Munitionskasten des feindlichen Geschützes traf und es zur Explosion brachte, wodurch das Feuer beendet ward.

Aus allem ersah Fritz, daß, wie die Bemannung des „Iltis", auch diese deutschen und österreichischen Matrosen zu Lande Bewundernswertes geleistet hatten. Um ein Uhr nachts waren sie alarmiert worden, hatten von drei Uhr morgens bis drei Uhr mittags gekämpft und in der Gefechtsstellung

nur ein Stück Brot genossen, und nach all' diesen Anstrengungen waren sie guten Mutes und setzten jetzt am Tage nach dem Kampfe beim Gesang heimatlicher Lieder das Südfort in Verteidigungszustand, da man den Angriff größerer chinesischer Truppenkörper erwartete.

Im Laufe des Nachmittags unternahm Fritz in Begleitung von zehn Matrosen einen Streifzug, um zu erforschen, ob feindliche Truppenmassen in der Nähe wären; man folgte zunächst dem Wege, den die fliehenden Besatzungen der Forts eingeschlagen, und traf auf vielerlei Spuren der wilden Flucht, gelegentlich auch auf einige tote Chinesen, da die Soldaten ihre Verwundeten mitgeschleppt, von welch' letzteren mehrere ihren Verletzungen unterwegs erlegen waren. Die paar Ortschaften, die man berührte, waren fast gänzlich verlassen, in den Häusern versteckt fand man nur einige betagte Männer und Frauen, die vor Furcht kaum sprechen konnten, als Fritz bei ihnen Erkundigungen einzog, und die auch nichts auszusagen wußten. Nur soviel erfuhr man von ihnen, daß während der letzten Tage mannigfache Truppenzüge nach den Forts marschiert wären, daß die Soldaten hierbei ihre eigenen Landsleute gebrandschatzt und sich gerühmt hätten, die Europäer bis zum letzten Mann zu töten oder ins Meer zu treiben. Boxer, so erkundete Fritz, hätten nicht zu den Truppen gehört, sondern wären schon vor einiger Zeit nach Tientsin gezogen, alles deutete darauf hin, daß auch die kaiserlichen Truppen dieselbe Richtung eingeschlagen hätten.

Am Abend kehrte Fritz in das Südfort zurück, in welches zur Verstärkung 150 Russen eingerückt waren, kräftige, wetterfeste Gestalten, die sich sogleich auf das beste mit ihren deutschen und österreichischen Kameraden stellten. Die Verständigung war ja etwas schwierig, oft mußte die Zeichensprache aushelfen, aber man lachte fröhlich und teilte mit einander die geringen Vorräte.

Die deutschen Matrosen waren größtenteils in den Kasematten untergebracht, mit Kreide-Inschriften hatten sie die Eingänge verziert und mit allerhand Versen, ernster wie humorvoller Stimmung entsprungen, die Wände bedeckt.

„Für deutsche Ehr',
In deutscher Wehr,
Da steh'n wir immer unsern Mann
Und kämpfen fröhlich stets voran!"

konnte man an einer Stelle lesen, und an einer anderen:

„Nach Peking geht's nun heiter,
Gott hilft den Deutschen weiter!"

Auch des chinesischen Kaisers und seines üblen Ratgebers war gedacht:

„Kwang-Sü, Kwang-Sü,
Wenn wir Di kriegen, hängen wir Di,
Auch Tuan fassen wir fest am Schopf
Und knüpfen ihn auf an seinem Zopf."

Ein Hungriger hatte seinen Gefühlen Ausdruck gegeben:

„Schön ist's in dem China-Land,
Schön ist's an dem fernen Strand,
Jedoch noch schöner wär das Leben,
Würd's Knödel hier und Bratwurst geben!"

worunter ein Anderer geschrieben:

„Hunger und Durst muß man gern ertragen,
Es kämpft sich nicht gut mit vollem Magen."

Alle Gespräche drehten sich natürlich um die nächsten Ereignisse und welche Aufgaben sie den deutschen Streitkräften stellen würden. Schlimme Gerüchte waren aus Tientsin hergedrungen, ihnen zufolge sollte die Stadt von hunderttausenden von Boxern und kaiserlichen Soldaten umzingelt sein, welche die europäische Ansiedlung und die zum Schutz derselben entsandten Truppen auf das äußerste bedrohten, ferner erzählte man sich, daß eine größere Abteilung europäischer Soldaten, die der englische Admiral Lord Seymour befehligte und zu welcher auch ein Teil des deutschen Landungscorps gehörte, zwischen Tientsin und Peking von einer gewaltigen Übermacht eingeschlossen sei und nicht vor- noch rückwärts könne.

„Na, Kinnings," rief ein Matrose, „da müssen wir hin, wir haben ja hier gezeigt, wie wir mit den Zopfträgern sprechen können — müssen uns da weiter oben nochmals mit ihnen unterhalten, und das nicht zu knapp! Die müssen für immer vor uns Blaujacken Dampf kriegen. Und unser Kaiser in Berlin, der wird sagen: ‚wo meine blauen Jungens sind, da wächst kein Zopf mehr!' Und wie wird sich Prinz Heinrich über uns freuen, Kinnings, ich könnte Rad schlagen, daß ich so was miterlebt habe!"

Und dann begann Einer und Alle stimmten ein und auch die Österreicher sangen mit, daß machtvoll die Klänge des herrlichen deutschen Liedes dahinbrausten:

„Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt,
Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt!"

Und die Wellen des Gelben Meeres rauschten ihre Melodie dazu und klar und feierlich strahlten die Sterne hernieder; tief bewegt waren Alle, als der Sang geendet, über tausende von Meilen hinweg übte das ferne, teure Vaterland seinen geheimnisvollen Zauber aus und verstrickte die Seelen der Krieger in seinen hehren Bann, daß sich Jeder von neuem still gelobte, dem deutschen Namen, den deutschen Waffen Ehre zu machen!

Still war's im Fort, nur der Ruf der Schildwachen tönte durch die Nacht und das Branden der Wellen, die an den nahen Strand schlugen.

— —

Auch am nächsten Morgen durchstreifte Fritz mit einigen Mann die weitere Umgegend des Forts, suchte ein paar kleine Ortschaften ab und fand in einem Hause einen verwundeten Soldaten, dem ein Shrapnell das rechte Bein durchbohrt hatte und der deshalb seinen fliehenden Kameraden nicht hatte folgen können. Man verband den Verletzten, der vor Furcht wie Espenlaub zitterte, da er glaubte, daß sein letztes Stündchen geschlagen hätte oder daß er zum mindesten, nach chinesischem Gebrauch, den schlimmsten Martern ausgesetzt würde, gab ihm Brot und Fleisch von dem mitgenommenen Proviant, was er mit Heißhunger verschlang, und brachte ihn, nachdem Fritz ihn über sein Schicksal beruhigt, auf einer von einem Bauern geschobenen Karre als Gefangenen mit zurück zum Fort. Dort unterzog ihn Fritz einem Verhör und erfuhr von ihm, da der Chinese durch die freundliche Behandlung Zutrauen zu dem blonden Deutschen gefaßt, daß etwa 1500 Mann chinesischer Infanterie mit vielen Geschützen in einem befestigten Lager bei Peitang, mehrere Kilometer nordwestlich vom Bahnhofe in Tongku entfernt, lägen und daß die Kommandanten der Taku-Forts aus derselben Richtung ein starkes Hilfscorps unter dem Befehl des Generals Ma erwartet hätten, welches aber nicht rechtzeitig eingetroffen wäre.

Diese Nachricht erschien dem deutschen Kommandanten so wichtig, daß er sie sofort dem russischen General Stöffel, der die bei Tongku lagernden internationalen Truppen befehligte, mitzuteilen beschloß und Fritz dazu abordeute, der mit einer Abteilung deutscher und österreichischer Matrosen den Marsch nach Tongku antrat. Hier, längs des Ufers des Pei-ho, sah man die furchtbaren Folgen des Krieges; in Flammen waren die kleinen Ortschaften aufgegangen, schwälender Rauch stieg noch aus den in Trümmern liegenden Lehmhütten empor, Leichen lagen überall umher, denn vom Ufer

aus war vielfach auf die die Maschinengewehre des „Iltis" bedienenden Matrosen geschossen worden und diese hatten treffsicher das Feuer erwidert, dumpf und drückend war die Luft.

Auch Tongku sah schwer mitgenommen aus; das Dorf war zum größten Teil zerstört, Tote lagen auf Weg und Steg, zahlreiche Spuren der Granaten und Sprengteile der letzteren waren bemerkbar, denn die Chinesen hatten den Bahnhof gehörig bombardiert.



Japanisches Militär.

Hier in Tongku traf man auf ein kriegsmäßiges Gewimmel der verschiedensten Truppenteile, deren Uniformen und Gewirr einen malerischen Anblick gewährten. Russische Infanterie in weißen Uniformen mit breiten Mützen wurde gerade gelandet, Kosaken hatten Vorposten bezogen, eine englische Compagnie kochte auf offenem Felde ab, nahe dem Bahnhofe lagerten in Zelten kleine japanische Seesoldaten, und weil man an dieser Seite zuerst einen Angriff befürchtete, hatte man aus Kisten und Kasten eines japanischen Transportes vom roten Kreuze eine Barrikade errichtet, vor welcher eingeschüchtert zwei zierliche japanische Samariterinnen in blendend weißen Ge-

wändern hin- und hertrippelten, in schnell aufgeschlagenen Bretterbuden waren amerikanische Freiwillige untergebracht. Plötzlich hörte sich Fritz deutsch angerufen: in einem Maschinenschuppen lag ein Teil der wackeren Kämpfer vom „Iltis" in brüderlicher Gemeinschaft mit Matrosen von der österreichischen Fregatte „Zenta", und herzlich war das Wiedersehen.

In dem nur wenige Minuten vom Bahnhofe entfernten Dorftempel, der mit einer Backsteinmauer umgeben war, hatte der russische General Stössel sein Quartier genommen. Kosaken in dunkelgrünen Uniformen, den Säbel an dem über die Schulter hängenden Ledergürtel befestigt, im



Amerikanische Soldaten bei Tongku.

breiten Gürtel Dolch und Patronen, das Berdan-Gewehr im Arm, hielten strenge Wacht. Fritz wurde sogleich zum General geführt, welcher gleichfalls die Kosaken-Uniform trug und der gerade, die Karte in der Hand, einem seiner Offiziere Befehle erteilte, die jener in sein Notizbuch schrieb; der General, von schmächtiger Figur, mit dunkelblondem Spitzbart, von schlichtem, ansprechendem Wesen, musterte kurz den stramm vor ihm stehenden Fritz und fragte ihn in gebrochenem, aber gut verständlichem Deutsch nach seinem Begehr.

Fritz erstattete seine Meldung. Der General wechselte einige russische Worte mit dem Offizier, beide beugten sich über die Karte, dann bemerkte

General Stößel: „Ihre Mitteilung ist mir von hohem Wert. Es ist bloß die Frage, ob der Verwundete richtig ausgesagt. Können Sie mir Gewißheit verschaffen?"

Fritz äußerte die Hoffnung, daß ihm dies möglich sei.

„Es ist ein gefährlicher Auftrag," meinte der General, „aber wie ich die bewundernswerte Tapferkeit der deutschen Truppen in diesen Tagen kennen gelernt, wird dies Sie besonders reizen. Nehmen Sie ganz nach Ihrer Wahl einige Kameraden mit, das Nötigste über den Weg erfahren Sie wohl von Dorfbewohnern, hier steht Ihnen auch eine Karte zur Verfügung, natürlich eine deutsche, von der wir eine Anzahl besitzen. Soll ich Ihnen meinen Dolmetscher mitgeben, damit er für Sie die Chinesen ausfragt? Er spricht gut deutsch."

Bescheiden bemerkte Fritz, daß er des Chinesischen kundig sei.

Der General heftete wohlwollend seine klaren Augen auf ihn: „O, diese Deutschen," bemerkte er, „sie sind doch überall zu Hause!" Und in dienstlichem Ton setzte er hinzu: „Wann wollen Sie aufbrechen?"

„Mit Einbruch der Dunkelheit, Excellenz."

„Gut, und Gott geleite Sie!" —

Fritz kehrte zum Maschinenschuppen zurück, teilte seinen Gefährten vom „Iltis" sein Vorhaben mit, Alle wollten ihn begleiten, aber nur fünf wählte er aus, dann, nach einer Stärkung mit Speise und Trank, legte er sich auf dem harten Boden nieder, eine Pferdedecke diente als Kopfkissen, und inmitten des wirrenden Tumultes schlief er alsbald fest und friedlich ein, erst erwachend, als die Dämmerung hereingebrochen war.

Mit seinen fünf Kameraden verließ er alsbald Tongku, nachdem er nochmals genau die Karte studiert und mit seinen Gefährten eingehende Verhaltungsmaßregeln im Falle eines Angriffes oder einer Überrumpelung erörtert hatte. Über den Pei-ho in einer Schaluppe setzend, marschierten sie in nördlicher Richtung los, sich seitlich der Landstraße haltend und die wenigen kleinen Ortschaften meidend, die längs derselben lagen. Vom Kriege war hier nichts zu merken, die Felder waren meist mit Mais bepflanzt, der hoch und dicht stand und eine gute Deckung gewährte, ebenso wie der etwas höher liegende Straßendamm, hinter welchem allerdings auch die Feinde ein sicheres Versteck finden konnten.

Behutsam, jegliches Geräusch vermeidend und, wenn dies überhaupt

nötig, die Bemerkungen im Flüsterton austauschend, drang man vorwärts, stieß aber schon nach einer halben Stunde auf einen tiefen Graben, den man, da nirgends ein Steg zu entdecken war, durchschwimmen mußte. Nach dem drückend heißen Tage und dem reichlichen Einschlucken von Staub war das Bad nicht unangenehm, die Nacht war zudem warm und die Feldflaschen voll — „da können wir noch öfter solch' Bad nehmen," meinte einer der Matrosen, und sein Wunsch wurde erfüllt, denn noch zwei ähnliche tiefe und zwölf bis fünfzehn Meter breite Wasserläufe mußten überwunden werden. Fritz bemerkte, daß die Brücken entfernt waren, daß man von feindlicher Seite sich also schon vertraut gemacht hatte mit einem Vorstoße der fremden Truppen, und mit verdoppelter Vorsicht setzte man den Marsch fort.

Einer seltsamen Stimmung konnten sich doch nicht die sechs Deutschen erwehren, so allein beim Sterngefunkel durch das chinesische Land zu ziehen. Die wuchtigen Ereignisse der letzten Tage hatten sich derart überstürzt, daß man noch garnicht recht zur Besinnung gekommen war; jetzt erst fühlte jeder, daß man sich mitten im Kriege befand, und fester umschloß die Hand das Gewehr, das schußbereit im Arm lag, während der Revolver zwischen den Patronentaschen befestigt war.

Auf einem mit Bambusgebüsch bewachsenen Hügel erhob sich gespenstisch eine Pagode, deren oberer Teil schon zerfallen war, Sträucher und Schlinggewächse sproßten zwischen den Steinen hervor. „Dann liegt auch eine größere Ortschaft in der Nähe," meinte Fritz, „zudem können wir nicht mehr weit von unserem Ziel entfernt sein, wir sind schon nahe drei Stunden unterwegs, und mir ist auch, als ob ich das Rauschen des Meeres vernähme."

Man erstieg den Hügel, und nur schwer konnten die Deutschen einen Ausruf der Freude unterdrücken: weithin schimmerte rechts das Meer, an einer nahen Einbuchtung desselben lagen zwei größere Forts, deren elektrische Scheinwerfer den Meeresspiegel beleuchteten, wie flüssiges Silber erschienen die Wellen, die nur leise von dem Nachtwinde gekräuselt waren. Fritz zog sein Glas hervor und richtete es auf die Befestigungen, deutlich erkannte er die Schildwachen und eine Anzahl schwerer Geschütze, die Benutzung der Scheinwerfer ließ darauf schließen, daß vielleicht ein Angriff seitens der feindlichen Kriegsschiffe erwartet wurde.

Einer der Matrosen zupfte Fritz leise am Arm: „Sehen Sie, Herr

Unteroffizier, dort unten kommen zwei chinesische Soldaten, sie scheinen die Richtung auf uns zu zu nehmen, die Kerle haben sogar Lampions." —

Fritz spähte aufmerksam hin, es verhielt sich, wie der Matrose bemerkt; eine chinesische Patrouille näherte sich, jeder der beiden Soldaten trug an einem leichten Bambusstabe einen ölgetränkten Papierballon, in welchem ein Licht flackerte, die Gewehre hatten sie sorglos über die Schulter gehängt, sie summten ein Lied vor sich hin, um sich selbst Mut zu machen und die nach ihrer Meinung in der Dunkelheit umherhuschenden bösen Unholde — die Seelen Ermordeter oder Verunglückter, welche keine Ruhe finden können — zu vertreiben.

Die Deutschen hatten sich hinter der Pagode verborgen, man hörte, wie raschelnd die Soldaten den Hügel heraufkamen, einer der Matrosen sagte mit leisem Lachen: „Was kraucht denn da im Busch herum?" Fritz hatte den Befehl ausgegeben, erst auf sein Zeichen hervorzuspringen.

Die beiden Chinesen hatten jetzt die Spitze des Hügels erreicht, der eine von ihnen gähnte laut, der andere stimmte alsbald ein, beide hatten, nur wenige Schritte von den Deutschen entfernt, der Pagode den Rücken gekehrt und blickten auf die Befestigungen hernieder, wo sich ihre Kameraden einem süßen Schlummer hingaben.

Fritz machte seinen Nachbarn ein Zeichen und deutete auf den linken Chinesen, er hieb plötzlich dem rechts stehenden kräftig mit der Hand auf die Schulter, daß dieser sofort vor entsetzlicher Furcht zusammenknickte, während der Matrose dem andern Soldaten nur einen wohlgezielten Tritt versetzte, worauf der tapfere Krieger sofort mit dem Gesicht auf den Boden stürzte, die Lampions aber kullerten den Berg hinunter. Im selben Augenblick waren die Chinesen von kräftigen Händen gepackt, und, um sie am Schreien zu verhindern, legte sich auf jedes Mund eine breite Hand, einige Revolver richteten sich auf die Gefangenen, die vor Furcht — denn sie hatten zunächst geglaubt, daß sie das Opfer von Gespenstern geworden — wie leblos dalagen.

„Keinen Laut," sagte Fritz zu ihnen mit verhaltener Stimme, „oder Ihr werdet ins Reich der Geisterwelt gesandt, niemals werden Eure Nachkommen Euch Opfer bringen, ruhelos werden Eure Seelen umherfliegen!" Fritz wußte, daß dies das schlimmste ist, was man einem Chinesen drohen kann.

„Wir wollen die Kerle binden," sagte er zu seinen Gefährten, „und ich werde sie mir einzeln vornehmen, um von ihnen dies und jenes zu erfahren." Da man nichts zu fesseln bei sich hatte, schnitt man einfach von den Uniformröcken der Chinesen einige Streifen ab und band ihnen die Hände auf den Rücken, ihre Gewehre hatte man beiseite gelegt.

„So," meinte Fritz, „nun nehmt hier mal diesen Kerl und bringt ihn hinter die Pagode, haltet ihm nur den Revolver unter die Nase, das ist das beste Schweigemittel."

„Auf, auf, Freundchen," und ein Matrose nahm den Chinesen beim Zopf.

Der Gefangene zitterte entsetzlich, er vermutete, daß sein letztes Stündchen gekommen, aber Fritz beruhigte ihn, daß ihm nichts geschehen würde, wenn er sich lautlos verhielte.

„Nun zu Dir, mein Bürschchen," sagte Fritz zu dem Daliegenden, „und noch einmal: wenn Du muckst, ist es mit Dir vorbei, ebenso, wenn Du mich belügst, denn ich frage nachher Deinen Kameraden nach denselben Dingen, und wehe, wenn Eure Aussagen auseinander gehen. Also jetzt antworte, und bedenke bei jedem Wort, daß Dein Leben davon abhängt. Wie heißen die Forts da unten?"

Nur mühsam, kaum daß man sie verstehen konnte, kamen die Antworten hervor: „Die Peitang-Befestigungen."

„Wieviele Soldaten liegen da?"

„Ich weiß es nicht genau, großer Herr, ich vermute, in jedem Fort an achthundert."

„Und wieviele Kanonen?"

„Ich habe sie nicht gezählt, o Schützer meines Lebens, doch an die zwanzig mögen in jedem der Lager sein."

„Sind es neue Geschütze?"

„Ja, ich glaube es."

„Und habt Ihr viel Munition?"

„O, sehr viel."

„Gut, das wäre die erste Sache. Nun zur zweiten. Wo ist jetzt General Ma?"

Fritz entging nicht der erstaunte Ausdruck im Gesicht des Chinesen.

„Großer Mann, der Du alles schon weißt, er weilt nicht fern von den Forts," und der Gefesselte gab mit dem Kopf die Richtung an.

„Wieviele Truppen hat er?"

„Viele, viele, gewiß mehr denn ein Dutzend tausend Mann."

„Sie sind gut bewaffnet?"

„Ich vernahm es von unseren Offizieren."

„Hast Du sonst etwas von ihnen gehört, was Du mir sagen kannst?" und Fritz that so, als ob er sich seinen Revolver näher beguckte.

Der Chinese sann etwas nach. „General Ma," begann er, „wollte nach Taku, er sollte Geschütze von uns mitnehmen, es fehlten die Pferde, man sandte deshalb nach Tientsin, dadurch kam eine Verzögerung, und die Leute von den fremden Kriegsschiffen eroberten unterdessen die Forts."

„Hast Du erfahren, was jetzt General Ma beginnen will?"

„Nein, ich hörte nichts davon."

„Du kennst den Ort, wo General Ma liegt, und kannst uns dorthin führen?"

„O blonder Mann, es wäre Dein Tod!"

„Na, das laß uns're Sorge sein, mein Junge. Antworte: kennst Du den Weg und wie lang ist er?"

„Ja, ich kenne ihn, in einer Stunde ist man dort."

„Gut, Du wirst uns führen. Ich verspreche Dir, Dein Leben zu schonen. Aber bei Yam-lo-wong, dem Richter der Unterwelt, schwöre ich Dir, daß Du beim geringsten Laut oder wenn Du versuchen solltest, uns in eine Falle zu bringen, ein toter Mann bist. Denke daran und handle so!"

Zwei Matrosen blieben bei dem Chinesen, Fritz begab sich zu dem anderen, den er, nachdem er ihn in gleicher Weise wie seinen Gefährten verwarnt, fast mit denselben Worten verhörte und die nämliche Auskunft erhielt; die beiden Soldaten hatten also nicht gelogen. Fritz' Entschluß war gefaßt und er teilte ihn seinen Kameraden, von denen je einer die Gefangenen am Zopf gepackt hatte, mit: sie wollten bis zum Lager des Generals Ma vordringen, um die Stellung und die ungefähre Stärke der Truppen zu erkunden.

Nochmals wurden eindringliche Drohungen an die Chinesen gerichtet, und dann marschierte man los, Fritz an der Spitze, neben ihm der zuerst von ihm verhörte Chinese, dessen Zopf ein Matrose hielt, die übrigen folgten. Man ließ die Forts rechtsseitig liegen und schlug schmale Pfade ein, die zunächst durch unbebautes, sumpfiges Land führten, dann sich durch Gerste-

und Maisfelder wanden, daß man zwischen den Halmen fast verschwand. Die Gegend wurde allmählich hügelig, und der vorderste Chinese bedeutete Fritz leise, daß man sich dem Ziel nähere, und richtig, von einer Erhöhung sah man in etwa viertelstündiger Entfernung ein Dorf liegen, in dessen enger Nachbarschaft hunderte von Strohhütten errichtet waren, in denen die chinesischen Truppen lagerten. In weiterem Umkreise brannten Wachtfeuer, zum Teil schon im Verglimmen begriffen, in größeren Entfernungen standen oder vielmehr hockten Posten, da sie sich in der von den Chinesen so beliebten huckenden Stellung niedergelassen hatten, das Gewehr als Stütze mit beiden Händen umklammert haltend.

„Aufscheuchen möchte ich doch 'mal die Kerle, um zu sehen, ob auch noch welche im Dorfe stecken", meinte Fritz zu seinen Begleitern.

„Geben wir ein paar Schüsse ab," sagte einer der Matrosen.

„Na, das wär' schön," versetzte Fritz, „sie würden hier das Feuer sehen, und wir hätten die Meute auf dem Hals. Nein, Kinder, wir wollen doch noch mehr in China erleben, das müssen wir schon anders anfangen. Ich hab' auch schon so'n Plan, aber unsere weißen Uniformen leuchten zu sehr, als daß wir uns näher heranschleichen könnten."

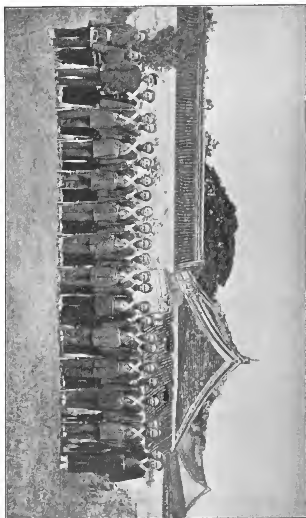
„Herr Unteroffizier," bemerkte einer der Matrosen, „wie wär's denn mit den Röcken von den Kerlen," und er wies auf die Gefangenen hin.

„Famos," lachte Fritz, „das ist eine brillante Idee. ‚Herunter mit Eurem Zeug'," befahl er den Chinesen, denen man die Hände aufgebunden hatte; mit Hilfe der Matrosen standen nach kaum einer Minute die Beiden, die von neuem vor Todesfurcht zu schlottern anfingen, fast entkleidet da.

„Wer will mich nun begleiten?" fragte Fritz. „Kinder, es kann um den Kragen gehen!"

Jeder bat auf das dringendste, Fritz wählte daher den Ältesten, und er sowohl wie jener hatten sich im Umsehen als chinesische Soldaten verkleidet, wenn die Uniformen auch sehr knapp saßen. Nur mit Mühe unterdrückten die Matrosen ihre Heiterkeit; Fritz hinterließ ihnen seine Anordnungen: genau aufzupassen, was sich bei einem Alarm im Lager und im Dorfe ereignen würde, auch ob die Chinesen zu den Waffen stürzten, kurz, wie vom soldatischen Standpunkte aus ihr Benehmen wäre. Dann sollte die Patrouille noch kurze Zeit warten und, ohne auf ihn und seinen Begleiter noch länger zu harren, den Rückweg antreten, um in Tongku die Meldungen zu erstatten.

Ein kurzes Lebewohl, und Fritz verschwand mit dem Matrosen im Dunkel der Nacht.



Chinesische Infanterie.

Behutsam, das Gewehr im Arm, schlichen sie sich in die Nähe des Dorfes, einem Bache folgend, der mit Bambusgebüsch eingesäumt war.

Etwa hundert Meter vor dem Dorfe, an der zu demselben führenden Straße, sahen sie einen Posten, der sich an einen Abhang gelehnt hatte und, das Gewehr neben sich, sanft schlummerte.

„Ich glaube, wir könnten den Kerl mit uns nehmen, ohne daß die Anderen etwas merkten", sagte Fritz leise zu seinem Begleiter, „wir werden mal die Schlafmütze aufwecken." Er nahm einen Erdkloß und warf ihn im hohen Bogen nach dem Posten, der erschrocken aufsprang und nach seinem Gewehr griff, ängstlich den Abhang hinaufblickend, da er annahm, daß von dort der Wurf gekommen. Dies benutzte Fritz, einen Feldstein in der gleichen Weise zu werfen, der unmittelbar am Kopf des Soldaten vorbeisauste; der Posten schoß sein Gewehr ab und rannte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, „Feinde! Feinde!" rufend, ins Dorf.

„Feinde! Feinde!" hörte man nun auch vom Lager her Stimmen erschallen, im Dorfe ward's lebendig, aus den Häusern stürzten Soldaten, ihre Gewehre schwingend, Dorfbewohner mischten sich dazwischen, Hunde schlugen an, Kinder schrieen, es war ein tolles Durcheinander, nirgends war etwas von Ordnung oder Befolgung von Vorschriften im Falle eines Angriffes zu merken.

„Eine nette Bande," lachte Fritz, „ein Bataillon von den Unsern, und wir hätten die ganze Sippschaft gefangen genommen. Dieser General Ma müßte Mä heißen und eine Hammelherde befehligen! — Nun zurück zu unseren Kameraden, wir haben unsern Zweck erreicht."

Oben, vom Hügel, sah noch Fritz, daß es in dem Lager wie in einem Ameisenhaufen wimmelte, auch die Dorfstraßen waren mit Truppen gefüllt, aus einem hinter dem Orte liegenden Felde kamen gleichfalls dichte Scharen heran; es mochten hier mehr als zehntausend Mann versammelt sein.

„So, Jungens," sagte Fritz zu den Matrosen, während er seine Uniform wieder anlegte, „unsere Aufgabe ist erfüllt, ich denke, der russische General kann mit uns zufrieden sein, und wir können beruhigt nach Tongku heimkehren. Ich glaube kaum, daß die Chinesen uns verfolgen, geschweige denn in dieser Nacht etwas unternehmen werden — die Angst sitzt ihnen in allen Knochen."

Um Mitternacht traf der kleine Trupp mit den Gefangenen in Tongku ein, freudig begrüßt von den Deutschen und Österreichern.

Fritz begab sich sofort zum General nach dem Tempel. Einer der wache-

stehenden Kosaken führte ihn in den Hof, wo einige russische Offiziere, in ihre Mäntel eingehüllt, auf ausgebreiteten Strohbündeln schliefen; sie wachten beim Sporenklirren des Kosaken sofort auf, einer von ihnen erhob sich und führte Fritz unangemeldet zum General, der eine Tempel-Nebenhalle, in welcher früher jedenfalls die Priester gehaust, bewohnte. General Stöffel lag in Ermangelung eines Bettes auf einer mit einer Matratze bedeckten Krankenbahre, eine Pferdedecke über die Füße gebreitet, auf der Erde standen in zwei leeren Weinflaschen zwei Kerzen, die trübe brannten, Karten und Bücher waren daneben ausgebreitet, der Pallasch und zwei Mauserpistolen lagen neben dem Kopfende.

Beim Öffnen der Thür schlug der General sofort die Augen auf.

Der Offizier stand in strammer dienstlicher Haltung da.

„Was giebt's?“ fragte der General.

Mit einigen russischen Worten gab der Offizier die Antwort.

„Ah, der junge Deutsche,“ versetzte der General, sich aufrichtend.

„Unteroffizier Vogelfang vom III. deutschen Seebataillon zurück von der Patrouille nach Peifang und Umgegend,“ meldete Fritz.

„Gut, irgend etwas erfahren?“

„Zu Befehl, Excellenz,“ und Fritz erstattete in wenigen klaren Sätzen seinen Bericht.

Der General, auf seinem Lager sitzend, machte sich seine Notizen und nahm dann die Karte zur Hand, sie aufmerksam studierend.

„Sie glauben nicht, daß die Truppen die Nacht angreifen?“

„Nein, Excellenz.“

Der General wandte sich an den Offizier: „Zwei Sotnien Kosaken rücken sofort über den Fluß und beziehen Vorposten in nordöstlicher Richtung.“

Der Offizier grüßte und entfernte sich.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht,“ bemerkte der General zu Fritz, „ich danke Ihnen. Schreiben Sie hier Ihren Namen und Truppenteil in mein Notizbuch, so, auf diese Seite,“ und er deutete auf ein Blatt, auf welchem bereits in russischer Schrift mehrere Namen verzeichnet standen; „ich hoffe, Ihnen später eine Freude bereiten zu können. Gute Nacht. Doch halt,“ setzte er hinzu, „ich will Ihnen noch Gutes mitteilen: wie mir Ihr Geschwaderchef depeschierte, treffen morgen zwei Compagnien Ihres Seebataillons ein, wir bleiben in Kameradschaft. Nochmals gute Nacht!“

Fritz entfernte sich und kehrte in den Schuppen zurück, wo die Matrosen lagerten; froh bewegt war er über die Kunde des Generals, denn so wichtig auch die letzte Zeit für ihn gewesen, er hatte doch häufig die Zusammengehörigkeit mit seinem Truppenteil vermißt, zu dem er sich hingezogen fühlte wie zu seiner Familie. —

Regsames Leben herrschte am folgenden Morgen in Tongku, da ein Angriff der Truppen des Generals Ma erwartet wurde; die Kosaken-Vorposten wurden abgelöst und ihr Entsatz noch weiter vorgeschickt, japanische Pioniere warfen um den Bahnhof herum Schanzgräben auf, und Maximgeschütze wurden in gedeckte Stellungen geschoben, um mit ihrer knarrenden Sprache gebührend den Feind zu empfangen; eine russische Batterie, die in aller Frühe über den Pei-ho gebracht worden war, beschoß ein etwas landeinwärts liegendes Fort, das dann von einem deutschen Landungscorps unter Führung von Kapitän zur See Pohl gestürmt werden sollte, jedoch erfuhr Fritz später, daß die wenigen Chinesen, die noch im Fort gewesen, bei den ersten Schüssen geflohen wären, daß man aber eine Anzahl schwerer Geschütze und eine ungeheure Menge Munition gefunden. Auch der „Iltis" war wieder stroman gekommen und ankerte nahe dem Bahnhofe, er wollte sich, wenn nötig, an der Beschießung des Forts beteiligen. Von den Mannschaften vernahm Fritz zu seiner Freude, daß Kapitän Lans und die übrigen Schwerverletzten sämtlich geheilt werden würden, sie waren an Bord der „Kaiserin Augusta" gebracht worden, die sie nach Yokohama in das deutsche Marine-Lazarett überführen sollte.

General Stössel war überall zu sehen, er kümmerte sich um die unbedeutendsten Vorbereitungen; bald durch freundliche, bald durch energische Worte feuerte er die Truppen an, die Verteidigungsarbeiten zu beschleunigen, dann ließ er sich über den Fluß setzen und ritt, von seinem Adjutanten begleitet, zu den Kosaken-Vorposten, nach einer halben Stunde wieder zurückkehrend und die japanischen Schwestern vom Roten Kreuz um ein Frühstück bittend, was ihm in Gestalt dampfenden Thees und einiger Biskuits schnell dargeboten ward. Der General hatte seinen Platz auf einer Kiste genommen, die mit Verbandzeug gefüllt war, sein Bursche hielt das Pferd; Fritz in der Nähe bemerkend, winkte er ihn heran, und ließ ihm Thee und Zwieback reichen.

„Der General Ma läßt sich Zeit," sagte er lachend, „aber wenn der

Berg nicht zu Mohammed kommt, kommt Mohammed zum Berge, und ich denke, wir werden Mohammed spielen. Halten Sie sich bereit für diesen Abend, Sie sollen uns den Weg zu den Herren Chinesen weisen."

Plötzlich ließ sich auf der längs des Bahndammes führenden Straße hastiges Pferdegetrappel vernehmen, vier Reiter sprengten heran, voran ein Civilist, ein junger, kaum fünfundzwanzigjähriger, sehniger Mann, dessen Haare, durch keinen Hut bedeckt, wirr in die Stirn hingen, drei Kosaken, die Lanzen im Sattelschaft steckend und die Karabiner am Sattelknopf befestigt, folgten, Reiter wie Pferde waren über und über mit Schmutz und den Schaumflocken der Rosse bedeckt, deren Weichen gingen, als ob die Tiere in der nächsten Sekunde zusammenbrechen müßten.

„Wo ist der Kommandant?" rief der Civilist die nächststehenden japanischen Soldaten an.

Die verstanden ihn nicht und schüttelten den Kopf.

„Hierher!" rief Fritz. „General Stößel ist hier."

Der Civilist sprang vom Pferd, das einer der Kosaken, die seinem Beispiele gefolgt waren und grüßend vor ihrem General standen, am Zügel genommen.

„General," rief der Civilist, „ich bin Jim Watts, komme direkt mit diesen kühnen Leuten," und er wies auf die Kosaken, „von Tientsin. General, wenn uns nicht in kürzester Frist Hilfe wird, ist Tientsin verloren! Wenige Tage nur noch können wir uns halten. Die Besatzung, die Bürgerschaft schickt mich ab! Zahllose tausende von Boxern und Soldaten bedrängen uns, Tag und Nacht werden wir beschossen, die europäische Ansiedlung liegt zum Teil in Ruinen, glückt den Chinesen ein Sturm, so steht eine furchtbare Niedermetzelung bevor. General, wir müssen Hülfe haben!"

Man merkte dem General an, wie er, während er auf das gespannteste dem Bericht lauschte, in Gedanken arbeitete, ob und wie der Bitte zu willfahren sei, mit seiner Säbelschneide kritzelte er Linien in den Sand.

„Gut," sagte er entschlossen, „Sie sollen Hilfe haben!" Er sprach einige Worte zu seinem Adjutanten, der in einem benachbarten japanischen Lazarettzelt verschwand und mit mehreren Flaschen Rotwein zurückkehrte. Schnell war eine derselben entkorkt, der General goß Jim Watts ein Glas voll, das dieser nach einer dankenden Verneigung hinunterstürzte, zwei Flaschen erhielten die Kosaken, für deren weitere Stärkung und Unterbringung der

General einige Anordnungen erließ, worauf die Reiter, die Flaschen sorglich im Arm haltend, mit ihren Pferden verschwanden.

„Sind Sie nicht zu ermüdet, uns zu erzählen, wie Sie hierher gelangten?" fragte der General Jim Watts, dem auf einen Wink des Generals eine russische Ordonnanz eine Kiste als Sitz hingeschoben.

„O nein, General. So ein Ritt frischt die Nerven auf. Aber, mit Ihrer Erlaubnis, die Kehle ist noch etwas trocken," und er griff zur Flasche, der General jedoch kam ihm zuvor und goß das Glas wieder voll. Dann, nachdem Jim Watts es geleert, erzählte er in kurzen Sätzen: „Der Jammer in Tientsin, zumal seitens der Frauen und Kinder, war nicht mehr zu ertragen. Die Truppen hatten mehrere ihrer Abteilungen nach Peking gesandt, von denen wir nichts mehr gehört — wer weiß, ob noch ein Mann von ihnen lebt, denn überflutet von Boxern und Soldaten ist die Gegend zwischen Tientsin und Peking. Von Boxern und Soldaten ist auch die starkbefestigte Chinesenstadt Tientsin gefüllt, die Kerle haben treffliche Geschütze, verstehen gut mit ihnen umzugehen und kämpfen mit Todesverachtung. Die nahe der Stadt liegenden wichtigen Stellungen haben sie mit zahlreichen Mannschaften besetzt, durch Beschießung und stete Angriffe wollen sie unsere Besatzung und die Einwohnerschaft ermüden und dann, nach einem erfolgreichen Sturm, alles niedermachen.

„Diese Stunde, General, ist bald da, wenn nicht Hilfe kommt!

„Russische und deutsche Soldaten halten noch, als starken Punkt, den Bahnhof, aber wird er genommen, so ist's mit dem europäischen Tientsin und allem, was es beherbergt, vorbei! Heldenhaft ist's, General, was jene kleine Schar, die treu zusammenhält, geleistet hat, ihre Kräfte jedoch müssen bald erschöpft sein, denn Tag und Nacht stürmen die Chinesen!

„Und nun die Ungewißheit: ist überhaupt Hilfe in der Nähe, dürfen wir sie erwarten, naht sie bald, wird sie uns noch lebend antreffen? —

„Denn seit einer Woche fast sind wir von Außen abgeschlossen! Vordem konnten wir Dampfbarkassen den Pei-ho hinunter bis hierher senden, aber auch diesen Weg verlegten uns die Feinde.

„Da, im Einverständnis mit den Militär-Behörden, entschloß ich mich, hierher durchzubrechen. Ich kenne Weg und Steg, denn ich bin hier groß geworden, General. Mein Vater ist Lotsenkommandant in Taku, und auf einem Pferderücken saß ich stets lieber als auf einem Comptoirschemel.

„Drei Kosaken gab man mir mit, der eine führte ein Handpferd für mich, nie könnt' ich mir bessere Begleiter auf solch' einem Ritt wünschen! Gestern, als die Dunkelheit hereingebrochen, trabten wir los. Der Weg geht meist am Pei-ho entlang, biegt aber zuweilen ins Land ein und führt durch Dörfer, die wir verabredetermaßen im vollsten Galopp durchreiten wollten. Eine halbe Stunde hinter Tientsin kamen wir ins erste Dorf, es steckte voller Feinde, die Boxer stürzten heraus und schossen auf uns. ‚Feinde! Tötet sie! Feinde!' gellte es hinter uns her. Beim Ausgang erhielten wir scharfes Feuer, dicht gingen die Kugeln an uns vorbei.

„Nun erreichten wir offene Ebene. Hinter uns hörten wir das Geheul und bald auch vor uns, wo ein neues Dorf lag, dessen Besatzung, durch das Geschrei und die Schüsse aufmerksam gemacht, uns entgegenstürmte. Rasch bogen wir ab und hasteten über die Felder fort, mußten jedoch nach kurzem wieder durch ein Dorf. Auch dieses war stark besetzt. Wir flogen nur so durch die engen Gassen. Als wir schon glaubten, ins Freie zu gelangen, sperrte uns eine Mauer den Weg und trat uns ein Trupp Bewaffneter entgegen. Wir sofort Kehrt gemacht, die braven Kosaken feuerten dabei und töteten einige Chinesen, da stürzte mein Pferd in die Knie, es war ins Bein geschossen worden.

„Schnell kam ich aus dem Sattel, schnell auf das Handpferd, und weiter ging's in fliegender Hast, wieder von der Straße abweichend, wieder über Felder und Äcker — bis ich merkte, daß ich den Weg verloren. Wir hielten, fern den Dörfern, an, und jetzt schüttelte mich zum erstenmal ein Schauer des Entsetzens: ich war fast da wieder angelangt, von wo wir vor ein paar Stunden ausgeritten! Dort hinten war der Himmel gerötet von den Bränden in Tientsin und ich hörte den Schall der Kanonen.

„Kleinmütig wurd' ich, ich gesteh's ein. Vielleicht wär's besser, so dachte ich, umzukehren, damit nicht die Belagerten Hoffnungen hegten, die, wie ich fest glaubte, sich nicht erfüllen konnten. Durch Zeichen verständigte ich die Kosaken von meiner Absicht, diese aber schüttelten den Kopf und fuhren mit der Hand nach dem Hals — aha, übersetzte ich mir's, sie müssen ihren Auftrag erfüllen, sonst geht's ihnen an den Kragen.

„Mit Gottes Hilfe ritten wir wieder vorwärts, doch hielt ich mich diesmal von der Straße entfernt. Wir kamen an den Kaiserkanal und durchschwammen ihn, dann gelangten wir an ein größeres Dorf; das Trappeln

unserer Pferde auf einer steinernen Brücke weckte die Feinde, von überallher stürzten sie hervor und feuerten heftig auf uns, wir aber drangen unversehrt durch. Die Hälfte der Entfernung hatten wir hinter uns! Zweimal noch stießen wir mit Vorposten zusammen, ihre Kugeln pfiffen uns um die Köpfe, eine riß mir meine Mütze ab.

„Mehrere Dörfer noch mußten wir durchqueren, aber dicht wogte der Nebel vom nahen Kaiserkanal heran und breitete sich, uns verhüllend, aus, sodaß wir mitten durch die Feinde ritten. Wiederholt benutzten wir das Schilf zur Deckung, schwammen noch einmal durch den Kanal, überraschten einige Vorposten, die auf uns feuerten, als wir schon weit entfernt waren, — und, General, hier sind wir!"

„Ein kühner Ritt war's und eine große That," rief General Stössel, dem jungen Reiter die Hand reichend, „und sie soll ihnen nicht vergessen werden! Nun aber denken Sie auch an sich, und seien Sie sicher. Tientsin soll bald von uns hören!"

In diesem Augenblick ertönten vom nahen Fluß Hurrarufe herüber, russische Truppen stießen sie aus und schwenkten jubelnd die Mützen, und diese Hurras fanden brausendes Echo vom Strom her — dort, die deutsche Kriegsfahne am Mast, kam der „Jaguar", ein Schwesterschiff des „Iltis", stroman gedampft, im Schlepptau mehrere Barkassen und Kutter, besetzt bis zum letzten Plätzchen mit deutschen Seesoldaten, welche die begrüßenden Hurras ihrer russischen Kameraden stürmisch erwiderten.

„Die Deutschen kommen! Die Deutschen!" so flog die ersehnte Kunde durch das Lager. Einer rief's dem Andern zu: „Die Deutschen sind da, die Deutschen!" und all' die verschiedenen Truppenteile nahmen froh erregt die Nachricht auf, wer konnte, begab sich zum Landungsplatz, um den deutschen Kameraden ein herzlich Willkommen zu bieten.

Ein russischer Offizier eilte heran: „Das deutsche Seebataillon trifft ein, Excellenz."

General Stössel wandte sich leuchtenden Blickes an Jim Watts: „Wir werden Tientsin entsetzen! Und das schon morgen!"



Siebenter Abschnitt.

Beim Sturm auf Tientsin. — Deutsche Helden.

Freudig war das Wiedersehen zwischen Fritz und den Seesoldaten gewesen. Zwei von Major Christ befehligte Compagnieen, nebst dem Stabe des Bataillons, waren es, welche die „Irene“ von Tsingtau nach Taku gebracht, und sogleich war Fritz in seine unter Hauptmann Gené stehende Compagnie eingetreten.

Kurz nach der Landung meldeten russische Vorposten, daß Truppen des Generals Ma anrückten, in Richtung der von Tongku nach Norden abgehenden Zweigbahn. Major Christ, der auf das kameradschaftlichste vom General Stössel begrüßt worden war, erbot sich sofort, den Bahnhof und den Bahndamm gegen den erwarteten Angriff zu schützen, und im Verein mit zwei russischen Compagnieen, die über vier Maschinengewehre verfügten, wurde von der Compagnie Gené die Gefechtsstellung längs des Bahndammes bezogen.

Es war gleich eine schwere Aufgabe, die den braven Seesoldaten gestellt ward, denn in glühender Sonnenhitze, gegen welche die statt der Mützen in Gebrauch genommenen Tropenhüte aus Stroh auch nur wenig schützten, mußten sie auf hartem, staubigem Lehmboden liegen, jeden Augenblick des Angriffs gewärtig und sich mit einigen Bissen Brot und einem Schluck lauwarmen Wassers begnügend. Und dazu verhalfen ihnen noch die Russen, denn die eisernen Rationen, welche die Seesoldaten mitführten, sollten für die nächsten Tage aufbewahrt werden.

Die deutschen und russischen Offiziere saßen in einer zerfallenen chinesischen Wärterbude beisammen, neben welcher die Maschinengewehre standen; umgestülpte Kisten dienten als Sitze, und auch hier teilten die Russen ihre geringen Vorräte mit den Deutschen. Mit der Verständigung ging's nicht

allzu gut, als Dolmetscher diente ein biederer Pollacke, der ebenso schlecht russisch wie deutsch sprach und jeden Satz mit: „Er maant" begann.

Da der Feind sich nicht zeigte, wurde unter Fritz' Führung eine Patrouille ausgesandt, die weithin das Land durchstreifte. Man traf auf viele Spuren, welche zeigten, daß die Mannschaften des Generals Ma vorgedrungen waren, aber, da sie wohl durch Späher Nachricht erhalten von der kriegsmäßigen Bereitschaft der verbündeten Truppen, wieder den Rückmarsch angetreten hatten.

Auf dieses Ergebnis hin suchten die Deutschen und Russen gegen Abend,



Deutsche Seesoldaten mit russischer Infanterie am Bahndamm von Tongku.

unter Zurücklassung einer starken gemeinsamen Feldwache, Tongku auf, wo sie erfuhren, daß die andere Compagnie des Seebataillons, welche unter Führung des Hauptmanns von Knobelsdorff stand, im Laufe des Nachmittags mit zwei Compagnieen Russen und mehreren Geschützen, unter dem Befehl des Generals Stöffel, mit der Bahn nach Tientsin zu abgefahren wären, die übrigen Truppen sollten erst am nächsten Morgen folgen, weil immer noch ein Angriff seitens der Chinesen zu erwarten stand.

Die Nacht wurde in einem Maschinenschuppen verbracht, wo auch eine Abteilung englischer Soldaten lag. Die englischen Offiziere veranlaßten die Herbeischaffung von Speise und Trank für die Seesoldaten und erwiesen sich als hilfsbereite Kameraden; einer ihrer Offiziere sagte zu Fritz, der sich bei

ihm für seine Sorgsamkeit bedankte: „Seit dem heldenmütigen Verhalten des „Iltis" thun wir für Euch Deutsche Alles, was Ihr wollt!"

Ohne Störung verlief die Nacht, beim Morgengrauen war alles auf den Beinen, froh erregt waren die Mannschaften. „Nach Tientsin geht's! Nicht zu spät werden wir Hilfe bringen!" rief freudig Einer dem Andern zu.

Um die achte Stunde setzte sich der Eisenbahnzug, der noch zwei Compagnieen Russen aufgenommen, in Bewegung, aber nur langsam kam er vorwärts, die Bahnstrecke war erst Tags zuvor durch englische Soldaten ausgebessert worden und man mußte auf neue Störungen gefaßt sein. Eine drückende Schwüle herrschte in den dichtgefüllten Wagen, aus deren Fenstern man die Verwüstungen beobachten konnte, welche die Boxer angerichtet: in Trümmern lagen die Dörfer, die Felder waren niedergetreten, schwälender Rauch ruhte über den noch vor kurzem friedlichen Ortschaften.

Um die Mittagsstunde wurde der Zug verlassen, da die weitere Strecke nach Tientsin völlig zerstört war. General Stössel mit seinen Russen und der einen deutschen Compagnie war bereits weiter vorgerückt; die Deutschen an der Spitze marschierte man vorwärts, um ihn einzuholen. Ein heftiges Gewitter mit tropischen Regengüssen durchnäßte die Soldaten vollständig, leider trat keine Abkühlung ein, die Hitze war erdrückend und der Marsch in dem aufgeweichten Boden beschwerlich, trotzdem waren alle guten Mutes und brannten auf den Augenblick, um mit den Chinesen handgemein zu werden. Weil Kavallerie fehlte, hatten deutsche Patrouillen den Aufklärungsdienst übernommen, Fritz war mit seinen Leuten voran, ach, oft krampfte sich ihm das Herz zusammen, wenn er in den verlassenen und niedergesengten Dorfschaften das furchtbare Elend sah, das der Aufruhr der entfesselten Banden angerichtet; aus weiterer Entfernung erhielt der kleine Trupp mehrfach Feuer, es waren zerstreute Boxerteile, welche sich noch hier und da festgesetzt, aber aus ihren Schlupfwinkeln nicht hervorzukommen wagten, und die man, wenn sie sich zeigten, mit einigen Schüssen leicht vertrieb.

Am späten Nachmittage erst, zwölf Kilometer von Tientsin entfernt, ließ Fritz zurückmelden, daß die Truppen des Generals Stössel in Sicht seien, und bald vereinigte man sich mit denselben, um das Biwak zu beziehen. Da in der rechten Flanke chinesische Kavallerie auftauchte, unternahm Major Christ freiwillig die Sicherung des Lagers und schob die Compagnie Knobelsdorff etwas weiter vor.

Alle waren übermüdet, die Hitze war zu lastend gewesen, das Gepäck hatte schwer gedrückt, nur wenig gab es zu essen, dazu einige Schluck aus den trüben Wassern des Pei-ho, in dessen lehmigen Fluten man die Opfer der Boxer bemerkte, erschossene Männer und Frauen, selbst Kinder. Jeder war froh, die ermatteten Glieder auf einem Strohbündel auszustrecken, und doch nahte sich nicht der lindernde Schlaf; die Stimmung war ernst, nirgends war Lachen und Scherzen zu vernehmen, groß und glänzend strahlten die Sterne hernieder, wohl Aller Gedanken weilten in der Heimat, und stille Gebete stiegen zum Höchsten, der die Geschicke der Menschen lenkt, empor. —

Da wird die Ruhe unterbrochen durch russische Kommandos — man schreckt empor und springt auf, den Feind erwartend, aber nein, vom benachbarten russischen Lager ertönt Musik, die Trommler und Pfeifer rühren das Spiel, die Kosaken blasen zur Retraite, die Klänge vereinen sich jetzt, und in weichen, erhebenden, die Herzen umstrickenden Weisen klingen Musik und Gesang bewegend durch die Nacht: „Ich bete an die Macht der Liebe.“

In einem Viereck stehen die Russen beisammen, in ihrer Mitte ein Priester von hoher Figur und wallendem weißen Bart, in langem grauen Talar, ein goldenes Kreuz auf der Brust: den Segen Gottes fleht er auf die Kämpfer herab und weiht ihre Waffen. Fromm sind die Krieger in die Knie gesunken, ihre Gebete murmelnd. Ein neues Kommando. Alle erheben sich. Der General spricht zu seinen Soldaten, ein stürmisches Hurra schallt ihm zurück, es galt dem Zaren.

Auch die Deutschen haben sich um ihren Führer vereint.

„Helm ab zum Gebet!“ ertönt es ernst.

Jeder hält ergriffen Zwiesprache mit seinem Gott.

„Kameraden,“ ruft Major Christ mit schallender Stimme, „ein dreifaches Hurra Seiner Majestät dem Kaiser!“

Begeistert brausen die Hochs zum Sternenhimmel empor.

„Gute Nacht, Kameraden!“ vernimmt man nochmals die Stimme des Kommandeurs.

„Gute Nacht, Herr Major!“

Auf ihrem harten Lager liegen die Soldaten, die Wer-da-Rufe der Schildwachen sind vernehmbar und das heisere Bellen von Hunden, in der Ferne lodern von den brennenden Dörfern Feuerzeichen auf, dumpfer Geschützdonner hallt von Tientsin herüber: „Siegen oder sterben!“ — das heilige

Gelöbnis schlingt ein treues, bis zur letzten Stunde bindendes Band um die hier ruhenden Kämpfer! —

Mit dem ersten Morgengrauen des 23. Juni weckten die Hornsignale die Schläfer, schnell ein Trunk Thee und ein Stück Brot, dann erscholl es: „An die Gewehre!" Fünfhundert Mann Amerikaner und Engländer waren noch herangekommen, sodaß jetzt General Stössel über eine Truppe von nahe 3000 Mann verfügte, die zunächst das Tientsin beherrschende und stark befestigte Arsenal einnehmen sollte.

Major Christ hatte gebeten, mit seinen beiden Compagnieen in erster Linie fechten zu dürfen, und ihm war daher der linke Flügel zuerteilt worden, der mit dem Feinde zuerst Fühlung gewinnen würde.

Um sechs Uhr wurde der Vormarsch angetreten, in Schützenlinien gingen die Deutschen vor, heftiges Feuer empfangend, während in der Mitte die russischen Geschütze ihren Brummbaß ertönen ließen. Im Sturmschritt drang die Compagnie Gené voran, um den vom Feinde besetzten Bahndamm zu nehmen; hier hatten sich Boxer versteckt, sie fochten mit beispielloser Todesverachtung und sprangen oft bis vor die Gewehrmündungen, glaubten sie doch, daß die in den roten Täschchen enthaltenen Beschwörungen ihnen nach drei Tagen die Auferstehung sicherten. Aber die deutschen Kugeln dürften ihnen dies gründlich vereitelt haben; ruhig, sicher nahmen die Seesoldaten die Feinde aufs Korn, dann mit Hurra ihren Offizieren folgend, die, mit geschwungenem Degen, ihren Leuten voraneilten.

Der Bahndamm war erreicht, weiter ging's über Tote und Verwundete hinweg, Granaten und Shrapnels sausten herab, aus Schützengräben eröffneten die Chinesen ein wirksames Feuer, das vernichtend in die deutschen Reihen einschlug. Neben Leutnant Friedrich stürmte Fritz einher, da entfällt dem Offizier der Degen, er sinkt, Fritz beugt sich über ihn: „Herr Leutnant, um Gotteswillen, sind Sie verwundet?"

Ein breiter Blutstrom bricht aus der Brust des Gesunkenen hervor: „Wasser! Wasser!" haucht er mit fahlen Lippen.

Fritz reichte ihm die Feldflasche dar, sie ihm zum Munde führend.

Der Offizier sinkt zurück, er hält Fritz' Hand umklammert: „Grüßt den Major", haucht er leise, abgebrochen, „o — wie schön der Tod — der Tod im Feld!"

Fritz' Blicke werden durch Thränen verdunkelt, sanft befreit er seine Hand aus jener des Toten, dann stürzt er den Kameraden nach.

Einen Graben hat man erreicht, Fritz sieht, wie ein Chinese mit brennender Lunte zu der Brücke eilt, um die unter ihr angebrachte Mine zu entzünden, zum Schießen ist nicht mehr Zeit, Fritz schlägt mit dem Gewehr zu und zerschmettert den Arm des Boxers, der mit Wut- und Schmerzgeschrei in das trübe Wasser des Grabens sinkt.

Neben seinem Hauptmann stürmt Fritz über die Brücke, sie ist nur schmal, da hasten die Soldaten durch den zehn Meter breiten Graben, jeder will zuerst an dem Feind sein, dem man auf fünfhundert Meter nahegekommen und der hinter sicheren Verschanzungen steckt.

Seufzer und Schmerzensrufe ertönen, hier und da und dort brechen Tote, brechen Verwundete zusammen, der Kampf hat jetzt, um die elfte Stunde, seinen Höhepunkt erreicht!

Im tollsten Kugelregen eilt Adjutant Cretius heran, vom General Stössel bringt er dem Major die Kunde, daß der General beabsichtige, die feindliche Stellung heute nicht zu nehmen, er wolle, durch den Eisenbahndamm gedeckt, auf Tientsin abmarschieren, um schleunigst dort



Chinesische Kavallerie.

Hilfe zu bringen, die Deutschen möchten den Gegner in Schach halten, damit dieser nicht den Abmarsch hindere.

Das war eine zwar ehrenvolle, jedoch schwere Aufgabe, denn als die übrigen Truppen zurückgezogen wurden, verdoppelten die Chinesen ihr Feuer auf die deutschen Compagnieen, die, durch eine russische Batterie unterstützt, dies lebhaft und wirksam erwiderten. Hier zeigte sich die deutsche Manneszucht im vollsten Glanze! Bei glühender Sonne, ohne jeglichen Schutz, einem hundertfach überlegenen Feinde gegenüber, hielt die kleine Schar heldenmütig stand, sie riß General Stöffel derart zur Bewunderung hin, daß er seine freudigste Anerkennung noch während des Kampfes dem deutschen Kommandeur ausdrücken ließ.

Nach einer harten, todgeweihten Stunde konnte die Compagnie Gené, die zuvorderst gelegen, sich zurückziehen, da der Abmarsch der Russen völlig geglückt war. Aber ehe das Signal erscholl, eilte Hauptmann Gené die Schützenlinie entlang: „Kinder, nehmt Eure verwundeten Kameraden mit, sie dürfen den Chinesen nicht in die Hände fallen!" so rief er immer wieder und schleppte selbst zwei Verwundete mit fort.

Fritz folgte seinem Beispiel. Ein schmächtiger Soldat war es, den er aufnahm und, obwohl dicht die Kugeln umherpfiffen, behutsam forttrug, ihn an der Böschung des Eisenbahndammes niederlegend, ihm sanft die blutbedeckte Stirn abtrocknend und seine Lippen mit Wasser netzend. Der Schwerverletzte, der einen Schuß durch die rechte Kopfseite bekommen, richtete seine dankbaren Blicke auf Fritz, und nun erkannte ihn dieser, es war der junge Badener, den er zuerst beim Betreten des Strandlagers in Tsingtau getroffen.

„Wie geht's Kamerad?" fragte Fritz. „Nur ein wenig Geduld, dann kommt der Arzt."

Wie ein leichtes, wehmütiges Lächeln huschte es über die bleichen Züge des Daliegenden und sein Haupt neigte sich verneinend zur Seite.

Fritz suchte mit seinem Taschentuche das Blut zu stillen, das unaufhörlich aus der Schußwunde sickerte.

Der Verwundete bewegte die Lippen, Fritz beugte sich dicht zu ihm hernieder, um die Worte zu verstehen.

„Wir sind — nitt — g'schlage?" kam es mühsam hervor.

„Nein, Kamerad, im Gegenteil, wir haben unserem Kaiser, unserem

Vaterland Ehre gemacht, bald sind wir in Tientsin, bald flattern dort unsere Fahnen!“ In den schon halb verschleierten Augen des Verwundeten leuchtete es noch einmal sonnig auf: „Dank! — Dank! — Do wird — der Großherzog — z'friede — si — mit sine Soldate — — —“ und die Augen schlossen sich zum letzten Schlummer. — —

Ach, so mancher der treuen Waffengefährten fehlte, als die Compagnie hinter dem Bahndamme zusammengezogen war, acht Mann waren gefallen und siebenundzwanzig verwundet. Ernst war die Stimmung der Kämpfer, deren Gesichter vom Pulverdampf geschwärzt und deren Uniformen blutbespritzt und zerrissen waren, aber die abgespannten Mienen hellten sich doch auf, als der Major den Tapferen zurief: „Kameraden, Ihr habt Eure Sache brav gemacht!“ und manch' dankbarer Händedruck wurde mit den Russen gewechselt, als deren Kapelle beim Vorbeitragen der in blutgetränkte Zelttücher gehüllten Toten den Trauermarsch spielte, und als der russische General, seine Offiziere und Soldaten ihre Häupter entblößten.

„Vorwärts nach Tientsin!“ so lautete nun die Losung und spornte die Ermatteten zu neuen Thaten an.

„Wir müssen nach Tientsin!“ ging es durch die deutschen Reihen, schneller wurden die Schritte, straffer die Haltung, immer gespannter richteten sich die Blicke in die Weite.

Da, um die dritte Nachmittagsstunde, ein lautes Hurra, das sich begeistert fortpflanzte: dort, in der Ferne, tauchten die Türme und Mauern Tientsins auf, und ein zweites Hurra, noch stürmischer, ertönte: durch die Ferngläser hatte man bemerkt, daß die Flaggen auf den Konsulaten noch wehten, die Rettung kam nicht zu spät!

„Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ — es bedurfte jedoch nicht der Worte der Offiziere, jeder der Krieger wußte, daß die Entscheidung heute noch herbeigeführt werden müsse, wenn auch die größten Opfer nötig wären.

Bald nach drei Uhr waren die Truppen bis kurz vor Tientsin herangekommen, in Schützengräben versteckt lagen lange Ketten chinesischer Soldaten, die ein starkes Feuer eröffneten. Aber mit freudigem Hurra gingen Russen und Deutsche vor, und gleichzeitig machten die in Tientsin eingeschlossenen russischen Abteilungen einen Ausfall und faßten den Gegner im Rücken, der diesem doppelten Angriff nicht Stand hielt und in regelloser Flucht davoneilte.

Um vier Uhr war die Vereinigung zwischen den Belagerten und der Entsatztruppe hergestellt, und Scenen der jubelndsten Freude spielten sich ab, Russen und Deutsche umarmten sich immer wieder, die Belagerten brachten heran, was überhaupt an Verpflegung noch vorhanden war, und so manches, von einer russischen Kugel niedergestrecktes, schwarzes chinesisches Schweinchen schmorte in deutschem Feldkessel.

Vor der Stadt hatten die deutschen und russischen Truppen ein gemeinsames Biwak bezogen, und dicht neben dem Zelte des russischen Generals



Chinesische Truppen, europäisch ausgebildet.

hatten die deutschen Compagnieen den Ehrenplatz erhalten. Gegen Abend stellten sich die deutschen Kameraden des kleinen Marine- und Seesoldaten-Detachements ein, das unter Kapitän-Leutnant Kühne so tapfer stand gehalten und neben anderen Waffenthaten mit leidenschaftsvollem Draufgehen die Militärschule erobert hatte, die von den Chinesen mit zäher Energie verteidigt worden war.

Für kriegerische Musik sorgten auch im Laufe des Abends und der Nacht die Chinesen; fortwährend sandten sie aus dem Arsenal Granatengrüße herüber, die glücklicher Weise keinen Schaden anrichteten, und alle Vorkehrungen waren getroffen, um einem nächtlichen Angriffe zu begegnen.

Am Abend waren die Verwundeten eingetroffen, die vorläufig in Zelten untergebracht wurden und später in Tientsin liebevollste Pflege erhielten, wie die Deutschen der Stadt überhaupt wetteiferten, ihren Landsleuten die schweren Pflichten des Krieges zu erleichtern. In jener Nacht schlief wohl jeder der Seesoldaten, falls er nicht zu den Vorposten gehörte, einen festen Schlaf, die Anstrengungen waren zu groß gewesen und die Ruhe war durch Anspannung aller Kräfte wahrlich verdient worden.

Um die achte Morgenstunde des nächsten Tages riefen die Trompeter zum Gebet. Die Compagnieen traten an: dort, vor dem Zelte des Generals Stöffel, ruhten, in weiße Linnentücher gehüllt, die deutschen und russischen Toten, deren fahle Stirnen man mit frischem Grün umkränzt hatte und die ein russischer Priester einsegnete. In ergreifender Rede pries General Stöffel das Verhalten der Helden, die bis zum Tode ihren Kaisern den Eid der Treue bewahrt und die Ehre ihrer Fahnen, ihres Vaterlandes in erhabener Weise verteidigt, deren Namen und Thaten immerdar in treuestem Gedenken bleiben würden.

Unter den feierlichen Klängen eines russischen Chorals wurden die Gefallenen in ein gemeinsames Grab gesenkt —— da: Alarmzeichen von den Vorposten und heftiges Geschützfeuer vom Arsenal, während gleichzeitig chinesische Infanterie im Sturmschritt heraneilte.

Ruhig gab General Stöffel seine Befehle, im Nu schwärmten die deutschen Compagnieen aus und empfingen die Feinde mit todbringenden Gewehrsalven, daß die Chinesen schnell in den Schutz des Arsenals zurückwichen.

Als die Truppen das Biwak wieder erreichten, wölbte sich schon ein Hügel über den gefallenen Kameraden, den ein schnell gezimmertes Kreuz schmückte mit der deutschen und russischen Aufschrift: „Hier ruhen Deutsche und Russen in treuer Waffenbrüderschaft.“

Zum Appell traten die beiden deutschen Compagnieen an, Major Christ drückte ihnen seinen warmen Dank aus für ihre Leistungen während der letzten Tage, gedachte mit innigen Worten der Toten und Verwundeten und verlas ein Schreiben des Admirals Bendemann, des Chefs des Kreuzergeschwaders vor Taku: „Dank Ihnen und Ihrer herrlichen Truppe für Das, was Sie geleistet haben! Sagen Sie es Ihren Offizieren und Mannschaften, daß wir Ihre Erfolge bewundern und Ihnen von Herzen danken.

Wir sind stolz auf unsere Marine-Infanterie. Den bis zum Tod Getreuen bewahren wir ein kameradschaftliches und bewunderndes Andenken!"

Fritz aber bereitete der Kommandeur eine besondere Freude, indem er ihm unter anerkennenden Ausdrücken für sein tapferes Verhalten seine Ernennung zum Vize-Feldwebel mitteilte.

Gern hätte Fritz Tientsin aufgesucht, um Umschau zu halten nach Hans und Gretchen, den Kindern des Leuchtturmwächters Schwilp, mehrere Stunden hätte er jedoch dazu gebraucht, da der Pei-ho zwischen dem Biwak und der Stadt lag, und die Verbindung ebenso umständlich wie schwierig war. An Urlaub war garnicht zu denken, die Truppen blieben unter den Waffen, und um die fünfte Nachmittagsstunde rückten sie, von General Stöffel geführt, gegen das Arsenal vor, gegen welches eine russische Batterie ihr Feuer eröffnet hatte. Die Chinesen erwiderten dasselbe mit Granaten und Shrapnels und sie hätten schweren Schaden angerichtet, wenn sie nicht vergessen hätten, den Granaten die Zünder aufzusetzen, wodurch die Geschosse nicht krepierten. Nach einer Stunde, als gerade von Tongku her staubbedeckt ein Regiment indischer Sikhs — schöne Gestalten mit bunten Turbanen auf den braunen Häuptern — anlangte, kehrte man in das Biwak zurück, da eine größere Zahl von Truppen erforderlich war, um das Arsenal im Sturm zu nehmen.

Am späten Abend verbreitete sich die Kunde, daß eine Nachricht vom Admiral Seymour eingetroffen sei, laut der er sich in dem zehn Kilometer von Tientsin entfernten Fort Hsikoo, von Chinesen eingeschlossen, befinde und dringend der Hilfe bedürfe. Am 10. Juni war der englische Admiral mit zweitausend Mann Truppen, darunter neunhundert Engländer, fünfhundert Deutsche — welche aus den Landungsmannschaften der Kriegsschiffe „Hertha", „Hansa", „Kaiserin Augusta" und „Gefion" bestanden und vom Kapitän zur See von Usedom befehligt wurden, — ferner dreihundert Russen, zweihundert Franzosen und der Rest Amerikaner, Japaner, Italiener, Österreicher, unter Mitnahme von sechzehn Geschützen und Maschinengewehren, von Tientsin aufgebrochen, um die in Peking eingeschlossenen Europäer zu befreien, aber seit einer Woche hatte man nichts mehr von ihm gehört, und es waren schlimme Befürchtungen laut geworden, daß er mit seinem gesamten Corps von der ungeheuern Übermacht der Chinesen vernichtet worden sei.

Nach Eintreffen der Nachricht von der Bedrängnis Admiral Seymours und seines Korps berief sofort General Stössel einen Kriegsrat, in welchem er unter Zustimmung der übrigen Offiziere beschloß, unverzüglich dem Admiral Hilfe zu bringen. Auf Mitternacht wurde der Abmarsch der Truppe, die 2000 Mann stark war und neben der deutschen Compagnie Knobelsdorff auch Russen, Engländer und Amerikaner umfaßte, festgesetzt. Also wieder hinaus in den Kampf, so hieß es für die Deutschen, aber wieder wurden alle Vorbereitungen mit freudiger Hingebung getroffen, waren doch Kameraden in Gefahr und drängte es Jeden, ihnen die Bruderhand zu reichen.

Zur festgesetzten Zeit standen die Deutschen, Russen und Amerikaner marschbereit da, aber die Engländer fehlten noch, erst nach zwei Stunden ungeduldigen Harrens stellten sie sich ein, sie hatten in der Dunkelheit den Weg verfehlt und fanden ihn erst wieder mit Hilfe einer mächtigen chinesischen Laterne, die ihnen vorangetragen wurde.

Die deutsche Compagnie, zu der sich Fritz freiwillig gemeldet, befand sich in der Avantgarde; längs des nach Peking führenden, zerstörten Bahndammes marschierte man vorwärts, vom Arsenal und von der noch nicht eroberten Chinesenstadt fuhren Granaten durch die Nacht, überall flackerten aus verlassenen Dörfern die Flammen auf, und ganz im Norden huschten gleich blitzenden silbernen Wolkenstreifen die Strahlen der elektrischen Scheinwerfer von Taku am Himmel hin und her.

Eine kurze Rast wurde den Truppen gegönnt, viele schliefen mit dem Gewehr im Arm, andere saßen leise plaudernd beisammen, wieder andere verharrten allein in ernstem Sinnen — wer konnte wissen, ob nicht schon die nächsten Stunden das Todeslos brachten!

Kurze Kommandoworte, die Truppen traten an, der Weitermarsch erfolgte, die deutsche Schar an der Spitze.

Bald, nachdem der Sonnenball in lichter Röte aufgegangen, wurde man des Feindes sichtbar oder richtiger merkte man seine Nähe, denn nichts war von ihm zu erblicken, dafür pfiffen seine Kugeln immer dichter und dichter herüber und Shrapnels flogen herab, ohne zu zerplatzen.

Das Gepäck war abgelegt worden, und im Laufschritt ging man vor, die Chinesen, die aus sehr gut ausgebildeten kaiserlichen Truppen bestanden, mit schallendem Hurra und gefälltem Bajonett aus ihren Schützenstellungen

vertreibend; sie setzten sich in Dörfern fest, auch hierhin drang man ihnen nach und warf sie hinaus, worauf die deutsche Compagnie eine kleine Waldung erreichte, die nahe einer von den Chinesen stark besetzten Befestigung lag. Bald bemerkte die Besatzung, welch' gefährlicher Feind ihr nahe gekommen, und ein Regen von Shrapnels fiel auf das Gehölz herab. Die Lage war nichts weniger, als angenehm, die Hitze konnte man kaum noch ertragen, Wasser war nicht in der Nähe, zudem hatte sich ein erstickender Sandsturm erhoben, der alles in einen dichten grauen Mantel einhüllte und die Zunge fast verdorren ließ. Vielleicht war's besser, das Fort zu nehmen, um endlich Ruhe zu finden, selbst unter Bringung von schweren Opfern? — Da donnerten plötzlich die Kanonen von dem rechts liegenden Hsikoo-Fort, in welchem Admiral Seymour mit seiner Schar lag, los und richteten auf das chinesische Fort ein verheerendes Feuer: Kapitän Usedom mit seinen Leuten hatte das mutige Vorgehen der deutschen Compagnie beobachtet und die in dem Fort befindlichen chinesischen Geschütze auf den Feind gerichtet, der diesem energischen Feuer nicht stand hielt und mit einigen Abschiedsgrüßen von der deutschen Compagnie in nördlicher Richtung floh.



Indische Kavalleristen.

Unterdessen hatte von der anderen Seite General Stössel die Chinesen zurückgeschlagen und das Fort erreicht, in das nun auch die Deutschen eindrangen, jubelnd bewillkommnet von ihren Marine-Kameraden, die sie am Eingange empfingen.

Das war ein freudiges Umarmen und Händeschütteln, und dann, nachdem die erste Erschöpfung überwunden, ging's an ein gegenseitiges Berichten der Erlebnisse und Kämpfe, die ebensoviele Ruhmesblätter für die deutschen Waffen bedeuteten. Vom 11. Juni an, dem Tage nach der Abfahrt von Tientsin, bis zu diesem 25. Juni, wo der Entsatz erfolgte, hatte die Seymour'sche Kolonne Tag für Tag Gefechte zu bestehen gehabt mit einer stets sehr bedeutenden und trefflich bewaffneten Übermacht, denn es hatte sich hier weniger um ungeübte Boxerscharen gehandelt, als um wohldisziplinierte kaiserliche Truppenmassen mit Artillerie und Kavallerie, die unter der Führung europäisch ausgebildeter Offiziere standen.

Tag und Nacht mußte man sich ihrer Angriffe erwehren, stets unter den Waffen sein, dazu quälenden Hunger und Durst ertragen, froh, wenn man ein Pferd schlachten konnte oder in den Ortschaften einige Lebensmittel fand. Hatte doch der englische Admiral geglaubt, daß er in zwei Tagen in Peking einrücken könne, und hatte sich nur die deutsche Truppe als gut ausgerüstet erwiesen. Der deutsche Kommandant, Kapitän von Usedom, unter dessen Befehl sich freiwillig die Russen gestellt, die auch hier wieder stets Schulter an Schulter mit den Deutschen gefochten, war später, als Admiral Seymour sah, daß er nicht weiter vordringen konnte, die Seele des Ganzen gewesen und seiner Führung wie der deutschen Tapferkeit war es zu danken, daß die Expedition vor einem furchtbaren Geschick bewahrt geblieben war.

„Germans to the front!“ — „Die Deutschen voran!“ — so hatten Engländer und Amerikaner gerufen, wenn die Lage gefährlich war, und mit entschlossenem Wagemut, mit rücksichtsloser Zähigkeit, jeden Vorteil geschickt ausnutzend, das eigene Leben für das der Übrigen in die Schanze schlagend, waren die Deutschen, unterstützt von den Russen und der kleinen tapferen Schar der Österreicher, stets vornweg gewesen.

So mancher brave Deutsche aber hatte sein Blut auf fremder Erde vergossen: zwölf Tote, unter ihnen Kapitän Buchholz, und zweiundsechzig Verwundete zählte die todesmutige Schar, die trotz der furchtbaren Anstrengungen

noch kampfesfreudig war und sich von neuem bei der Einnahme dieses Forts, das von 6000 Chinesen verteidigt worden, rühmlich vor allen übrigen Truppen hervorgethan hatte. Mit „Marsch! Marsch! Hurra!" war drei Tage vorher dieses Hsikoo-Fort von den deutschen Marine-Mannschaften gestürmt worden, wobei die Eroberer die vorgefundenen Geschütze umgedreht und auf den fliehenden Feind abgefeuert hatten, diesem hierdurch schweren Schaden zufügend. In der nächsten Nacht versuchte der Feind eine Überrumpelung und befand sich infolge des ungenügenden englischen Vorpostendienstes bereits mitten im Fort, als man ihn bemerkte; diesmal waren es die Leute von der „Hansa," die mit schallendem Hurra im Sturmschritt durch die wankenden Reihen der Engländer vorgingen und trotz eines Hagels von Kugeln den von den Feinden besetzten Wall einnahmen, der von nun an besser bewacht wurde.

Im Fort hatte man eine Fülle ausgezeichneter Geschütze und auf Millionen Mark bewertete Mengen von Kriegsmaterial sowie große Vorräte an Reis gefunden; die Verwundeten, die bisher von je vier Mann geschleppt worden waren und welche die Nächte stets im Freien hatten zubringen müssen, konnten hier wenigstens unter Dach und Fach gebracht werden. Mehrere Boten wurden nach Tientsin um Hilfe gesandt, da sich Admiral Seymour nicht stark genug fühlte, sich durch die chinesischen Heerhaufen durchzuschlagen, obwohl die Deutschen und Russen dies gern unternommen hätten, und so blieb man in dem befestigten Lager, bis man am Morgen dieses Tages das Vordringen der europäischen Truppen bemerkte.

Am folgenden Tage, dem 26. Juni, wurde der gemeinsame Rückmarsch nach Tientsin angetreten. Ein langer, bunter Zug war es, der an dem völlig in Trümmern liegenden Bahnhofe der Stadt von der Compagnie Gené sowie einer russischen Ehrencompagnie mit präsentiertem Gewehr und und rauschender Musik sowie von der zum Teil noch unter dem dumpfen Druck der ausgestandenen Angst stehenden Bewohnerschaft der europäischen Ansiedlung empfangen wurde — voran die Engländer, denen man sehr deutlich die Strapazen ansah, dann, kernigen Schrittes, marschierten die Deutschen einher, die Hurras ihrer sie empfangenden Kameraden jubelnd erwidernd, hinter ihnen, fest und sicher, die Russen, denen sich die übrigen Truppen anschlossen; in Karren lagen die Verwundeten, die leichter Verletzten schleppten sich zu Fuß dahin. Aller Uniformen wiesen die Erinnerungen an die steten

Kämpfe und nächtlichen Lagerstätten auf, auch den Maximgeschützen und Maschinengewehren sah man an, wie sehr sie in Thätigkeit gesetzt worden waren.

Die ermüdeten deutschen Truppen bezogen, neben dem russisch-deutschen Biwak, Quartiere in der Universität, und eine frohe Überraschung harrte dort ihrer: Leutnant Cretius, der Adjutant des Seebataillons, hatte am Tage zuvor unter Überwindung mancher Gefahren eine kühne Requisition unternommen und einige mit allerhand guten eß- und trinkbaren Dingen angefüllte Kisten aufgestöbert, deren Inhalt niemals eine bessere Verwendung hätte finden können, als an diesem Tage seitens der ausgehungerten, halb verschmachteten deutschen Kämpfer. Echt deutsch war es, daß, als zum erstenmale die Gläser zusammenklangen, der deutschen Heimat gedacht wurde und daß die Mehrzahl der Rückgekehrten, noch ehe sie die müden Glieder ausstreckten, nach Papier, Tinte und Feder verlangten, um den fernen Lieben Nachricht zu geben. —

„Alarm!“ — das war der erste Gruß des neuen Morgens.

An die Gewehre ging's, die Züge und Compagnieen schlossen sich zusammen, „Marsch, Marsch vorwärts!“ ertönten die Befehle, und im Sturmschritt eilten die Seesoldaten und Matrosen gegen das Arsenal vor, das General Stöffel diesmal endgültig den Chinesen entreißen wollte.

Übers ganze Gesicht lachte der russische General, als er die Deutschen kampffreudig so hastig nahen sah.

„Wollen Sie denn nicht Deckung nehmen?“ rief er dem deutschen Führer zu.

„Nein, Excellenz,“ erwiderte dieser frohgemut, „wir sind nicht gekommen, um hinterm Wall in der Sonne zu liegen, sondern um den Chinesen eins auf den Kopf zu geben!“ — und weiter ging's mit schallendem Hurra.

Russische und englische Geschütze begannen eine feurige Unterhaltung mit dem Arsenal, die übrigens leidenschaftliche Erwiderung fand, und mit sämtlichen Truppen, die in Tientsin vorhanden waren, wurde der Angriff auf das Arsenal unternommen. Deutsche und Russen schoben ihre Schützenlinien am weitesten vor und eröffneten im Verein mit Franzosen, Engländern, Amerikanern und Japanern ein vernichtendes Feuer, dem sich um die Mittagsstunde der gemeinsame Sturm anschloß.

Im pfeifenden Kugelregen eilte man vorwärts, während des Sturms

erfolgte donnerndes Getöse, daß die Erde bebte, schwarze Wolken stiegen aus dem Innern des Arsenals auf, und Balken, Erde, Steine flogen in wirrem Durcheinander in die Luft, eine Granate war in ein Pulvermagazin geflogen, und kurz nachher folgte eine zweite Entzündung.

Sprungweise näherten sich die Deutschen dem Arsenal, jede Deckung wurde benutzt, dann ward Schnellfeuer abgegeben. Da, als gerade das Signal zum letzten Sturm ertönen sollte, bemerkte Hauptmann von Knobelsdorff, wie ein chinesischer Soldat aus einem Versteck vorstürzte, um mit brennender Lunte eine Mine zu entzünden — ein Ruf, ein Wink mit dem Säbel, von einer deutschen Kugel getroffen brach der Chinese zusammen, und dasselbe Los ereilte seine Gefährten, die mit ihren toten Körpern die Mine bedeckten, welche vielen deutschen Kriegern den Untergang hätte bereiten können.

„Vorwärts! Mir nach!" Mit geschwungenem Säbel stürmte der Hauptmann voran, mit freudigem Hurra folgten ihm seine Soldaten, man klomm die Wälle hinan und pflanzte die flatternde Fahne auf, den Fliehenden noch einige blaue Bohnen zusendend. Zwei Geschütze, deren Brummbaß dem Angriff der Deutschen gegolten, erkor man als Beute, mit zwei großen bunten Drachenbannern erschien Leutnant Cretius, der, da ihn seine Adjutantenpflichten verhindert, rechtzeitig seine Kameraden zu erreichen, mit dem Gewehr in der Hand in den russischen Reihen gefochten hatte.

Die Hitze war wiederum furchtbar, Russen und Deutsche teilten den Inhalt ihrer Feldflaschen, leider nur waren die meisten schon leer; auf Tümpel mit schmutzigem Wasser stürzten die Soldaten zu und sogen gierig den schmutzigen Trank ein, während im Arsenal hohe Feuergarben zum Himmel aufsprühten, da die Flammen die Pulverschuppen erfaßt hatten, die einzeln hochgingen.

„Antreten!" Zurück ging's ins Biwak. Laut erschollen deutsche Soldatenlieder, o, jetzt verstand man die Bedeutung des Sanges: „Ich hatt' einen Kameraden . . .", auch dieser Sieg hatte wieder Lücken in die deutschen Reihen gerissen, glücklicherweise jedoch nicht Tote erfordert. Und fester ward nun Tritt genommen und kerniger noch ertönten die Stimmen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall" — dort auf dem Wall stand, umgeben von seinem Stabe, General Stöffel, die Mütze schwenkend und „Bravo!" rufend, was mit jubelnden Hochs erwidert wurde.

In den schweren Tagen, im Pulverdampf und Kanonendonner, hatte sich zwischen Deutschen und Russen eine enge Waffenbrüderschaft herausgebildet, und als es am Abend dieses Tages ans Scheiden ging, da die beiden Compagnieen des Seebataillons mit den Matrosen-Abteilungen ein gemeinsames Quartier in dem weitläufigen chinesischen Universitätsgebäude beziehen wollten, da wurde beiden Teilen der Abschied schwer.

Und Abschiedsweisen spielte die russische Kapelle, General Stössel aber, an welchem die beiden Compagnieen im Parademarsch vorbeigezogen, hielt an die Soldaten eine aus bewegtem Herzen kommende Ansprache: mit bitterem Leid, so sagte er, sehe er seine treuen Waffengefährten scheiden, die mit seinen Soldaten so innig Freud' und Leid geteilt, bessere Gefährten in Kriegsgefahren könne er sich nie wünschen und er hoffe, daß die Zukunft sie wieder Schulter an Schulter zusammenführen würde: „Deutsche und russische Kameraden, ein jubelndes Hoch dem deutschen Kaiser!"

Hei, wie feurig die Hurras da erschollen, während die russische Kapelle das „Heil Dir im Siegerkranz" spielte!

Und noch einmal ertönten brausende Hochs; dem Zaren galten sie, dessen Major Christ in seiner warmherzigen Erwiderungsrede gedacht, und deutsche und russische Stimmen vermischten sich, als nun die erhebenden Weisen der russischen National-Hymne erklangen:

„Bóshe! Zarjá chraní!
Ssláwnomu dolgi dni
Dai na semlí!" —
„Gott! Erhalte den Zaren!
Gieb dem Herrscher lange
Tage für das Reich!" —

General Stössel und seine Offiziere umarmten und küßten immer wieder ihre deutschen Kameraden, dann, die russische Musik an der Spitze und an beiden Seiten geleitet von den jubelnden russischen Soldaten, marschierte man ab, — Vielen war's so weh, als ob sie sich von ihren Brüdern trennten!

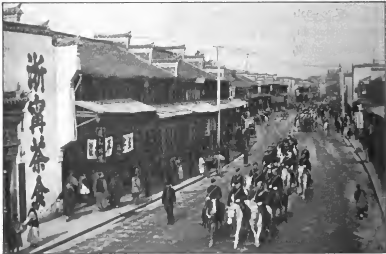
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage der Ruhe schlossen sich an, die raschen Erfolge der Verbündeten hatten den Chinesen doch eine nachhaltige Achtung eingeflößt und sie machten keinerlei Anstrengungen, die Scharten auszuwetzen. Die Chinesenstadt Tientsin war noch in ihren Händen, und mit vielen tausend Mann sowie einer großen Zahl von Geschützen hielten sie die hohen und starken

Mauern sowie einige mit diesen in Verbindung stehende Forts besetzt, häufig das europäisch Tientsin, das jenseits des Pei-ho sich ausbreitete, beschießend.

Seine ersten freien Stunden benutzte Fritz dazu, die europäische Ansiedlung, in der sich auch die Universität befand, in welcher die deutschen Truppen lagen, zu durchstreifen, um nach Hans und Gretchen Ausschau zu halten.

O, es sah bös aus in den von den Europäern bewohnten Straßen, auf welche zwei Wochen hindurch die Chinesen ihr ununterbrochenes Feuer gerichtet. An den Straßenkreuzungen erhoben sich Barrikaden, da bei einem



Englische Kavallerie.

Sturme die Europäer bis zum äußersten hatten Widerstand leisten wollen, allerorten sah man die Spuren der Granaten und lagen Sprengstücke umher, viele Häuser, zumal jene in der Nähe des Flusses, waren zertrümmert, andere durch Brand zerstört, Leichen von Chinesen bemerkte man in den Ruinen, denn jeder Zopfträger, den man beim Plündern getroffen, hatte dies mit seinem Leben bezahlen müssen.

Überall stieß man auf ein buntfarbiges und fesselndes Truppengewirr. Indische Lanzenreiter durchstreiften die Gassen, Polizeidienste verrichtend, in einzelnen Trupps tauchten japanische Infanteristen auf, stets lachend und

guter Dinge, für sich hielten sich Franzosen sowie Engländer, während Russen und Deutsche fast immer zusammen zu sehen waren, durch ihre sauberen Uniformen fielen die Italiener auf, ebenso schmuck und forsch erschienen die Österreicher, die Arm in Arm mit ihren Kameraden von der deutschen Marine gingen, während die Amerikaner wenig auf ihr militärisches Aussehen hielten.

An den verschiedensten Stellen hielt Fritz Nachforschungen nach den Kindern des Leuchtturmwärters, niemand jedoch wußte etwas von ihnen;



Indische Reiteroffiziere.

erst im Deutschen Klub, dessen Mitglieder ein Freiwilligencorps gebildet, das während der bangen Tage die wesentlichsten Dienste geleistet, hörte er, daß das Geschwisterpaar bei einer englischen Missionarsfamilie in Pension sei, jene Familie aber hätte ihren Wohnsitz im chinesischen Tientsin gehabt. „Da wird niemand mehr am Leben sein,“ setzte der Europäer hinzu, „die Boxer sollen furchtbar in der Stadt gehaust haben, alle chinesischen Christen wurden getötet, ihre Häuser gingen in Flammen auf, und zuerst mögen natürlich die wenigen Weißen, die sich drüben in der Stadt befanden und sich nicht rechtzeitig retten konnten, ermordet worden sein.“

Mit tiefster Betrübnis vernahm Fritz die schlimme Nachricht.

„Und es ist ganz unmöglich, jetzt Erkundigungen nach den Kindern und jener Missionarsfamilie einzuziehen?" fragte er.

„Daran ist garnicht zu denken," lautete die Antwort; „jeder Versuch würde den Tod des Betreffenden bedeuten. Die Boxer üben eine furchtbare Schreckensherrschaft aus, und verstärkt durch kaiserliche Sodoten, haben sie die Stadt in ausgezeichneten Verteidigungszustand gesetzt. Ehe wir nicht wesentliche Truppenvermehrungen erhalten haben, können wir keinen irgendwie Erfolg versprechenden Sturm unternehmen."

Fritz setzte seine Erkundigungen nach dem Geschwisterpaare fort, empfing aber stets die gleiche Auskunft; mehrere seiner Landsleute beschrieben ihm ganz genau die Lage des Missionarhauses, und er verzeichnete sich den Punkt auf einem Plan von Tientsin, um bei einer Einnahme der Stadt, die in absehbarer Zeit ja erfolgen mußte, ihn sogleich aufzusuchen und, wenn dies noch möglich, den Kindern Rettung zu bringen.

In erregter und ungewisser Stimmung verflossen die folgenden Tage, niemand wußte, was die nächste Zukunft bringen würde; beängstigende Gerüchte waren aus Peking hergedrungen, nach ihnen sollte das Leben der dort wohnenden Europäer auf das höchste gefährdet sein und sie sollten sehnlichst Hilfe erwarten. Aber auch aus dem Kiautschou-Gebiet vernahm man von ernstlichen Unruhen, und die beiden Compagnieen des See-Bataillons bekamen aus diesem Grunde Befehl, am 3. Juli nach Tsingtau zurückzukehren.

Fritz war, auf seinen eigenen Wunsch, zu den unter Kapitän von Usedom stehenden Matrosen-Abteilungen commandiert worden, seine Kenntnisse des Chinesischen und seine Vertrautheit mit der Gegend um Peking konnten der in Tientsin bleibenden Truppe wichtige Dienste leisten.

Nach Eintreffen wesentlicher Verstärkungen, namentlich seitens Japans und Rußlands, konnte General Stöffel daran gehen, die Chinesenstadt zu nehmen. Ein sorgsamer Plan war dazu entworfen worden, von mehreren Seiten sollte der Angriff erfolgen, Artillerie und Infanterie sollten ihre gesamten Kräfte vereinen, um zum Ziele zu gelangen, die Banner der Verbündeten mußten unbedingt auf den Wällen der Stadt flattern, sonst war der so dringend gebotene Vorstoß nach Peking nicht möglich.

In der Nacht zum 13. Juli brachen russische Truppen-Abteilungen mit

den beiden deutschen Matrosen-Compagnieen und französischer Artillerie auf, einen weiten Umgehungsmarsch unternehmend und von Osten gegen die Stadt vorgehend, auf mitgenommenen Pontons den breiten Lutai-Kanal



Im chinesischen Tientsin.

überschreitend. Mit dem Grauen des Morgens donnerten die französischen Geschütze gegen die feindlichen Batterieen los, welche vor der Stadt lagen und durch den Angriff völlig überrascht wurden, und bewerkstelligten durch sicheres Schießen einige furchtbare Explosionen. Trotzdem hielt die chinesische Artillerie stand und überschüttete die zum Sturm vorgehenden Truppen mit

einem Hagel von Granaten, unter welchem die Russen empfindlich zu leiden hatten und wobei auch General Stössel einige Verwundungen erlitt; aber lachend wusch er sich das Blut vom Gesicht und sprengte auf seinem kräftigen Braunen bald hier-, bald dorthin, seine Soldaten zum kräftigen Vorgehen anfeuernd.

Die beiden deutschen Compagnieen, unter der furchtlosen Führung Kapitän von Usedoms, griffen den Feind von der Flanke her an, mit auf-



Vor Tientsin.

gepflanztem Seitengewehr und stürmischem Hurra gingen sie sprungweise gegen die Wälle vor, erstiegen sie und vertrieben die Geschützmannschaften, die bei diesem todverachtenden Draufgehen in wilder Flucht davonhafteten, zwölf Geschütze zurücklassend, welche im Verlaufe des weiteren Tages im Verein mit den französischen Kanonen gute Dienste bei der Beschießung der Stadt leisteten. Sechs der deutschen Matrosen waren verwundet worden, sie wurden im Verein mit den verwundeten Russen nach der europäischen Ansiedlung gebracht.

Auch an den anderen Stellen hatten die Verbündeten gute Erfolge er-

zielt, freilich unter schweren Opfern, die namentlich die japanische Infanterie, welche ohne Deckung vorgegangen war, betroffen hatte.

General Stössel ließ bei der Ermattung der Truppen den Kampf für diesen Tag einstellen, aber mit dem neuen Morgengrauen begann er von neuem. Der Feind, dessen starke Stellungen sämtlich genommen waren, hatte größtenteils während der Nacht Tientsin verlassen, die Wachtmannschaften wurden durch Salvenfeuer schnell vertrieben, die gewaltigen Thore mit Äxten eingeschlagen, nachdem die Geschütze zuvor ihr Werk gethan, und jubelnd drang man in die Stadt ein, die das ärgste Bild der Zerstörung darbot.

In den Straßen klafften breite Lücken, durch Brände herbeigeführt, die meisten Häuser wiesen schwere Verheerungen auf, überall sah man von Granaten gerissene Löcher, Tote lagen allenthalben umher, die Luft war erstickend, dunkler Qualm stieg empor und Flammen züngelten auf, in der Ferne hörte man die Jubelrufe der von anderen Seiten her eingedrungenen Eroberer.

Fritz durchhastete mit einem Trupp Matrosen, denen er seinen Zweck mitgeteilt und die ihm freudig folgten, die rauchenden Gassen. Nahe dem Yamen des Vizekönigs sollte das Haus der Missionarsfamilie liegen, aber wie konnte man sich trotz des Planes in diesem Trümmerhaufen zurecht finden? — da gab's keinen Anhalt mehr, selbst die Pagode, die bei dem Yamen gestanden, war nicht zu entdecken, sie mußte gleichfalls ein Raub der Flammen geworden sein.

Immer schneller eilte man dahin, die Feuersbrünste nahmen zu, das Atmen erschwerend — wo sollte man jedoch zu suchen anfangen, wo es nichts zu suchen gab, denn in diesen Ruinen konnte kaum noch ein menschliches Wesen zu finden sein!

Fritz verzagte bereits, und auch die Matrosen meinten, daß man alle Hoffnung aufgeben müsse, man dürfe, setzten sie hinzu, den Streifzug nicht zu lang ausdehnen, da sonst leicht die Flammen den Rückweg abschneiden könnten.

„Wenige Minuten noch haltet aus," bat Fritz, „hier muß ja das Yamen gestanden haben, seht, hier ist der Untergrund der Pagode, dort muß die Straße, nach der ich suche, liegen."

Aber von einer Straße war nur wenig noch zu sehen, fast sämtliche

Häuser waren bis auf geringe Reste niedergebrannt oder infolge der Granat-Explosionen eingestürzt — Fritz seufzte tief auf: nein, hier war alle Hilfe vergeblich!

Da scholl von einer Trümmerstätte langgezogenes, ängstliches Geheul herüber, das sich in kurzen Pausen wiederholte und das schauerlich klang inmitten dieser Verwüstungen. Hochauf horchte Fritz, dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, rief er laut: „Flock! Flock!“



Befestigungen von Tientsin nach der Eroberung.

Das Heulen hörte auf.

„Flock! Flock!“ rief Fritz immer wieder, auf jene Stelle zustürzend, woher das Heulen erklungen.

Ein Hund kam ihm entgegen, grau, verwahrlost, zottig, die Augen trüb und krank: „Flock, lieber, guter Flock!“ rief Fritz jubelnd aus, der trotz der Entstellung seinen einstigen treuen Pudel erkannte. Auch der Hund schien sich der Stimme zu erinnern, er stieß ein kurzes, heiseres Gebell aus und kam wedelnd auf den Rufenden zu, kehrte dann aber sogleich um und eilte zu einer Trümmerstätte, dabei stets nach Fritz zurückschauend.

„Jungens“, rief Fritz seinen Matrosen zu, „der Hund, mein alter Flock, weist uns den Weg, ich glaube, die Kinder leben noch, vorwärts, faßt frischen Mut, Ihr thut ein gutes Werk.“

Aber es bedurfte nicht der aufmunternden Worte. Bald hatte man die Stelle erreicht, wo Flock stand, jetzt in kurzen Absätzen bellend, das sich wie frohlockend anhörte. Verkohlte Balken versperrten den Eingang eines Hauses, von dem nur noch ein Teil des Erdgeschosses stand; schnell griffen die Hände zu und beseitigten die Hindernisse, Flock war schon durchgekrochen, von dem Flur führte eine Steintreppe in den Keller; Fritz eilte hinter Flock her, einen hellen Jubelruf stieß er aus: in einem halbdunklen niedrigen Raume lagen auf einem Bündel alter Kleidungsstücke, sich eng umschlungen haltend, Hans und Gretchen, wie es schien, von tiefer Ohnmacht umfangen. Flock leckte abwechselnd ihre Gesichter, dazwischen freudig bellend, als wollte er den Geschwistern mitteilen, daß die Rettung nahe.

„Schnell nach oben in die Luft,“ rief Fritz den ihm nachgedrungenen Matrosen zu; er selbst nahm Gretchen in die Arme, der die blonden Locken wirr in das bleiche Antlitz hingen, zwei Matrosen brachten Hans in das Freie.

Dort legte man die Kinder hin, mit dem Inhalt der Feldflaschen netzte man ihre Gesichter und träufelte ihnen einige Tropfen zwischen die Lippen.

Hans schlug zuerst die Augen auf. Als er die Soldaten über sich gebeugt sah, deren Gesichter vom Pulverdampf fast schwarz waren, bat er flehentlich: „Nicht töten! Nicht töten! O schont Gretchen!“ und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Aber Hans, mein lieber Hans, ich bin es ja, ich, der mit Dir so oft gespielt, ich, Fritz Vogelsang. Hab' keine Sorge mehr, lieber Hans, alle Not ist zu Ende, Du und Gretchen, Ihr seid gerettet, Ihr seid bei Deutschen!“

Hans suchte sich etwas aufzurichten, mit seinen thränenden Augen blickte er verwundert um sich, sein Weinen unterdrückend.

„Erkennst Du mich nicht, liebster Hans?“ fragte ihn Fritz sanft. „Weißt Du nicht, wie ich bei Euch im Leuchtturm war, bei Deinen lieben Eltern, die so große Sehnsucht nach Euch haben?“

„O Fritz — Fritz Vogelsang —“ brachte, vor Freude kaum die Worte findend, der Knabe hervor, „lieber Fritz, verlaß uns nicht,“ — und er schlang beide Arme um den Hals seines Retters, in Freudenthränen ausbrechend.

Gretchen war immer noch nicht aus ihrer Ohnmacht erwacht. „Schnell

müssen wir hier fort und die Kinder in ärztliche Pflege bringen," meinte Fritz zu seinen Matrosen, „nehmt die Kinder, ich will voran, damit wir den Ausgang finden."

Der kleine Zug, zu welchem auch Flock gehörte, setzte sich in Bewegung, je ein Matrose hatte Gretchen und Hans auf den Arm genommen, rasch schritt man vorwärts, um den prasselnden Flammen zu entgehen.

Mit Hilfe seiner Karte fand Fritz die Richtung, auch hörte man immer näher die Hurras der Sieger.

Da stürzte auf die Deutschen ein junger Chinese zu, Angst und Entsetzen in den Zügen, drei japanische Soldaten waren hinter ihm drein, der eine hatte das Gewehr angelegt, um den Flüchtigen zu tödten.

„Halt!" rief Fritz und deckte den Chinesen mit seinem eigenen Körper. „Man schießt nicht Wehrlose nieder!"

„Es ist Kin-Tai, schütze ihn, Fritz, er hat uns beigestanden," schrie Hans, wie Hilfe verheißend seine Hände nach dem jungen Chinesen ausstreckend.

„Sei ohne Sorge," beruhigte Fritz den Zitternden, „niemand wird Dir etwas thun, Du stehst unter meinem Schutz, komm, geh' an meiner Seite!"

Schimpfend waren die Japaner davongetrollt, nach Beute spähend, die sich reichlich vorfand in den vom Feuer und den Kugeln verschont gebliebenen chinesischen Kaufmannshäusern.

Nach längerer Wanderung erreichte man eines der gewaltigen Thore, welche aus der Chinesenstadt führten, und frische, erquickende Luft schlug ihnen vom Pei-ho entgegen.

Da öffnete auch Gretchen die Augen. „Hans, wo ist Hans?" war ihr erstes Wort.

„Hier, Gretel, hier," rief dieser, „denk' Dir, Fritz ist bei uns, Fritz Vogelsang, er hat uns gerettet. Und auch Kin-Tai ist hier und Flock, und bald sind wir wieder bei unseren lieben Eltern!"

Wortlos vor Freude streckten dankend die Kinder die Arme nach Fritz aus, und dieser küßte sie zärtlich, während seine Augen sich mit Thränen füllten, mit Thränen seliger Freude!



Achter Abschnitt.

Auf, nach Peking! — „Es lebe der Kaiser!"

Fritz hatte Hans und Gretchen bei Herrn Ritter untergebracht, einem freundlichen, seit langem in Tientsin lebenden Deutschen, dem Besitzer des ersten Hotels, der sich auf das wärmste der Kinder annahm, und dann sofort Herrn Schwilp benachrichtigt, daß das Geschwisterpaar gerettet sei und mit nächster Gelegenheit zu den Eltern zurückkehren würde. Das zehnjährige Gretchen erholte sich nur langsam von den glücklich entronnenen Gefahren und wachte oft in der Nacht ängstlich weinend auf, da es sich im Traum noch immer von Brand und Mord umgeben sah. Hans hatte sich schneller erholt und berichtete Fritz, der jede dienstfreie Stunde den Kindern widmete, von den ausgestandenen Schrecken: wie die Missionarsfamilie von einer Schar Boxer fortgeschleppt worden und nie wieder heimgekehrt sei, wie die Kinder, während die Aufrührer in das Haus gedrungen, sich im letzten Winkel des Kellergewölbes versteckt hätten, wie ihnen Tag für Tag Kin-Tai, der in der Nachbarschaft wohnte, mit steter Gefahr seines Lebens Nahrung gebracht, wie treu Flock bei ihnen ausgehalten hätte, wie fernerhin das Haus von anderen Plünderern durchsucht und schließlich in Brand gesteckt worden sei, und wie beide völlig verzagt gewesen wären; nur Kin-Tais Zuspruch hätte sie noch aufrecht erhalten, da er ihnen mit ermunternden Worten die Rettung versprochen und an jenem letzten Tage fortgeeilt sei, um Hilfe zu holen, was ihm beinahe zum Verderben gereichte.

Der junge Chinese zeigte Fritz auf das rührendste seine Dankbarkeit und wußte sich garnicht zu erschöpfen in Gefälligkeiten, wenn Fritz bei den Geschwistern weilte; Kin-Tais Eltern waren, wie so viele andere chinesische Bewohner von Tientsin, in den Flammen umgekommen, ihr Hab und Gut war von den Boxern zerstört und geraubt worden. Der sonst so sanfte und

zurückhaltende Junge geriet in leidenschaftlichen Zorn, wenn das Gespräch auf die Boxer kam: „Wir lebten still und friedlich", rief er heftig aus, „wir hielten mit den Europäern gute Nachbarschaft und hatten reichen Nutzen, indem wir mit ihnen in regem Handel standen, da kamen sie, die Tachuans, und mit der Eintracht und mit dem Familienglück war es vorbei. Zwist und Feindschaft, Haß und Wut verbreiteten sie, wohin sie ihre Schritte lenkten, und, sich damit nicht begnügend, zündeten sie die Häuser von Christen und Chinesen an und mordeten Alt und Jung, Arm und Reich, oft um weniger Kupfermünzen willen. China wollen sie helfen, so geben sie vor, und sie stürzen es in das Verderben!" —

Auch Flock, der treue Pudel, sah wieder schmuck und weiß aus, da er bei genügender Kost und Sauberkeit schnell sein früheres Aussehen erlangt hatte. Seine Freundschaft teilte er zwischen dem Geschwisterpaar und Fritz, dem er, sobald er seinen Tritt hörte, mit freudigem Bellen entgegensprang und dann nicht von seiner Seite wich, ihm, wo es nur ging, die Hand leckend oder ihn mit den glänzenden schwarzen Augen so aufmerksam betrachtend, als suche er jedes Wort zu verstehen.

Neue schlimme Nachrichten aus Peking, daß die dortigen Europäer in höchster Bedrängnis seien und sehnsuchtsvoll Hilfe erwarteten, sowie gleichzeitig eingetroffene Mitteilungen, daß die in China beteiligten Mächte auf das schleunigste starke Truppenabteilungen ausgesandt, deren Eintreffen in Tientsin man bald erwarten dürfte, bestärkten Fritz in seinem schon seit einiger Zeit gefaßten Entschluß: den Versuch zu wagen, nach Peking vorzudringen, um den dort Eingeschlossenen die Kunde baldiger Rettung zu bringen, die sie veranlassen würde, bis zum letzten auszuhalten und sich nicht der Mutlosigkeit und Verzweiflung zu überlassen.

Fritz verhehlte sich nicht, daß die Ausführung dieses Planes leicht sein Leben kosten konnte: die Gegend zwischen Tientsin und Peking war von Boxerhorden und chinesischen Truppen überschwemmt, jeder Europäer, dessen sie habhaft wurden, war rücksichtslos ihrer Rache verfallen, töteten sie doch unter den schlimmsten Martern selbst ihre eigenen Landsleute bei dem geringsten Verdacht, daß diese es mit den Europäern hielten oder daß sie Nachrichten von, bezüglich nach Peking bringen wollten. Andererseits wallte Fritz' Blut heißer durch seine Adern und erregter klopfte sein Herz, wenn er an die furchtbare Ungewißheit dachte, in welcher die Europäer in Peking

schwebten, an die Verzweiflung der Frauen und Kinder, die Tag für Tag die Rettung erwarteten und die bei dem Ausbleiben jeglichen Hoffnungssternes mit jeder Stunde, mit jeder Minute das entsetzliche Schicksal näher vor Augen sahen, in die Hände der Chinesen zu fallen. Die tollsten Gerüchte durchschwirrten Tientsin, daß sich die Gesandtschaften nur noch kurze Zeit halten könnten und daß sich dann, wenn ihr Widerstand gebrochen, so entsetzliche Schreckenscenen abspielen müßten, wie sie sich noch nie zuvor auf dem Erdball ereignet.

Mit dem frohen Wagemut der deutschen Jugend gab sich Fritz der Hoffnung hin, seinen Plan ausführen zu können; er wollte chinesische Kleidung anlegen und nur nachts seinen Weg fortsetzen, den er mit Hilfe von Karten und seinem guten Ortssinn schon finden würde — und für das Übrige ließ er den Mächtigen droben im Himmel sorgen, der ihn, des war Fritz gewiß, nicht verlassen würde, wie er seinen Schutz ja schon so oft mit innigstem Dankgefühl empfunden.

Sein Vorhaben hatte Fritz dem deutschen Befehlshaber unterbreitet und dessen freudige Genehmigung erhalten, wenngleich sich der Kommandant veranlaßt gesehen, Fritz auf die unendlichen Schwierigkeiten und die tollkühne Gefahr seines Unternehmens aufmerksam zu machen. Aber Fritz blickte jetzt nur voraus, nicht mehr zurück, blos ein Gedanke noch beschäftigte ihn und füllte völlig sein Inneres aus: nach Peking, du mußt nach Peking, und Gott wird dich schützen! —

Auf Veranlassung des deutschen Befehlshabers meldete sich Fritz beim General Stössel, um diesen von seinem Plane in Kenntniß zu setzen und ihn um Vorschriften wie Aufträge zu bitten, die in der chinesischen Kaiserstadt, falls er sie erreichen würde, auszurichten wären.

Der General hatte schweigend die Meldung entgegengenommen, mit einem gewissen erstaunten Ausdruck in seinen Mienen, als teile man ihm etwas mit, das er für unglaubwürdig halte, seine Augen mit prüfendscharfem Blick auf Fritz richtend. Dann, als dieser geendet, erhob er sich schnell und trat auf Fritz zu, ihm die Hand entgegenstreckend. „Schlagen Sie ein!“ rief er mit gehobener Stimme. „Ob Sie Ihr Ziel erreichen werden, das weiß ich nicht — aber schon daß Sie es erreichen wollen, macht Sie zu einem Helden! Und Deutschland kann stolz sein, daß es solche Jünglinge besitzt! Glückauf zu Ihrem Thun! — Schriftliches gebe

ich Ihnen nicht mit, es könnte Ihr Verderben sein. Sagen Sie in meinem Namen und Auftrage den in Peking Eingeschlossenen zwei Worte: Mut und Vertrauen! In zwei Wochen, so Gott uns hilft, denke ich in Peking zu sein. Und nun gehen Sie im Schutze des Höchsten! Und wenn Sie verzagen wollen, so möge ein kleiner Trost die Gewißheit sein, daß ich mit Bewunderung Ihrer gedenke!"

Fritz war tief bewegt von diesen Worten, vorschriftsmäßig nahm er Abschied, da rief ihn ein Ausruf des Generals nochmals zurück, und noch einmal streckte ihm der russische Feldherr die Hand hin und sagte ergriffen: „Gott schütze Sie, junger Held!" —

Fritz begab sich zu den Geschwistern, um ihnen Lebewohl zu sagen. Als ob Flock vorausgeahnt, daß sich sein einstiger Herr von ihm trennen wollte, harrte er bereits vor der Thür und eilte dem Nahenden mit langen Sätzen unter freudigem Bellen entgegen, begrüßend an ihm hochspringend, daß sich Fritz kaum des Hundes erwehren konnte. Mit tiefer Betrübnis nahmen Hans und Gretchen die Neuigkeit auf, daß Fritz schon an diesem Abend Tientsin verlassen wollte; das Ziel seiner Reise, welches geheim gehalten werden mußte, sagte er ihnen nicht, er schützte einen dienstlichen Auftrag vor und tröstete sie mit dem Versprechen, sie nach Beendigung der Unruhen auf längere Zeit im Leuchtturm von Promontory, der ihn einst so gastlich aufgenommen, zu besuchen.

Kin-Tai hatte das Gespräch mitangehört, bescheiden näherte er sich Fritz mit der Frage: „Darf ich Dich nicht begleiten?"

„Nein, mein lieber Junge," erwiderte Fritz, „Du bleibst besser bei Hans und Gretchen."

„O, sie werden ja auch in diesen Tagen Tientsin verlassen, und ganz allein ist wieder dann Kin-Tai," sagte der junge Chinese traurig, „ohne Eltern, ohne Verwandte, ohne Freunde."

„Lieber Kin-Tai," meinte Fritz auf Chinesisch, „was ich vorhabe, ist nicht ungefährlich, es kann das Leben kosten."

„Du, mein Retter," rief Kin-Tai aus, „den ich mehr verehre als die Ahnen meiner toten Eltern, Du willst Dich in Gefahr begeben, und Kin-Tai soll nicht bei Dir sein? Nichts ist gefährlich genug, daß ich es nicht mit Dir teilen möchte! Nun flehe ich doppelt heiß: o bitte, nimm' mich mit!"

Fritz überlegte, daß ihm der junge Chinese von großem Nutzen sein

könnte und, da er das Gefühl hatte, daß er ihm vertrauen dürfe, beschloß er, ihn von seinem Unternehmen zu unterrichten.

„Du mußt mich mitnehmen," sagte Kin-Tai schlicht, der aufmerksam zugehört, „Du allein würdest trotz Deines Mutes, trotz Deiner Tapferkeit und Zuversicht kaum Peking erreichen. Ich kenne genau den Weg, da ich ihn oft genug für meinen Vater, der zahlreiche geschäftliche Verbindungen in Peking hatte, zurückgelegt haben. Also nicht wahr, ich darf Dich begleiten? Treu will ich Dir dienen und, wenn es das Geschick erfordert, mein Leben für Dich opfern!"

Während dieser kurzen und überzeugenden Worte hatte Fritz seinen Entschluß gefaßt. „Gut, Kin-Tai," rief er, „Du sollst mit mir gehen! Wie ich Dir vertraue, ersiehst Du daraus, daß selbst meine nächsten Freunde nicht um mein Vorhaben wissen. Auch Du schweige zu jedermann! Daß wir unser Leben wagen, brauch' ich Dir nicht erst darzulegen. Heute Abend treten wir unseren Weg an. Den nötigsten Proviant besorge ich. Erwarte mich um sieben Uhr hier vor dem Hotel." —

Kin-Tai war rechtzeitig zur Stelle. Er spähte die Straße hinauf und hinab, um Fritz zu entdecken, aber nur ein Landsmann näherte sich ihm und bot ihm den üblichen Gruß; da erst erkannte der junge Chinese seinen deutschen Retter, der chinesische Tracht angelegt und sogar eine von einem Missionar erhaltene schwarze Perrücke mit langem Zopf aufgesetzt hatte.

„Vorwärts denn," meinte Fritz, „und Gottes Schutz möge uns begleiten!"

Die Straßen von Tientsin waren menschenleer, nur kleinere Militärpatrouillen streiften entlang, und wiederholt mußte Fritz die für die Nacht ausgegebene Losung rufen, um unangehalten weiterzukommen, denn mit Einbruch der Dunkelheit erregte jeder Chinese in der europäischen Ansiedlung Verdacht, da wiederholte Plünderungen und Brandstiftungen vorgekommen.

Fritz und Kin-Tai hatten verabredet, daß sie nur nachts marschieren wollten, mit möglichster Vermeidung der Ortschaften, am Tage wollten sie sich verbergen. Als einzige Waffe führte Fritz einen Revolver und ein Dolchmesser mit, einen zweiten Revolver hatte er Kin-Tai gegeben, in einem Bündel war Brot, kaltes Fleisch und eine Flasche Wein enthalten. Wenn sie ohne Hindernisse weiterkamen und ihre Kräfte nicht schonten, so hofften sie Peking mit Ausgang der dritten Nacht zu erreichen; wie sie hinein-

gelangen würden, hing von der Bewachung und Verteidigung der Kaiserstadt ab, aber Kin-Tai kannte dieselbe genau, und auch Fritz hatte sich ja zwei Jahre zuvor einige Wochen in ihr aufgehalten, er wußte namentlich Bescheid in der Nachbarschaft der Gesandtenstraße und hatte sich, um in letztere zu gelangen, einen Plan zurechtgelegt.

Jenseits des Tientsiner Bahnhofes, der von einer russischen Compagnie bewacht wurde, waren Fritz und sein Begleiter nun von jeder europäischen Verbindung und Hilfe abgeschnitten, jetzt kam es auf ihre Klugheit, ihre Wachsamkeit an, daß sie ihr Vorhaben glücklich ausführten. Fritz hatte sich außerhalb der Stadt eine blutbefleckte Binde um den Kopf gebunden, die er sofort über die Augen, welche ihn zuerst verraten würden, daß er kein Chinese war, ziehen konnte, auch erweckte sie den Anschein, daß er mitgekämpft und hierbei verletzt worden wäre.

Rüstig schritten die Beiden aus, sich vorläufig längs des nach Peking führenden Bahndammes haltend, neben welchem die Landstraße herlief. Ueberall stieß man auf Spuren der von der Besatzung Tientsins unternommenen wilden Flucht; Waffen, zerbrochene zweirädrige Karren, allerhand geraubte Gegenstände, die jedenfalls den Fliehenden zu schwer geworden, lagen umher, die Felder waren zertreten, die kleinen Ortschaften, um welche man in weiteren Bogen herumging, lagen in Trümmern, von menschlichen Wesen war nirgends etwas zu bemerken.

„Ach, wie schwer muß China leiden!" seufzte Kin-Tai wiederholt. „Was haben wir verschuldet, daß uns so blutige Wunden geschlagen werden! Noch vor wenigen Monden zog ich denselben Weg, fleißige Bauern bestellten die Felder und freuten sich im voraus der zu erwartenden Ernte, auf den Straßen der Dörfer spielten lachende Kinder und mit Stolz sahen ihnen die Mütter zu, Friede und Frohsinn herrschten weit und breit, wo heute alles verbrannt und verwildert ist und nur der Tod seine Ernte hält. O, welch' einen Haß habe ich auf die verruchten Banden, welche dies Alles angerichtet, welche meine Eltern, meine Geschwister gemordet und auch mich zum Bettler gemacht, die, unter dem Vorgeben, China helfen zu wollen, nur ihre eigennützigen Pläne verfolgen und sich durch die Habe ihrer eigenen Landsleute zu bereichern gedenken!" —

Als die Sonne aufging, hatten die beiden mutigen Wanderer schon eine Anzahl Meilen zurückgelegt, sie beschlossen, sich später ein Versteck zu

suchen, da nirgends Menschen zu sehen waren, und erst als ihre Müdigkeit sie zwang, in ihrem Marsche einzuhalten, fanden sie einen Unterschlupf in einer nahe einem verlassenen Steinbruche liegenden Höhle, die einst wohl den Arbeitern zum Ausruhen gedient haben mochte und deren Eingang mit Gestrüpp verdeckt war.

Kin-Tai forschte nach einer Quelle und brachte nach längerem Ausbleiben in Fritz' Feldflasche Wasser herbei, das, mit Wein vermischt, die bescheidene Mahlzeit hinunterspülte, worauf die Beiden sich ausstreckten und trotz des harten Lagers sogleich in festen Schlaf verfielen, aus welchem sie erst erwachten, als die untergehenden Sonnenstrahlen durch das Blättergewirr funkelten.

Nachdem sie sich etwas gestärkt, wanderten sie weiter. In dieser Nacht aber war mehr Vorsicht geboten, man kam in die Nähe bewohnter Orte, auch Boxer und kaiserliche Truppen schienen sich hier umherzutreiben, auf weitere Entfernungen vernahm man Lärm und Gewirr und sah einzelne Dörfer in Flammen stehen.

Da Kin-Tai gut Bescheid wußte und genau die Richtung kannte, hatte er Nebenwege eingeschlagen, und unbehelligt gelangte man vorwärts; zweimal nur mußte man sich in Maisfeldern verbergen, weil in der Nähe einiger Orte Hunde anschlugen und man zu bemerken glaubte, daß kleinere Soldatentrupps umherstrichen.

Diesmal aber suchte man bereits mit dem kommenden Morgengrauen nach einem Versteck, ohne ein geeignetes finden zu können, und mußte schließlich, als die Sonne ihre flammende Bahn antrat, einen nahe einer Ortschaft gelegenen, halb verfallenen Turm wählen, der einen niedrigen Eingang hatte, vor welchen Fritz und Kin-Tai einige Felssteine rollten, die sie von innen aufeinander schoben. Der etwa fünf Meter hohe Turm hatte nur einen schmalen Durchmesser, sodaß sich die Beiden kaum ausstrecken konnten, der Boden war feucht und dumpfig, Schlingpflanzen wucherten aus den Steinen hervor, glühend schien alsbald von oben die Sonne herab, gegen die man keinen Schutz hatte, ebensowenig wie man sich mit frischem Wasser hatte versehen können. Es war einer jener Kindertürme, die man vielfach in dem nördlichen China antrifft und die früher in Gebrauch genommen wurden von den Aermsten der Armen, welche nicht die zur Beerdigung ihrer Kinder erforderliche geringe Summe besaßen und die toten

Körper der Kleinen in diese Türme warfen, wo sie vermoderten; meist hafteten sich allerhand Sagen an diese Bauten, die von vielen Chinesen mit abergläubischer Furcht betrachtet wurden.

So gut es ging, behalfen sich Fritz und Kin-Tai in dem engen Raum, wagten aber nicht, sich gleichzeitig dem Schlafe hinzugeben, sodaß stets der eine für den anderen Wache hielt, da sie eine unliebsame Störung ihrer freiwilligen Gefangenschaft nicht für unmöglich hielten. Es war drückend heiß in dem Turm, in welchem man sich nicht bewegen konnte, das wenige Wasser, welches man mit sich geführt, war längst verzehrt, und der Durst wurde immer zwingender, mit Sehnsucht erwarteten Beide das Nahen der Dunkelheit. Hin und wieder spähten sie durch die Zwischenräume der vor den Eingang geschobenen Steine hinaus, aber es war nichts tröstliches, was sie erblickten; die ganze Gegend schien mit Boxerhorden überschwemmt zu sein, man hörte ihr kriegerisches Lärmen und sah einzelne bewaffnete Trupps die Straße entlangziehen, die nach Peking führte.

„Wir müssen dicht bei Langfang sein," meinte Kin-Tai zu Fritz, „es ist eine beträchtliche, gut befestigte Stadt, welche die Eisenbahnstrecke nach Peking beherrscht, wohin es noch ein Drittel des ganzen Weges von Tientsin aus ist. Daher der Zusammenfluß der Aufrührer, die sich wahrscheinlich in Langfang vereinen. Ich hätte mehr nach dem Feng-ho abbiegen sollen, der hier in einiger Entfernung vorüberfließt, und in dessen Nähe wir sicherer gewesen wären, zu spät sehe ich meinen Fehler ein."

Langsam, in steter Befürchtung irgend etwas Unerwarteten, schwanden die Stunden dahin, endlich, endlich aber sank die Dämmerung herab, jedoch wollten die Beiden das völlige Hereinbrechen der Nacht abwarten, ehe sie ihre Wanderung fortsetzten. Im Begriff, die Steine wegzuränmen, hörten sie dicht bei dem Eingang Stimmen.

„Hier ist's wo wir unsere Last verstecken können," sagte ein Mann zu mehreren Begleitern.

„Hier, bei diesem Turm?" klang es zurück.

„Nicht bei dem Turm, sondern in dem Turm," ward die Antwort gegeben.

„In dem Turm?" hörte man besorgt fragen. „Wißt Ihr nicht, daß hier die Geister der Abgeschiedenen zusammenkommen? Das kann uns kein Glück bringen!"

„Glück hin, Glück her," lachte Jemand heiser. „Gerade die Geister werden unseren Schatz behüten, der nirgends sicherer vergraben sein wird, als in diesem Turm, den die Lebenden meiden. Wenn friedlichere Zeiten gekommen sind, so holen wir uns unsere Kiste, und dann, Freunde, brauchen wir uns in unserem ferneren Leben nicht mehr zu placken und zu sorgen, es ist genug für uns Drei drin, um in Freuden leben zu können!"

„Schnell ans Werk," sagte eine andere Stimme, „unser Hauptmann darf uns nicht zu lange vermissen. Wenn er ahnte, daß wir einen so guten Fang gemacht, so wären wir ihn schon längst los."

In diesem Augenblick, als gerade die Steine von außen fortgeschoben werden sollten, ließ Kin-Tai einen langgedehnten, klagenden Ton vernehmen, dessen Echo schauerlich widerhallte von dem engen Gemäuer des Turms.

„Die Geister der Abgeschiedenen!" hörte man einen furchtsamen Ausruf.

„Fort, fort, sonst ist's um uns geschehen!" rief eine zweite Stimme.

Und nochmals stieß Kin-Tai den Klageschrei aus.

Man vernahm das Geräusch eilender Schritte.

„Rasch hinaus, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt haben," raunte Kin-Tai Fritz zu.

Sie stießen die Steine beiseite und traten vorsichtig ins Freie, prallten aber zurück, denn neben einer geöffneten eisernen Kiste kniete ein groß-gewachsener, bewaffneter, mit der roten Schärpe der Boxer versehener Chinese, der, während seine Gefährten vor Angst die Flucht ergriffen, sich einen Teil des Raubes sichern wollte. Bei dem Geräusch sprang er, sein Gewehr ergreifend, auf: „Ha," rief er, „nette Geister das! Herbei, herbei, Freunde, hier giebt's noch einen guten Fang!"

„Nur Flucht rettet uns," rief Kin-Tai Fritz zu, „folge mir," und eilenden Fußes stürzte der Chinese von dannen.

„Feinde! Feinde!" erscholl der laute Ruf der in der Bergung ihres Schatzes gestörten Boxer. „Feinde! Feinde!" hallte es von verschiedenen Seiten wieder, Schüsse wurden abgefeuert und gellend ertönten im nahen Dorfe die zum Alarm rufenden Gongs.

Überall wurde es lebhaft von allen Seiten war man auf die Fliehen-den aufmerksam geworden, einige Kugeln flogen dicht an ihren Köpfen vor-bei, man hörte die lauten Rufe der Verfolger, die einzeln und in Trupps hinter den Flüchtenden herstürmten.

Fritz war die weite, rockähnliche Kleidung ungewohnt und hinderte ihn am schnellen Laufe; als er über einen Graben springen wollte, fiel er, und da eine Schaar Boxer ihm entgegeneilte, wurde er, ehe er von seinen Waffen Gebrauch machen konnte, im Umsehen überwältigt und gebunden.

„Ein Spion ist's!“ — „Ein Abtrünniger!“ — „Warum ist er geflohen, wenn er nichts zu fürchten hat?“ — „Es ist ein Feind unserer heiligen Sache!“ — „Tötet ihn, tötet ihn!“ — so und ähnlich scholl es wild durcheinander, Schwerter, Spieße, Flintenläufe richteten sich auf Fritz, der nicht mehr die nächste Sekunde zu erleben glaubte.

„Haltet ein!“ rief ein älterer Chinese. „Erst zum Hauptmann mit ihm. Sein Blut bleibt uns. Ihr wißt, der Hauptmann versteht keinen Spaß, wir dürfen nichts ohne ihn unternehmen!“

„Zum Hauptmann mit ihm, zum Hauptmann!“

Man zerrte und stieß Fritz nach dem Dorf, wohin die Kunde seiner Gefangenschaft schon gedrungen war und wo seiner lärmende Boxerscharen und die erregte Einwohnerschaft harrten.

Fritz hatte mit seinem Leben abgeschlossen, jetzt, das wußte er, gab es kein Entrinnen mehr, er kannte die Mordgier der Aufrührer, um Eins nur flehte er heiß im Innern, daß eine barmherzige Kugel, ein schneller Schwertschlag, ein rascher Dolchstoß ihm den Tod bringen möchte, um langen, furchtbaren Qualen zu entgehen.

Man schleppte ihn zu einem Hause der Hauptstraße des Dorfes, der Anführer der hier liegenden Boxerabteilung erwartete ihn bereits, Fackeln waren entzündet und in ihren hellen Schein stieß man den Gefesselten, dem bei der Flucht die Binde vom Kopf gefallen war.

„Ein Fang-wei, ein fremder Teufel ist's!“ — „Ein Fang-wei!“ — „Tötet den Spion!“ — „Nieder mit dem Verräter!“ — „Ein Fang-wei mitten unter uns!“ — „Tausend Tode muß er erleiden!“ — so heulte, schrie, tobte die Menge durcheinander, und wieder wurden Gewehre auf Fritz angeschlagen und Schwerter dicht um ihn herum geschwungen.

„Seid still!“ herrschte der Hauptmann die Wütenden an. „Nur Einer hat hier zu befehlen, und das bin ich! Was führt Dich zu uns, wo kommst Du her, warum diese Verkleidung?“ fragte er mit zornsprühenden Augen.

„Aus Tientsin bin ich gekommen und nach Peking wollt' ich meine Schritte richten, daher dies fremde Gewand,“ antwortete Fritz offen.

„Und wer bist Du?“

„Ich bin ein Deutscher!“

„Ah, ein Deutscher? Man rühmt Euch großen Mut nach. Wollen sehen, ob Du ihn bewahrst, wenn Dich die Flammen umzüngeln!“

„Im Feuer soll er zu Grunde gehen!“ — „Zündet die Scheiterhaufen an!“ — „Laßt die Flammen sprühen, sie freuen sich auf den Fang-wei!“ riefen die Umstehenden unter Drohungen und Verwünschungen.

„Was wolltest Du in Peking?“ fragte von neuem der Hauptmann.

Fritz zögerte mit der Antwort; was sollte er auch sagen, auf Nachsicht durfte er nicht rechnen, so rief er funkelnden Blickes aus: „Meinen Landsleuten wollt' ich dort beistehen, Euch Schurken und Mörder zu bekämpfen!“

Ein furchtbarer Aufruhr folgte diesen Worten, man warf Fritz zu Boden und schlug und stieß ihn, ein Speerstich traf seine Schulter, daß das Blut hervorquoll; inmitten dieses wilden Getöses aber überkam Fritz eine seltsame, ihn beseligende Ruhe: „Du hast Deine Pflicht gethan bis zu Deinem Ende,“ so sagte eine Stimme in ihm, „Du hast Deine Stellung im Leben ausgefüllt und Deinem Vaterlande Ehre gemacht, selbst der schlimmste Tod kann Dich nicht mehr schrecken!“

„In die Flammen mit ihm!“ schrie der Hauptmann.

Auf der Dorfstraße hatte man ein großes Feuer entfacht, allerhand Gerümpel aus den umliegenden Häusern, Holz und Stroh hatte man hineingeworfen, mit lautem Prasseln schlugen die Flammen in die Höhe und beleuchteten mit ihrem grellen Schein die grausamen Mienen der Boxer, die nicht erwarten konnten, ihr Opfer dem Feuer übergeben zu können.

„In die Flammen mit dem Fang-wei!“ riefen ungeduldig die Weiterstehenden. Man riß Fritz in die Höhe und stieß ihn dem Scheiterhaufen zu, dessen Funken knisternd aufsprühten.

„Haltet ein! Was thut Ihr!“ vernahm man da eine laute Stimme. „Im Namen Wu-Hai-Lins, des Präfekten von Langfang, haltet ein!“

„In das Feuer mit dem Fang-wei!“ — „Wer will ihn uns entreißen?“ — „Macht schnell, dann kann Keiner etwas wollen!“ — „Hört nicht auf den Störenfried, stoßt ihn ins Feuer!“ schwirrten die Rufe durcheinander.

„Tod und Verderben über den, der es wagt, den Befehlen des Präfekten zu trotzen!“ vernahm man, mit drohendem Ausdruck, von neuem die Stimme.

Die Umstehenden wichen zurück, und vor den Hauptmann trat Kin-Tai.

„Großer Führer, höre mich und schenke meinen Worten Beachtung,“ begann er zu dem Hauptmann. „Ich bin Cho-Tu, der Schreiber Wu-Hai-Lins, des Präfekten von Langfang. Yung-lu, der Oberbefehlshaber unserer glorreichen Armee, sandte gestern einen Eilboten aus Peking zu meinem Gebieter mit der Nachricht, daß unsere weißen Feinde, welche die Götter vernichten möchten, Späher ausgeschickt hätten, um Wichtiges zu erfahren und uns dadurch zu schaden. Den Tod sollen diese Verräter erleiden, das verkündet Yung-lu, und auch jener fremde Teufel,“ und er wies auf Fritz, „soll ihm nicht entgehen!“

Ein lautes Freudengeheul folgte den Worten, und wieder hallte es hundertfach: „Werft ihn in die Flammen!“ — „Zum Tode mit dem Fang-wei!“ — „Ins Feuer! Ins Feuer!“

„Ehe ihn aber sein verdientes Geschick trifft,“ fuhr Kin-Tai erhobenen Tones fort, „soll er vor das hohe Angesicht Yung-lus geführt werden, der diesen Auftrag meinem Herrn, dem Präfekten, erteilt. Wisset, daß diese verruchten Leute, von dem Ihr einen gefangen habt, im Besitze großer Geheimnisse sind und allerhand Zaubermittel kennen, um den Waffen den Sieg zu verleihen. Diese erst will Yung-lu erfahren, sei es durch weise Überredungen, sei's durch die Folter! Danach erst soll der Spion der Unterwelt überliefert werden. Boten sandte deshalb mein Gebieter nach allen Richtungen aus, um dieser tückischen Späher habhaft zu werden und sie Yung-lu zuzuführen. Die Strafe des Todes trifft den, der zuwiderhandelt! Überliefert mir den Verbrecher und führt ihn mit mir nach Langfang. Wehe, wer nicht gehorcht!“

Die Rede hatte nicht ihres Eindruckes verfehlt, besonders die Erwähnung Yung-lus, des in hoher Gunst bei der Kaiserin-Witwe und dem Prinzen Tuan stehenden Oberfeldherrn der chinesischen Armee, sowie die den abergläubischen Chinesen sehr wahrscheinlich klingende Hervorhebung der im Besitz der Fremden befindlichen Zaubermittel hatten eine sichtlich starke Wirkung ausgeübt, die sich sogar darin zeigte, daß die dem Gefesselten zunächst stehenden Boxer in abergläubischer Scheu einzelne Schritte zurücktraten und mißtrauische Blicke auf ihr Opfer hefteten.

Auch der Hauptmann war von den Worten Kin-Tais überzeugt worden, er wußte noch besser als seine Leute, daß Yung-lu in Peking un-

umschränkte Herrschaft ausübte und daß jeder seinen Befehlen unverzüglich nachkommen mußte, bei Strafe des Kopfes; er beschloß daher, dem Wunsche des Präfekten zu willfahren und den Gefangenen nach Langfang zu senden, der in der Nähe liegenden Präfekturstadt dieses Bezirkes.

„Zwanzig von Euch begleiten den Fang-wei nach Langfang," befahl er seinen Leuten, „macht Euch gleich auf den Weg, jede Zögerung könnte von Schaden sein. Und mit Eurem Leben steht Ihr mir dafür ein, daß dieser Verbrecher richtig abgeliefert wird! — Ich folge mit den Übrigen morgen nach!"



Mauern von Langfang.

Fritz hatte mit wachsendem Staunen die Vorgänge verfolgt. Zuerst fast völlig teilnamslos, da er an keinerlei Hülfe mehr glaubte, erkannte er zu seiner höchsten Überraschung Kin-Tai und unterdrückte nur mühsam einen lauten Ausruf, der Beiden hätte verderblich werden können. Mit fieberhafter Spannung lauschte er dann den Worten des Chinesen, dessen Plan er durchschaute: nur Zeit wollte zunächst Kin-Tai gewinnen, dazu hatte er all' diese Vorspiegelungen, die er so beredt und überzeugend vorzutragen wußte, ersonnen. Es war ein kühnes und gefährliches Mittel, den Boxern noch in der letzten Minute ihr Opfer zu entreißen.

Tiefste und innigste Dankbarkeit fühlte Fritz zu dem jungen Chinesen,

den er am liebsten in die Arme geschlossen: obwohl er schon gerettet gewesen, hatte Kin-Tai freiwillig ein gewagtes Spiel unternommen, denn es brauchte nur einer im Dorfe den Sekretär des Präfekten zu kennen, so wäre der Trug entdeckt worden, und Kin-Tai hätte mit Fritz den Flammentod erlitten. Und auch jetzt war die nächste Zukunft noch gefahrdrohend genug, für Kin-Tai ebenso wie für Fritz! Der Betrug des ersteren mußte ja enthüllt werden, und auf ein solches Vergehen, wie es Kin-Tai unternommen, stand die Todesstrafe, aber auch Fritz' Tod war nur hinausgeschoben; bei dem Fremdenhaß der hohen Beamten war auf Milde nicht zu rechnen: jeder Fremde, den sie hinrichten ließen, erhöhte beim Volke nur ihr Ansehen und befestigte ihre Stellung den Gewalthabern in Peking gegenüber.

Trotz all' dieser Bedenken und Befürchtungen, die er sich immer wieder vorhielt, fühlte sich Fritz von frischem Lebensmut erfüllt; die treue Aufopferung Kin-Tais hatte ihn auf das tiefste bewegt und ihn in eine zuversichtliche Stimmung versetzt, verknüpft mit dem Bewußtsein, daß ihm in dieser schweren Stunde der Höchste sichtlich beigestanden und ihn auch fernerhin nicht verlassen würde. Voll tiefen Dankes richtete Fritz die Augen zu den am Himmel funkelnden Sternen empor, deren strahlender Glanz ihm frommen Trost und starke Zuversicht gewährte.

Umgeben von einer Schar Boxer, die teils ihre Gewehre schußbereit hielten, teils die Schwerter gezogen hatten, wanderte Fritz durch die Nacht; die Wunde, die man ihm beigebracht, schien nicht gefährlich zu sein, aber schmerzte empfindlich, auch die Stricke, mit denen man seine Hände gefesselt, schnitten tief in das Fleisch ein. An Flucht war nicht zu denken, gern aber hätte Fritz Kin-Tai durch ein Wort seinen tiefen Dank ausgedrückt und ihn gebeten, bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu fliehen und ihn seinem Schicksal zu überlassen; aber Kin-Tai marschierte an der Spitze des Trupps und diente den Aufrührern, die aus anderen Gegenden stammten, als Wegweiser.

Nach einer halben Stunde tauchten die hohen Mauern Langfangs, die an einzelnen Stellen runde, festungsähnliche Ausbuchtungen zeigten, auf, und in kurzem hatte man die Stadt erreicht. Die Thore waren bereits geschlossen, und es bedurfte langen und energischen Klopfens sowie der dringenden Mahnungen, daß man in wichtigster Angelegenheit zum Präfekten wolle, ehe eins derselben geöffnet wurde und die Thorwache die

Harrenden einließ, die beim Scheine mehrerer ölgetränkter Papierballons zunächst einer genauen Musterung unterworfen wurden.

Begleitet von mehreren Soldaten der Wache ging's dann unter Vorantragung erleuchteter Ballons durch enge, dunkle Straßen, deren Läden sämtlich geschlossen waren und deren Bewohner schliefen, zum Yamen des Präfekten, einem weitläuftigen Gebäude, vor welchem sich vier hohe Stangen erhoben, während der Vorhof begrenzt ward von steinernen Löwen, dem Sinnbilde der Macht, die der Präfekt vertrat.

Fritz' Herz fing von neuem vernehmlich an zu pochen, sein Schicksal konnte schnell besiegelt sein, vor allem aber hoffte er, daß sich Kin-Tai in der Verwirrung und Dunkelheit retten würde, was er jetzt leicht auszuführen vermochte; doch der junge Chinese war bei den Bewaffneten geblieben und sprach leise mit dem Thürhüter, der sich dann an die Boxer und die Soldaten wandte: „Bleibt hier draußen. Mein erhabener Gebieter ist noch wach, ich führe unverzüglich den Fremdling zu ihm, harrt hier der Befehle des Präfekten!“

Fritz folgte in Begleitung Kin-Tais dem Diener in das hallenartig errichtete, nur aus Erdgeschoß und einem Stockwerke bestehende Hauptgebäude; dort geleitete, nachdem er durch einen anderen Diener eine Meldung hatte erstatten lassen, der Thorwart die Beiden in ein großes, durch eine Ampel erleuchtetes Gemach, in welchem der Präfekt hinter einem mit Büchern und Schriftstücken bedeckten Tische in einem bequemen, geschnitzten Lehnsessel saß.

Kin-Tai stürzte vor ihm nieder, mit der Stirn die Steinfliesen des Erdbodens berührend: „O großer Mandarin,“ rief er klagend aus, „schwer habe ich mich gegen Dich versündigt und will gern meine Strafe hinnehmen, nur schone diesen meinen Freund hier, der mir vor wenigen Tagen mein Leben gerettet. Ich bin schuld, daß er hier weilt, ergriffen und gefesselt von den Tachuans, ich verleitete ihn zu seinem Aufbruch nach Peking, ich führte ihn, ach, so schlecht, daß er in die Gewalt der Tachuans geriet, nimm' mein Leben, o großer Gewaltiger, und lasse ihm das seine — —“

„Nicht wahr ist's, was er spricht,“ unterbrach ihn Fritz lebhaft, „ich allein bin der Schuldige, ich habe Kin-Tai bewogen, mich nach Peking zu begleiten, er will sich opfern für mich, der Treue! — Wenn jemand Strafe verdient, weiser Präfekt von Langfang, so bin ich's allein!“

Der Mandarin, dessen bartloses Gesicht eine gemessene Freundlichkeit ausdrückte, sah erstaunt bald auf den gefesselten Fritz, bald auf den knieenden Kin-Tai. Das war eine seltsame Sache, wie sie ihm noch nie vorgekommen: hier schuldigte sich jeder an und wollte für den anderen leiden,



Präfekt Wu-Hai-Lin.

während sonst stets das Gegenteil der Fall; er fühlte, daß hier zwei edle Naturen im Dienste der Freundschaft das höchste Opfer bringen wollten.

„Geht hinaus," befahl er den Dienern, „ich werde Euch rufen, wenn ich Eurer bedarf!"

„Steh' auf," versetzte er dann zu Kin-Tai, „und berichte im Zusammen-

hang, was Du zu sagen hast. Zunächst löse Deinem Begleiter die Fesseln, freier fühlt sich die Seele, wenn kein Hemmnis den Körper belastet."

Kin-Tai folgte dem Geheiß; wie von dumpfem Druck befreit, richtete sich Fritz hoch auf und bemerkte bescheidenen Tones zu dem Präfekten: „O verzeihe mir, hoher Mandarin, wenn ich Dich bitte, daß ich zuerst reden darf, und nimm zunächst meinen Dank entgegen für die mir eben bewiesene Güte. Wenn dieser mein Freund hier spricht," und er wies auf Kin-Tai, „so fürchte ich, daß Du nicht das richtige Bild erhältst; groß ist sein Edelmut und stark sein Streben, mich in das hellste Licht zu setzen und sich destomehr anzuschuldigen. Sei überzeugt, daß ich die reine Wahrheit sprechen werde — gestatte mir zu reden, ich bitte Dich herzlich darum."

Der Mandarin hatte immer aufmerksamer Fritz betrachtet, wie ein flüchtiges Lächeln huschte es plötzlich über sein Gesicht und, als ob er selbst sich eine Antwort erteilte, nickte er zustimmend vor sich hin.

Mit voller Offenheit berichtete Fritz, wie er zu dem Plan gekommen, nach Peking vordringen zu wollen, wie er Kin-Tai dazu aufgefordert, wie treu ihm dieser zur Seite gestanden und, obgleich er sich hätte bergen können, furchtlos sein Leben für ihn in die Schanze geschlagen: „Ihm allein verdanke ich," so schloß er, „daß ich hier vor Euch stehe und das innige Lob seiner Kühnheit und seiner Kameradschaft, wie man sie so brav und fest selten wiederfinden wird, anstimmen darf!"

Der Mandarin hatte, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend zugehört. „Tretet näher, tretet ganz nahe heran," sagte er jetzt mit einem weichen Ausdruck in der Stimme.

Die Beiden gehorchten, Kin-Tai in ehrfurchtsvoller Stellung, Fritz in freimütiger Haltung und offen dem Mandarin, der bisher im Schatten gesessen, in das Gesicht schauend. Und das kam ihm seltsam bekannt vor, wie schon die Stimme des Beamten.

Der Präfekt hatte Fritz' Erstaunen bemerkt, lächelnd fragte er nun: „Erkennst Du mich nicht? Wir sind alte Bekannte, und nur wenige Minuten konnte mich Deine Kleidung täuschen. Auf dem „Prinz Heinrich" waren wir zusammen, ich kam von London, und bis Colombo waren wir Gäste desselben Schiffes. Zeuge war ich Deines Mutes, als Du halfst, die armen Schiffbrüchigen zu retten, und Du gewannst damals schon meine Liebe und Achtung, wie jetzt von neuem. Als ganzer Mann, wie einst im

Sturm, hast Du wieder gehandelt, und ich freue mich, daß ich in Kin-Tai einen Dir Ebenbürtigen gefunden. Kin-Tai," wandte er sich an diesen, „Deine Ahnen dürfen stolz sein, einen solchen Nachkommen auf Erden zu besitzen, glücklich ist ihr Los, denn selig werden ihre Freuden sein und man wird sie beneiden um Deinetwillen."

Kin-Tais Gesicht strahlte vor Freude bei diesem höchsten Lobe, das ihm je gezollt werden konnte.

Auf ein Zeichen des Mandarins trat ein Diener ins Zimmer.

„Sag' den Soldaten und den Tachuans, welche diese Beiden hierhergeleitet," bedeutete ihm der Präfekt, „daß sie alle zur Thorwache zurückkehren sollen, dort werden sie morgen meine Befehle erhalten. Verteile an die Tachuans zur Belohnung ihres Eifers Geld. Diese Beiden," und er wies auf Fritz und Kin-Tai, „bleiben hier im Gewahrsam des Yamens, Ihr Verhör dauert noch fort."

Nachdem sich der Diener entfernt, blieb der Mandarin einige Zeit in tiefes Nachdenken versunken. Froh atmete Fritz auf, er wußte, daß sein und seines Begleiters Geschick in guten Händen lag, frischer Lebensmut kehrte zurück und neue Pläne faßte sein reger Geist.

„Ja, so wird's gehen," sagte der Mandarin mehr für sich, dann zu den Beiden fortfahrend: „Ich will Alles versuchen, Euch zu retten! Mit tiefer Betrübnis sehe ich, welch' blutiger Schein jetzt den Namen unseres Landes umgiebt, und nicht zu Denen gehöre ich, welche das Heil des Reiches in der Ausrottung der Fremden erblicken. Behülflich will ich Euch sein, daß Ihr nach Peking kommt, denn es giebt für Euch ein Vorwärts nur, kein Zurück! Auch hier kann ich Euch nicht behalten. Ehe der Sonne erste Strahlen Langfang berühren, müßt Ihr weit von dannen sein. Ob Ihr eindringen könnt in Peking, das vermag ich nicht zu sagen, dem Mutigen aber lächelt der Himmel. Hört mich aufmerksam an: einer meiner Diener, dem ich vertrauen kann, wird Euch vor die Stadt geleiten und Euch den Weg weisen nach Sin-kiau, einem Dorfe am Feng-ho. In zwei Stunden habt Ihr es erreicht. Vor dem Dorfe schwenkt in linker Richtung zum Flusse ab, geht ihn stroman entlang, am Wasser, von Bambus umgeben, werdet Ihr eine einsame Hütte finden, bewohnt von einer Schifferin und ihrem Töchterchen, Kon-Hio heißt die Frau. Ich konnte sie und ihr Kindchen einst aus Räuberhand befreien und ihr ihr Eigenthum bewahren,

sie ist mir dankbar zugethan und wird alles thun, um Euere Pläne zu fördern. Klugsinnig und anstellig ist sie, ein Schiffchen nennt sie ihr eigen, mit dem sie oft den Feng-ho hinanfährt, Waren nach Peking bringend, und ich glaube, dieser Wasserweg ist für Euch der sicherste. Ich gebe Euch eine Zeile an Kon-Hio mit, sollte sie fort sein, so verbergt Euch in ihrem Hause bis zu ihrem Kommen. Bis Sin-kiau werdet Ihr vermutlich unangefochten gelangen, soviel ich weiß, ist der Weg von Tachuans frei; für jeden Fall aber händige ich Dir, Kin-Tai, eine Bescheinigung ein, daß Du in meinen Diensten stehst. Du hast Dich ja bereits als meinen Schreiber ausgegeben — wohlan, der Zufall will es, daß dies Amt offen ist! Willst Du zurückkehren zu mir, wenn Du Deinen Freund geleitet hast, so sollst Du mir gern willkommen sein und Du sollst zu meinen Vertrauten gehören!"

„O, Dank, großer Herr, tausendfachen Dank!" rief Kin-Tai, sich auf die Erde werfend.

Auch Fritz vereinte seine innigsten Dankesworte mit denen Kin-Tais.

„Ihr habt nicht viel Zeit," begann der Mandarin von neuem. „Geht in das benachbarte Gemach, stärkt Euch mit dem, was ich Euch sende, denn die Anstrengungen werden Eure Kräfte geschwächt haben, reinigt Euch und seid meines Winkes gewärtig, ich schreibe unterdessen, was Kin-Tai mitnehmen soll und Euch von Nutzen sein kann." —

Im Nebenzimmer schloß Fritz den jungen Chinesen tief bewegt in seine Arme: „Dir, Dir verdanke ich meine Rettung, mein Leben," rief er aus, „als treuester Freund, als tapferster Held hast Du gehandelt, nie, nie werd' ich Dir das vergessen!"

Kin-Tai wehrte bescheiden allen Dank ab. „Es war ja so natürlich," meinte er schlicht, „daß ich Dir beistehen mußte, da bedarf es keiner Worte mehr, Du hättest, das weiß ich, ebenso gehandelt! Komm', laß uns jetzt die gute Stunde ausnutzen, sieh', welch' leckere Dinge man uns hier auftischt," und den beiden Gefährten mundete es gut nach den ausgestandenen Gefahren, nicht minder angenehm war eine gründliche Säuberung, wozu sie, seitdem sie Tientsin verlassen, noch keinerlei Gelegenheit gefunden. Fritz wusch und verband seine Wunde, die wohl schmerzte, aber nicht bedenklich war, und dann, nach inniger Verabschiedung von dem Mandarin, der Kin-Tai nochmals bat, in seine Dienste treten zu wollen, verließen sie das gastliche Yamen und wurden durch einen Diener, dem die Wachen das Thor

sogleich öffneten, zur Stadt hinausbegleitet und auf den nach Sin-kiau gehenden Weg geführt.

Die Stille und die kühle Luft thaten beiden wohl, Arm in Arm schritten sie dahin, von den jüngsten Erlebnissen plaudernd.

„Nun sag' mir bloß, Kin-Tai," versetzte Fritz, „wie kamst Du auf den glücklichen Einfall, Dich als einen Abgesandten des Präfekten auszugeben? Der Himmel hat es gefügt, daß Alles zum Guten ausschlug, daß die Wirklichkeit Dein gewagtes Spiel unterstützte; aber wie leicht hätte es Dir zum Unheil gereichen können!"

„Als wir gemeinsam flohen," erzählte der Chinese, „schlug ich absichtlich eine andere Richtung als Du ein, um die Verfolger von Deinen Spuren abzulenken, und rief fortwährend: „Haltet ihn! haltet ihn!" dadurch mich von dem Verdacht befreiend, daß ich zu den Fliehenden gehöre. Das gelang mir auch, leider nicht, daß Du entwischen konntest. Aus einiger Entfernung beobachtete ich, wie Du zum Dorfe geschleppt wurdest — ich mußte Dich retten, das stand fest, nur wie es zu bewerkstelligen war, wußte ich nicht. Ach, das waren bange Minuten, denn jede konnte Deinen Untergang beschleunigen. Da, mit einem Male, stand der Plan klar vor meinen Augen, und ohne ihn nochmals durchzudenken, ohne die Einzelheiten besonders zu überlegen, eilte ich in die Dorfstraße, wo schon der Scheiterhaufen für Dich loderte. Und es glückte mir! O Seligkeit ohne gleichen, als ich hörte, daß Du nach Langfang gebracht werden solltest. Wiederholt hatte ich die Stadt durchkreuzt auf dem Wege nach Peking, ich wußte, daß der Präfekt einst in Europa geweilt und daß ihn die Bevölkerung liebte wegen seiner Milde und Ehrlichkeit, ich hoffte, daß er nicht zu streng mit uns verfahren würde, und hätte er uns auch in das Gefängnis gebracht, nun, so war wenigstens Zeit gewonnen, und das ist zunächst ja stets das Wichtigste!" —

Als der Morgen nicht mehr fern war, sahen Fritz und Kin-Tai die Fluten des Feng-ho glitzern und bemerkten die Häuser von Sin-kiau. Wie ihnen der Präfekt empfohlen, bogen sie vorher ab und fanden die unmittelbar am Fluß liegende, von Bambusdickicht umgebene Hütte Kon-Hios. Kin-Tai pochte an, aber es währte lange, ehe vorsichtig ein Spalt der Thüre geöffnet wurde und eine Frauenstimme nach dem Begehr des Klopfenden fragte.

„Wir kommen vom Präfekten von Langfang," flüsterte Kin-Tai, „auch einen Brief an Euch hat er uns mitgegeben, öffnet, Ihr könnt uns vertrauen!"

„Tretet ein," sagte die Frau, die Thür öffnend, „begnügt Euch mit meiner armseligen Behausung, wer vom Wohlthäter der Armen kommt, bringt Glück unter mein Dach und erfreut mein Herz."

Die Gefährten traten näher, Kin-Tai übergab den Brief, den die Schifferin mit tiefer Verbeugung empfing, und unterrichtete sie mit wenigen Worten von ihrem Vorhaben, nach Peking zu gelangen, wozu sie ihnen ihre Hülfe angedeihen lassen möchte.

„Ein glücklicher Stern führte Euch," versetzte die Frau, „zwei Stunden später hättet Ihr mich nicht mehr angetroffen, und in wenigen Tagen erst wäre ich zurückgekehrt. Nach Lu-tschu-kiau muß ich, dicht bei Peking, einen Sarg soll ich hinbringen, den sich der Polizeichef dort, der aus unserem Dorfe stammt, bestellt hat, um einst im Holze seiner Heimat zu ruhen. Ein junger Mann ist's noch und denkt schon an den Tod! Aber, glaub' ich, viele Särge werden jetzt in und um Peking von Nöten sein, denn schaurige Dinge erzählt man sich hier, und großen Zuwachs sollen die Seelen der Unterwelt erhalten haben. — Ruht Euch aus und laßt Euch herab, eine kleine Erquickung von Eurer unterwürfigen Dienerin anzunehmen." —

Auf dem aus Lehm errichteten niedrigen Herde brannte alsbald ein lustig prasselndes Feuer, das Wasser summte im Theekessel, nach wenigen Minuten schon stand der duftende Trank sowie frisches Brot vor Fritz und Kin-Tai, während Frau Kon-Hio ihr dreijähriges Töchterchen weckte, darauf schnell ankleidete und mit ihm an dem bescheidenen Frühstück teilnahm.

Kin-Tai besprach mit Fritz ihr Weiterkommen. „Für mich ist's leicht," meinte er, „ich werde auf dem Boot unserer freundlichen Helferin den Schiffsknecht vertreten, mit dem Ruder weiß ich geschickt umzugehen, denn mehrfach bin ich den Pei-ho hinan- und hinabgefahren, aber wie steht's mit Dir? Wir kommen durch mehrere Ortschaften und Städte, und je mehr wir uns Peking nähern, desto mißtrauischer sind die Behörden, desto argwöhnischer und erregter ist die Bevölkerung. Das Boot wird eine kleine Kajüte haben, aber auch in dieser bist Du nicht sicher!"

„Kon-Hio erzählte ja von einem Sarge," erwiderte Fritz, „wie wär's denn mit diesem Versteck? Da wird doch wohl Niemand nachforschen!"

„Ja," rief Kin-Tai erleichtert aus, „das ist der beste Schlupfwinkel für Dich, ich wagte ihn Dir bloß nicht vorzuschlagen! Aber nun ans Werk! Ehe die Sonne aufgeht und im nahen Dorfe das Leben erwacht, müssen wir schon schwimmen — in dieser Nacht bereits können wir, wenn alles glücklich abläuft, in Peking sein!"

Kin-Tai unterrichtete Kon-Hio von der Absicht, Fritz im Sarge zu verbergen, und Alle begaben sich zu dem dicht vor der Hütte schaukelnden, flach-



Kon-Hio, den Kahn führend.

gebauten Boot, auf welchem bereits der Sarg stand, der mehr einem ungefügen, länglichen Kasten glich. Man hob den oberen schweren Teil ab und legte in den unteren einige alte Decken, sodaß Fritz in seinem engen Verließ, welches er ohne Zaudern einnahm, ein weiches Lager hatte. Dann setzten Kin-Tai und Kon-Hio den Deckel wieder auf, unter den sie einige Holzstückchen schoben, sodaß frische Luft in das Innere drang.

Wenige Minuten später wurde der Kahn in Bewegung gesetzt; Kon-Hio stand am Steuer, mit ihren kräftigen Armen dasselbe hin- und her-

bewegend und dadurch das Fahrzeug forttreibend. Kin-Tai hatte an der Spitze seinen Platz genommen und hielt mittelst einer langen Ruderstange das Boot im Fahrwasser, so daß man schnell vorwärts gelangte.

Fritz fühlte sich wohl und sicher in der fremdartigen Behausung, seine Gedanken weilten bald bei den teuren Eltern in der fernen Heimat, bald bei seinen Kameraden, mit denen er Freud' und Leid geteilt, bald bei Hans und Gretchen, oder sie flogen voraus nach Peking und woben krause Bilder, wie es um die dort lebenden Europäer jetzt bestellt sein mochte. Die Wellen plätscherten um das Schiff, tiefe Müdigkeit überwältigte Fritz, und sanft schlief er ein, von fröhlichen Träumen weit fortgeführt aus dem chinesischen Lande.

Durch lauten Stimmenwechsel wurde er aus seinem Schlummer geschreckt. Zunächst wußte er nicht, wo er sich befand, und wollte die sich über ihm wölbende Last mit seinem Oberarm zurückstoßen, im letzten Augenblick aber besann er sich auf sein unheimliches Gefängnis, und lauschte angestrengt, was sich draußen zutrug.

Das Boot stand still, verschiedene Befehle wurden in rauhem Ton gegeben: „Hier heran mit dem Boot, näher ans Ufer, sag' ich Euch nochmals!"

„Wir haben wenig Zeit, laßt uns durch!" vernahm Fritz die Stimme von Kon-Hio.

„Zeit hin, Zeit her, hier müßt Ihr anlegen und den Zoll entrichten," kam ein neuer Befehl.

„Aber wir haben nichts zu verzollen — nur ein Toter bildet die Fracht," erwiderte Kon-Hio.

„Ob lebend oder tot, hier muß jeder seinen Zoll bezahlen!"

„Ja, aber mir bezahlt keiner meinen unnützen Aufenthalt," rief Kon-Hio gereizt.

„Weib, mach' uns nicht zornig, es könnte Dein Verderben sein, zum letztenmale, leg' an, sonst — —"

„Fahr' zu, Fährknecht, was scheren uns hier diese Leute!" schrie in hellem Zorn die Kahnführerin.

„Auf die Brücke, Männer, nehmt die Enterhaken, haltet von oben den Sarg fest — wir werden diese Trotzige nebst ihrem Toten meistern!"

Fritz' Herz stand still vor banger Erwartung, der Kahn, so fühlte er,

wurde schnell fortbewegt, jetzt polterte etwas auf den Sargdeckel herab, durch die schmale Öffnung sah Fritz einen eisernen Widerhaken, der an dem Sargdeckel riß, mit aller Gewalt hielt Fritz letzteren fest, der Haken wurde mit einer Stange fortgeschlagen, man hörte lautes Schimpfen und Drohen, dann glitt das Boot weiter, nur das Rauschen des Wassers war zu vernehmen, der schmale Lichtschein aber, der durch die Ritzen eingedrungen, war verschwunden und erschien erst nach mehreren Minuten wieder.



An der Brücke in Makü-Kiwo.

Fritz merkte, wie angestrengt Kon-Hio und Kin-Tai arbeiteten, um rasch weiter zu kommen, und hörte, wie sie sich über das Erlebnis unterhielten.

„Ungeschlachtete Gesellen sind es, diese Zollbeamten von Makü-Kiwo," versetzte zornig die Schiffsführerin, „ich habe oft meinen Ärger mit ihnen, sie kennen mich schon und wissen, daß mein Mund auf dem rechten Fleck sitzt!"

„Gut nur, daß hinter uns einige Reiskähne kamen," sagte Kin-Tai, „und die Zöllner sich mit ihnen beschäftigen mußten, sonst wär' es uns

doch schlecht ergangen! Und auch der Kanal, der unter der Stadt fortführt, trug zu unserem Entwischen bei. Können sie uns nicht nachsetzen?"

„Nein, ich glaub's nicht. Die Abfertigung der Reiskähne beschäftigt sie längere Zeit, dann sind sie auch zu faul, ein Boot zu bemannen, und zudem sind wir ihnen ein tüchtig Stück voraus."

Da man nach kurzem außerhalb des Stadtgebietes war und zwischen hochstehenden Hirsefeldern hinfuhr, brachte Kin-Tai seinem Freunde Thee



Kaiserliche Tempel-Anlagen in Peking.

und Gebäck, den Deckel vorsichtig aufhebend und Fritz auf diese Weise frische Luft zuführend.

„Das hätte ein böser Zwischenfall werden können," plauderte Kin-Tai, „und ich habe gehörige Angst um Dich ausgestanden. Nun aber ist nichts mehr zu befürchten! In zwei Stunden, noch vor dem sinkenden Abend, sind wir in Lu-tschu-kiau, bis dorthin berühren wir keinerlei Dörfer mehr; freue Dich, wir werden noch heute unser Ziel erreichen! Kon-Hio kennt einen willfährigen Fuhrmann, er wird uns gegen gutes Entgelt nach Peking bringen!"

Kurz vor Lu-tschu-kiau verließ Fritz sein enges Lager, er hatte sich die blutbefleckte Binde über die Augen gezogen und betrat mit Kin-Tai und

Kon-Hio, die den Kahn nebst ihrem Töchterchen einem befreundeten Schiffer in Obhut gegeben, die Stadt.

Hier summte und surrte es wie in einem Bienenschwarm, in lärmendem Trubel flutete die Einwohnerschaft durcheinander, da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß europäische Truppen im Anmarsch seien, und wer konnte, flüchtete mit seinem Hab und Gut nach dem nahen Peking, dessen starke Mauern Sicherheit versprachen.

Diese allgemeine Erregung und Furcht kam Fritz zu statten, niemand kümmerte sich um ihn und seine Begleiter, und ungehindert erreichte man das Haus des Fuhrherrn. Der war jedoch leider schon nach Peking unterwegs; aber Kon-Hio, die Bescheid wußte in der Stadt, hieß die beiden Gefährten warten und erschien nach einer halben Stunde mit einem Maultier-Karren, den ein halbwüchsiger Junge leitete.

„'s ist meiner Schwester Sohn," sagte sie, „und sonst nicht sein Erwerb, Reisende zu fahren, aber bei diesen schlechten Zeiten verdient er sich gern ein Stück Geld."

Mit herzlichen Dankesworten verabschiedeten sich Fritz und Kin-Tai von Kon-Hio, welcher der erstere mehrere Silberdollars in die Hand drückte, und nahmen Platz in dem schweren, zweirädrigen Karren, dessen rundgebogenes Verdeck sie völlig beschattete, während der Kutscher vorn auf der Deichsel saß oder neben dem Maultier herging, es durch Worte und Peitsche antreibend. Aber nur langsam kam man vorwärts, mit ähnlichen Karren, mit allerhand anderen Gefährten, mit Reitern und Fußgängern war die schmale, holprige Landstraße überfüllt, die meisten der Fliehenden schleppten ihr wertvolleres Besitztum, viele auch bunten Trödelkram mit sich, alles drängte nach der Kaiserstadt hin, über welcher der Himmel blutrot gefärbt war.

Und je mehr man sich Peking näherte, desto toller und unheimlicher wurde das Gedränge, wußte doch jeder, daß um die achte Abendstunde die Thore geschlossen wurden und niemand dann mehr Einlaß fand; wer bis dahin nicht durch eins der Thore gelangt war, mußte außerhalb derselben verbleiben, inmitten unruhigen und verdächtigen Gesindels, das auf Diebstahl und Raub ausging.

Schreien und Schimpfen hörte man ringsum. Viele der Fuhrleute bahnten sich rücksichtslos den Weg, bewaffnete Diener eilten platzheischend

berittenen Beamten voran, hier war ein Wagen umgefallen und seine Insassen suchten hastig die verstreuten Sachen auf, dort wollte ein Pferd nicht weiter und vergeblich zerrte man es am Zügel, da schob auf einem Schubkarren ein Mann seine Frau einher, deren kleine verkrüppelte Füße sie am Gehen hinderten, und selbst in diesem Gewirr fehlte es nicht an lumpenumhüllten Armen und Bettlern, welche flehentlich um Gaben baten oder sich auch solche durch Hilfeleistungen zu verdienen suchten. Trotz des nahenden Abends war die Hitze beklemmend, die schwere, von Dünsten durchsetzte Luft war bedrückend, gelegentliche Windstöße wirbelten den knietiefen Sand auf und umhüllten alles mit einem dichten, atembeengenden Staubschleier.

Näher und näher kam man den riesigen Mauern Pekings, und nachdem man auf einer schmalen Brücke einen Graben passiert, langte man vor einem der von einem breiten, dreistöckigen Wachthause überragten, altertümlichen Thore an. Hier stand eine Wache und beobachtete die Andrängenden, die Bettler und Herumtreiber, die sich mithineindrängen wollten, mit ihren kurzen Schwertern zurückschreckend, denn letztere, wie große bastgeflochtene Schilde, bildeten die einzige Bewaffnung der in dunkle, schon recht fadenscheinig gewordenen Uniformen gekleideten Soldaten.


Soldaten der Peking-Wache.

Ungehindert in dem Gewühl gelangte der Karren mit Fritz und Kin-Tai durch das Thor. — Fritz' Inneres war von widerstreitenden Gefühlen erfüllt: er hätte aufjubeln mögen, daß er sein Ziel erreicht, andererseits wieder ängstigte ihn mit lastendem Druck der Gedanke, daß er vielleicht zu spät anlangte, daß niemand mehr von Denen, zu welchen er gehörte und welchen er fröhliche Kunde bringen sollte, am Leben sei!

Die festungsähnliche Umwallung hatte man hinter sich, aber noch war man nicht in Peking. In demselben Trubel hasteten Reiter, Wagen, Fußgänger auf einem erhöhten, zahllose Einbuchtungen aufweisenden, Damm

dahin, in einiger Entfernung zogen sich rechts und links hohe Mauern lang mit weitkronigen Bäumen dahinter, es waren, wie Fritz wußte, die weiten Anlagen der mit besonderer Heiligkeit umgebenen Tempel des Ackerbaues und des Himmels, in denen der Kaiser an hohen Festtagen opferte.

Horch, war das nicht der Schall von Kanonen und mischten sich nicht Gewehrschüsse dazwischen?

Fritz bebte am ganzen Körper vor der mühsam niedergedrückten Erregung: mein Gott, vielleicht war es der letzte Verzweiflungskampf, den seine Kameraden, den die Europäer dort kämpften? Und er kam zu spät, um ihnen Mut zuzurufen und die belebende Kunde, daß bald Hilfe nahe!

Von neuem türmten sich vor den Drängenden und Hastenden hohe Mauern auf, mit einem gewaltigen, wohl fünfzehn Meter tiefen Thor, vor welchem zu beiden Seiten je ein Trupp mit Gewehren und Lanzen bewaffneter Soldaten aufgestellt war, die eine scharfe Überwachung ausübten.

Hier stockte der Troß, denn nur einzeln wurden die Wagen durch das Thor gelassen, und diese zagenden Minuten verstrichen Fritz wie eine Ewigkeit. Er hatte sich die Binde über die Augen gezogen und lang unter dem Plantuch ausgestreckt, fast verdeckt von Kin-Tai, der mit untergeschlagenen Beinen hinter dem Kutscher saß.

Fritz hörte, wie die Soldaten die vorderen Fuhrleute fragten, woher sie kämen und was sie in Peking zu suchen hätten, und wie sie diesen und jenen nicht weiterließen, wodurch neue Stockung und neue Verzögerung entstanden. Schrittweise nur rückten die Wagen vorwärts.

Jetzt war der Karren, der Fritz barg, bei den Soldaten angelangt, und mehrere der letzteren traten heran.

„Woher?“ lautete die barsche Frage.

„Aus Lu-tschu-kiau,“ sagte der Fuhrmann.

„Aus Langfang,“ rief gleichzeitig Kin-Tai.

„Was soll das heißen?“ fragte der Befehlshaber. „Der eine sagt aus Lu-tschu-kiau, der andere aus Langfang?“

„Nun ja,“ meinte Kin-Tai mit möglichst ruhigem Ton, „ich komme aus Langfang, fuhr mit dem Boot bis Lu-tschu-kiau und nahm mir da dies Gefährt.“

„Du bist nicht allein! Wer ist dahinten im Karren? Heraus mit ihm, ich will ihn sehen!“

„Es ist mein Bruder," versetzte Kin-Tai, „er ist krank, bitte, laß' ihn liegen."

„Kranke können wir hier nicht gebrauchen, haben genug davon! Zurück, Ihr bleibt draußen!"

„Ich bitte Euch, nehmt Kenntnis von diesem Schreiben," bat Kin-Tai höflich und nestelte das Schriftstück des Mandarins aus seinem Anzuge, es dem Wachthabenden hinhaltend und gleichzeitig jenem ein großes Silberstück in die Hand drückend.

„Ah, Ihr kommt im Auftrage eines Präfekten, das ist eine andere Sache — könnt hinein!"

Und der Karren polterte dröhnend durch das gewölbte, finstere Thor. Fritz aber hatte krampfhaft die Hände gefaltet und sandte heiße Dankesworte zum Himmel empor.

Ein Schreckensschrei, den Kin-Tai ausstieß, veranlaßte Fritz, sich aufzurichten und, da jetzt kaum noch etwas zu befürchten war, seinen Platz neben dem Freunde einzunehmen, aber auch er konnte nicht einen lauten Ruf der Bestürzung unterdrücken.

Man war nun durch das Thor und damit in die eigentliche Chinesenstadt Pekings gelangt, die Fritz früher genau kennen gelernt und oft durchwandert hatte, stets angezogen von dem hier herrschenden lebhaften und buntfarbigen Getriebe. Von dem eben durchfahrenen Thore bis zu dem eine reichliche halbe Stunde entfernten Chien-men-Thore, durch welches man in die Tatarenstadt, in der wiederum die Kaiserliche Stadt und auch jenes Quartier mit den fremden Gesandtschaften lag, gelangte, erstreckte sich die breite Hauptstraße, eingesäumt von niedrigen Häusern, deren Vorderseiten zum Teil verdeckt wurden von aus Holz geschnitztem, buntbemaltem und vergoldetem Gitterwerk, begrenzt von hochragenden Pfosten und allerhand Drachen- und anderen Tierverzierungen, die schon von fern die Aufmerksamkeit auf die in den Gebäuden enthaltene Läden lenken sollten. Denn ein Geschäft reihte sich hier an das andere, ebenso in den benachbarten engen Straßen; in den oft halbdunklen Räumen waren die oft aus früheren Jahrhunderten stammenden seltensten und wertvollsten Gegenstände aufgespeichert neben den zahllosen Kostbarkeiten der Gold- und Silberschmiede, der Juweliere, der Bronzearbeiter, der Buchhändler und Maler, der Lackierer, der Verfertiger von Waffen, Fächern, Porzellangeräten und vielen anderen Dingen,

welche die chinesische Kunstfertigkeit in schönstem Licht zeigten. Stundenlang konnte man hier umherwandern, und auf Schritt und Tritt sah das Auge Neues und Fesselndes, bald angezogen durch die Fülle der verschiedensten Waren, bald durch das hin- und herdrängende Menschengetriebe, in welchem man neben den Chinesen und Tataren phantastisch-gekleidete, fremdartige Gestalten aus der Mongolei, aus Tibet, aus den Amur-Gebieten, aus anderen fernen Gegenden, wohin noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen, bemerkte.



Kaiserin-Regentin von China.

Und wie sah das jetzt hier aus! Überall klafften gewaltige Lücken, durch Brand hervorgerufen, zahllose Gassen lagen völlig in Trümmern, aus Schutt und Gemüll schlugen vielfach noch die Flammen; mit ungezügelter Verwüstungswut hatten hier die Boxer gehaust und sich der Schätze bemächtigt, die an vielen Stellen von Geschlecht zu Geschlecht aufgespeichert worden waren, nirgends war von Handel und Wandel etwas zu spüren, nur Elend, Jammer, Verzweiflung konnte man bemerken.

Neben dieser Hauptstraße und in dieser zwischen den Ruinen der Häuser

lagerten die ihres Obdaches Beraubten und die aus der Umgegend herbeigeströmten Flüchtigen, Feuer flackerten allenthalben auf, an denen die kargen Mahlzeiten bereitet wurden. Hier saßen teilnahmslos Männer und Frauen zusammen, verzweifelnd an ihrem Geschick, dort standen einzelne Gruppen beieinander, die neuesten Vorgänge besprechend oder Erkundigungen einziehend, ob nicht endlich dem Sengen und Blutvergießen ein Einhalt bereitet werde.

Hinten, den Abschluß der Chinesenstadt bildend, ragten finster und trotzig die gewaltigen Mauern und festungsartigen Thorbauten der Tatarenstadt auf; dort hatte der Himmel noch immer rötlichen Schein, Feuergarben sprühten empor, man vernahm unregelmäßiges Schießen, zuweilen wüstes Lärmen entfesselter Horden.

„Ich halt's nicht mehr im Wagen aus," sagte Fritz zu Kin-Tai, „komm, laß uns zu Fuß gehen, wir haben nichts zu befürchten, jeder ist hier mit sich selbst und seinem Unglück beschäftigt."

Die Worte rissen Kin-Kai aus dumpfem Brüten; einen schweren Seufzer ausstoßend, folgte er Fritz, der, die Binde halb über die Augen ziehend, neben dem Karren herschritt.

„Such' doch zu erfahren, Kin-Tai," bat Fritz den jungen Chinesen, „ob man in die Tatarenstadt hineingelangen kann, wie es dort ausschaut und wie es um die Gesandtschaften steht — ich vergehe vor Spannung."

Kin-Tai trat zu diesen und jenen Gruppen, den Erzählungen lauschend.

„Es ist garnicht daran zu denken, heute noch in die Tatarenstadt zu gelangen," berichtete er, „und selbst am Tage macht es die größten Schwierigkeiten, jeder wird genau untersucht und ausgeforscht. Die Gesandtschaften halten sich noch, täglich werden sie angegriffen, aber sie leisten heftigen Widerstand, Yung-lu, der die kaiserlichen Truppen befehligt und von welchem die Angriffe ausgehen, hofft sie durch Hunger zu überwältigen, auch glaubt er, daß sie nur noch wenig Munition haben. Und die Kaiserin-Regentin unterstützt Yung-lu, ohnmächtig gegen diese Beiden ist der arme Kaiser!" —

„Gott sei gepriesen, daß ich nicht zu spät komme!" rief Fritz voll innigster Freude aus. „O Kin-Tai, welche Last nimmst Du mir von meinem Herzen, alles Ungemach, was wir beide in diesen Tagen erlitten, ist nichts gegen den furchtbaren Druck, der auf meiner Seele lastete, daß ich zu spät kommen könnte!"

„Schreckliches habe ich gehört,“ setzte traurigen Tones Kin-Tai hinzu. „Ströme von Blut sollen geflossen sein, schlimmer als die entmenschtesten Unholde haben die Boxer gehaust, und noch immer ist des Mordens kein Ende!“

Der Führer des Karrens trat heran mit der Frage, wo man die Nacht über bleiben wolle.

„Daran haben wir noch garnicht gedacht,“ meinte Kin-Tai zu Fritz, „nach einer Herberge werden wir vergeblich suchen, wir müssen es schon wie die Übrigen machen und im Freien rasten.

„Dann, bitte, Kin-Tai, wollen wir möglichst nahe der Mauer bleiben,“ sagte Fritz, „ehe die Sonne aufgeht, hoffe ich in der Tatarenstadt und bei meinen Landsleuten zu sein,“ und leise teilte er seinem Begleiter mit, wie er dies ausführen wolle: von seinem früheren Aufenthalt in Peking her wußte er, daß, die Gesandtschaftsstraße durchschneidend und wenige Minuten nur entfernt von der deutschen Gesandtschaft, ein Kanal fließt, der, zwischen dem Chien-men- und Hatta-men-Thore, unter der Mauer fortgeht und hier in der Chinesenstadt in ein seichtes Flüßchen mündet. Diesen Kanal, der jetzt im Sommer wenig Wasser enthalte, wolle er benützen, um unterhalb der Mauern fort sein Ziel zu erreichen. „Und dann, lieber Kin-Tai, sind wir in Sicherheit,“ schloß Fritz die Erzählung seines Planes.

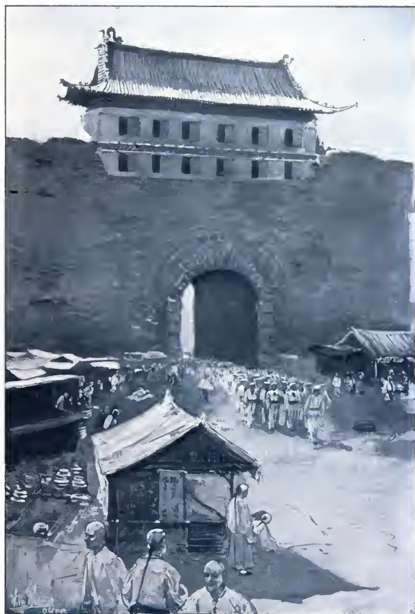
„Du bist in Sicherheit, denn ich, ich kann Dich nicht begleiten.“

Fritz konnte nicht einen Ausruf des Erstaunens unterdrücken.

„Hör' mich an,“ fuhr Kin-Tai fort, „ich habe mir alles genau überlegt. Den Europäern kann ich nichts nützen, denn gegen meine Landsleute, mögen sie auch noch so Schlimmes verübt haben, mag ich nicht kämpfen. Was soll ich also bei Euch? Ich würde Euch nur lästig fallen und von den Übrigen mit Mißtrauen betrachtet werden. Nein, ich kehre morgen in aller Frühe nach Langfang zurück und trete in die Dienste des Präfekten. Viel Unrecht muß gut gemacht, viele Wunden müssen geheilt werden, auch der Einzelne kann seinen Teil dazu thun, und so will ich meinem Vaterlande dienen!“

Fritz drückte warm die Hand des Chinesen: „Du hast recht, Kin-Tai, und Segen wird auf Deinem Vorhaben ruhen!“ —

Unweit des Chien-men-Thores bog man nach rechts von der Hauptstraße ab und suchte sich ein ruhiges Plätzchen für die Nacht in einem halb-



Einzug der deutschen Truppen in Peking.

zerfallenen Hause. Der Karrenführer brachte nach längerem Suchen einige Eßwaren sowie Thee heran, und während er in seinem Gefährt sich ausstreckte, legten sich Fritz und Kin-Tai auf den Erdboden eines ausgebrannten Gemaches nieder, dessen Decke hoch oben der Himmel bildete.


General Yung-lu.

Fritz war zu erregt, als daß er den Schlaf finden konnte, und wenn er in leichtes Träumen versank, so weckten ihn schnell wieder unzählige Fliegen und Moskitos. Bald auch fielen dichte Tropfen, schwere Regengüsse rauschten hernieder, daß Fritz und Kin-Tai unter den Karren schlüpfen mußten, um etwas Schutz gegen die herabströmenden Fluten zu erhalten, die erst nach einigen Stunden aufhörten.

Mit dem ersten falben Schein der Dämmerung nahm Fritz bewegten Abschied von Kin-Tai; nur flüsternd, da der Kutscher nicht geweckt werden durfte, konnte er ihm nochmals seinen innigsten Dank für seine Treue sagen, ein langer, herzlicher Händedruck, und Fritz eilte mit vorsichtigen Schritten von dannen, in dem weißlichen Nebel verschwindend, der nach den nächtlichen Regengüssen sich aus dem feuchten Boden erhoben.

In wenigen Minuten hatte Fritz die Mauer erreicht und huschte längs derselben hin; von der Plattform des wohl zehn Meter starken und zwanzig Meter hohen Walles hörte er die Erzählungen der chinesischen Schildwachen, aber die wogenden Nebel-

gebilde entzogen ihn deren spähenden Augen. Nun war er am Kanal angelangt: aber was war das? Hoch angeschwollen durch die letzten Regengüsse war das Wasser, trüb, schlammig rauschten die Fluten dahin, fast ganz ihr Bett ausfüllend, nur einen kleinen Zwischenraum bis zu der unter dem Gemäuer fortführenden Wölbung lassend.

Fritz überschauerte es: sollte er jetzt, im letzten Augenblick, wo er dem heißersehnten Ziele so nahe war, von der Erreichung desselben zurückgeschreckt werden?



Blick auf die Tatarenstadt in Peking mit der Englischen Gesandtschaft.

Nein, hier gab's nur ein Vorwärts, kein Zurück mehr!

Ein kurzes flehentliches Gebet, dann warf Fritz den hindernden chinesischen Rock ab und stieg in die kalte Flut, unter der Höhlung des Walles verschwindend.

Tiefe Finsternis umfing ihn, ganz hinten schimmerte schwaches Licht, um ihn gurgelte und schäumte das Wasser, halb schwimmend, halb an den glitschrigen Wänden hintastend kam Fritz langsam vorwärts. Mit aller Kraft nur konnte er der Gewalt des Wassers, das ihm bis zum Hals

reichte, widerstehen, die dunstige Luft war zum Ersticken, da zuckte Fritz' Hand zurück — einen Toten hatte sie berührt, dessen Körper ein Mauervorsprung hier zurückgehalten. Kalter Schauder überrieselte Fritz, krampfhaft schlug sein Herz und er fühlte, wie ihn die Kräfte verließen!

‚Vorwärts, vorwärts!' so rief er sich zu, und seine letzte Energie zusammenraffend, durchteilte er die Fluten.

Ah, nun hatte er den Ausgang erreicht!

Aber noch ein Stück mußte er im Wasser weiter. Lehmige Böschungen begrenzten an beiden Seiten den Kanal, die rechte mußte er erklimmen, denn rechts lag die deutsche Gesandtschaft.

Triefend, zitternd, kaum noch seiner Gedanken fähig, suchte er emporzuklettern, zweimal rutschte er zurück, da das nasse Erdreich nachgab und plätschernd in das Wasser fiel.

Das Geräusch hatte die Schildwachen auf der Mauer aufmerksam gemacht.

„Shah! — Shah!" — „tötet ihn!" — erklangen die Rufe, und einige Kugeln schlugen in die Böschung ein.

Fritz hatte jetzt festen Boden unter den Füßen, über Trümmer von niedergebrannten Häusern stürzte er fort, Barrikaden bauten sich vor ihm auf, Flintenläufe blitzten aus diesen hervor.

„Schieß' ihn nieder!" hörte Fritz deutsch rufen.

„Kameraden — haltet ein!" stieß Fritz mit heiserer Stimme hervor.

„Einer von den Unsern!" — „Weg mit dem Gewehr!" — „Schnell über die Barrikade!" — „Habt acht auf die chinesischen Teufel oben!" — so schwirrten Stimmen durcheinander, während Flintenschüsse knallten und Kugeln pfiffen.

Fritz, dem es wie blutige Linien vor den Augen schwamm, fühlte sich emporgerissen und dann niedergelassen, deutsche Soldaten umringten ihn, hastige Fragen wurden an ihn gerichtet, ein Offizier stand vor ihm.

„Habt Mut — Hilfe naht — bald!" rief Fritz mit stockenden Worten, dann brach er ohnmächtig zusammen. — — — — — — — — — — — —
— —

Aus langem, erquickendem Schlaf erwachte Fritz neu gestärkt und blickte verwundert um sich; er ruhte in einem halbdunklen Zimmer auf einer auf dem Boden liegenden Matratze und wußte zuerst nicht, wo er sich befand.

Seine Bewegungen hatten sein Wachsein verkündet, in demselben Zimmer befanden sich noch mehrere Schlafstätten, von Seesoldaten eingenommen, einer derselben zog eine Glocke, auf deren Klang ein Civilist erschien.

Es war Stabsarzt Dr. Velde, welcher als Arzt der deutschen Gesandtschaft zuerteilt war und der mit fröhlichen Worten Fritz begrüßte: „Na, wie geht's junger Freund? Denke, die zehn Stunden Schlaf haben wohlgethan. Fühlen Sie sich kräftig genug, aufzustehen?" Und auf die Bejahung von Fritz fuhr er fort: „Sie können sich denken, wie gespannt wir sind, von Ihnen Näheres zu erfahren. Als Chinese können wir Sie hier nicht gebrauchen," meinte er lächelnd, als er sah, wie Fritz nach seinen Kleidern suchte, „ich ließ Ihnen hier die Uniform eines Seesoldaten hinlegen, den einstigen Träger deckt der Rasen in unserem Garten."

Fritz zog die Uniform an, die ihm gut paßte, und folgte dem Arzt in ein anderes Gemach, dessen Fenster, wie schon jene der ersten Stube, mit starken Bohlen verschlagen waren und das Licht nur durch kleine Öffnungen einließen.

„Wir leben wie die Maulwürfe," meinte der Arzt, „viel Ruhe lassen uns die Herren Chinesen nicht, Tag und Nacht müssen wir auf unserer Hut sein. Aber nun stärken Sie sich 'mal erst, viel ist's nicht, was wir Ihnen zu bieten haben, es trifft bei uns das alte Wort zu: wenig, aber herzlich!"

Fritz that einer Flasche Rotwein, Eiern, frischem Brot, Wurst und Schinken alle Ehre an. Der Arzt verließ ihn und kam dann wieder mit mehreren Herren der Gesandtschaft sowie dem die kleine deutsche Abteilung vom dritten Seebataillon befehlenden Oberleutnant Grafen Soden, den Fritz von Tsingtau her kannte und vor dem er sogleich die militärische Haltung annahm.

„Das Strammstehen haben Sie ja nicht verlernt von Tientsin bis Peking," versetzte der Offizier freundlich, „nun aber setzen Sie sich und erzählen Sie uns des Langen und Breiten. Seit vier Wochen sind wir von aller Welt abgeschlossen, wir wissen nicht, was sich draußen ereignet hat oder haben dies und jenes nur gerüchtweise vernommen, ohne an die Wahrheit des Gehörten glauben zu können."

Fritz berichtete in eingehender Weise von den kriegerischen Ereignissen, von den Kämpfen und Siegen der deutschen Matrosen und Seesoldaten,

von dem Auftrage, den ihm General Stössel gegeben, schließlich von seinem Vordringen nach Peking.

Als er geendet, umringten ihn alle, ihm die Hände drückend. „Vogelsang," sagte Graf Soden bewegt, „Sie haben Ihr junges Leben schon früh durch eine große That ausgefüllt, Ihre Kameraden dürfen stolz auf Sie sein und es soll Ihnen nie vergessen werden, was Sie gethan haben! Ihre Kunde, daß Hilfe naht, hat hier alle, die zu uns halten, mit neuem Eifer, mit neuem Mut erfüllt, sie hat lähmende Sorge von den Herzen der Frauen und Kinder genommen, denen sie wie eine Engelsbotschaft klang, und wenn



Englische Gesandtschaft in Peking.

unsere Retter kommen, so sollen sie uns furchtlos und tapfer noch auf unserem Posten finden!" — —

Viel Ruhe gab es in der folgenden Zeit für Fritz nicht, unermüdlich mußte der Wachtdienst gehandhabt werden, um einer Überrumpelung durch die Chinesen vorzubeugen. Feste Barrikaden, durch Sandsäcke verstärkt, waren auf allen Seiten um die Gesandtschaft herum errichtet worden, und ihnen war es zu verdanken, daß die kaum zweihundert Meter entfernten Geschütze der Chinesen nicht allzu vielen Schaden anrichteten.

Heldenhaftes, das entnahm Fritz aus den schlichten Berichten seiner Kameraden, hatte die deutsche Schutzwache geleistet. Am 3. Juni war die aus dem Grafen Soden, einem Feldwebel, vier Unteroffizieren und fünf-

undvierzig Seesoldaten bestehende Truppe in Peking angelangt, bald danach begannen die Feindseligkeiten, und seitdem war fast Tag für Tag und Nacht für Nacht gekämpft worden, stets mit äußerster Schonung der Munition, da jeder der Soldaten nur 260 Schuß mit hatte. So mancher der tapferen Deutschen war von feindlichen Kugeln getroffen worden und schlief den letzten Schlaf unter dem grünen Rasen des Gesandtschaftsgartens. Zwei Tage und zwei Nächte hintereinander hatten mehrfach die Soldaten keinen Schlaf gefunden,



In der Gesandtschaftsstraße zu Peking.

bei drückender Hitze und bei tropischen Regengüssen, oft viele Stunden in den mit Wasser angefüllten Laufgräben verharrend, hielten sie aus, gequält von Ungeziefer aller Art und auf schmale Kost gesetzt, denn seit einigen Wochen war man auf Pferde- und Maultierfleisch angewiesen.

Mit begeisterter Hingebung blickten die Soldaten auf ihren Führer, den Grafen Soden, der ihnen allerorten mit anspornendstem Beispiel voranging und sich am wenigsten schonte. Er war die Seele des gesamten Widerstandes, klug beim Ersinnen neuer Verteidigungsmaßregeln, furchtlos beim Angriff, wachsam Tag und Nacht, dabei stets von guter Laune und kameradschaftlicher Aufopferung.

Aber auch die anderen Truppen, voran die kleine österreichische Abteilung unter Kapitän Thomann, dem eine Granate den Heldentod brachte, hatten Außerordentliches geleistet. Diese fremden Abteilungen schützten die etwa zehn Minuten von der deutschen Gesandtschaft entfernt liegende englische Gesandtschaft, die nicht weniger denn vierhundert Europäer beherbergte und in deren Schutz sich noch an tausend chinesische Christen befanden.

In dem der deutschen Gesandtschaft gegenüber liegenden, gleichfalls durch große Barrikaden geschützten Peking-Hotel, das zum Teil in Trümmern lag, war das Hospital untergebracht; von zwei anderen Ärzten, einem französischen und englischen, unterstützt, pflegte hier auf das hingebendste der deutsche Stabsarzt die Verletzten, deren Zahl fast täglich wuchs. In diesem Hotel hatte man auch eine Bäckerei errichtet, die täglich dreihundert Brote lieferte, denn große Vorräte an Mehl hatte man rechtzeitig herbeigeschafft und auch an Getränken fehlte es nicht; Eier und Gemüse handelten die findigen Japaner von feindlichen, dem Klange der Silberdollars zugänglichen Soldaten ein, die Nachts zu diesem Zwecke ihre Stellungen verließen und sich ein gut Stück Geld verdienten.

Während in den letzten Julitagen die feindlichen Angriffe etwas nachgelassen, nahmen sie mit dem August an Heftigkeit zu. Tag und Nacht wurden die Gesandtschaften mit Geschützen und Gewehren beschossen, und es war ein Glück, daß die Chinesen nur noch über alte Granaten verfügten, von denen die wenigsten platzten.

„Die Rettung muß bald kommen, in kurzem ist alle Not vorbei!" so sagte man sich jeden Tag aufs neue, niemand erlahmte in der Abwehr der Angriffe, niemand verzagte, jeder blickte ungetrübten Mutes neuen Kämpfen entgegen.

Am 13. August war das Feuer der Chinesen außerordentlich stark gewesen, man rechnete mit einem nächtlichen Angriff, keiner von den Deutschen gab sich der Ruhe hin. In den Morgenstunden des neuen Tages hörte man inmitten der feindlichen Kanonade den Schall von Geschützdonner außerhalb der Stadt, bald unterschied man das Geknatter der Mitrailleusen, das Krachen von Gewehrsalven.

„Hilfe ist da!" Von Mund zu Mund ging der Ruf.

„Wir wollen unseren Freunden das Werk erleichtern," sagte Graf Soden, und mit fünfundzwanzig Mann brach er im Morgengrauen auf.

Ungesehen, da die Aufmerksamkeit der Chinesen nach außen abgelenkt war, erreichte man die Stadtmauer und erklomm sie auf schrägem Pfade.

Jeder wollte zuerst oben sein, jeder die nahenden Freunde zuerst erblicken: dort, dort unten schoben sich dunkle Truppenmassen heran und blitzte es auf gegen das nahe Hata-men-Thor, das einer Festung glich.

Jetzt aber hatten die Chinesen, die sich dort oben mit acht Geschützen verschanzt, die Deutschen bemerkt und richteten auf sie ihr Feuer.



Das Hata-men-Thor in Peking.

„Feuern!“ rief Graf Soden. „Hornist, Du kannst blasen, gieb mir Dein Gewehr!“ und er entriß dem Hornisten die Waffe.

„Feuer! Feuer! Keine Kugel darf ihr Ziel fehlen!“

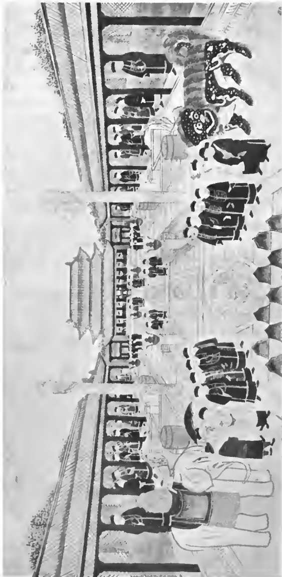
Hinter Steinblöcken hatten die Deutschen Deckung gesucht und sandten die todbringenden Geschosse gegen die Mannschaften der Batterie, ruhig zielend, auf jedes Wort ihres Führers achtend.

Da sprang Graf Soden auf: „Mir nach, Kameraden! Mit Gott für Kaiser und Reich!“ und er stürzte voran, dem Feinde entgegen.

Mit jubelndem Hurra folgten ihm seine Soldaten.

Fritz war neben dem Führer der erste an der Barrikade und schwang sich hinauf, dicht vor sich sah er einen feindlichen Fahnenträger, er entriß ihm das Drachenbanner, jauchzend schwenkte er es: „Hurra! Hurra!“ Da sank er, von einer Kugel getroffen, zusammen, ein breiter Blutstrom ergoß sich über seine Brust und das Fahnentuch, dessen Griff er noch fest umklammert hielt. — —

— — — — —


Innerer Palasthof in Peking: Mandarine, den Kaiser erwartend.

Am Lager von Fritz in der deutschen Gesandtschaft stand der Stabsarzt mit einigen deutschen Herren, die besorgt das bleiche Antlitz des Schwerverwundeten betrachteten.

Die helle Augustsonne funkelte

ungehindert durch die Fenster und ihre Strahlen flimmerten über die Stickereien der von Fritz eroberten Fahne, die man, mit frischem Grün umkränzt, an der Wand neben seinem Bette angebracht.

„Ich hoffe, er ist über den Berg," sagte flüsternd der Arzt, „die Wunde schließt sich, das Fieber hat nachgelassen, unser junger Held hat auch den Tod, mit dem er über eine Woche gerungen, in die Flucht geschlagen!"

„Unsere Truppen kommen!" rief mit leisem Frohlocken einer der Begleiter des Arztes, und Alle traten zum geöffneten Fenster.

In der Ferne ertönte deutsche Militärmusik, die immer stärker näherklang, bis sie rauschend vor der Gesandtschaft erscholl.

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" — feierlich und erhebend klangen die hehren Vaterlandsweisen herauf.

Auf eine Bewegung am Lager des Verwundeten hin drehte sich der Arzt nach diesem um.

Fritz hatte die Augen aufgeschlagen, nicht mehr, wie in den letzten Tagen, mit dem umherflackernden, fieberhaften Ausdruck. Fragend richteten sie sich auf den Arzt.

„Unsere Soldaten sind da, Ihre Kameraden!" rief dieser freudig. „Deutschlands Fahnen flattern auf dem Kaiserpalast in Peking! Hören Sie den trauten, teuren Klang?"

„Deutschland, Deutschland über alles —" bewegten sich lautlos die blassen Lippen.

„Und das hier gehört dazu," meinte der Arzt, die noch das Blut des Tapferen zeigende Fahne auf sein Lager legend.

Sporenklirrende Tritte wurden vernehmbar, die Thür öffnete sich, der deutsche Kommandant trat ein.

Mit ergriffenem Ausdruck im Gesicht reichte er Fritz die Hand: „Ich danke Ihnen, Leutnant Vogelsang!"

Mit freudigem Staunen heftete Fritz seine Blicke auf den Befehlshaber, er wollte etwas sagen, aber vor innerer Bewegung und vor Schwäche versagte ihm die Sprache.

Die Musik hatte unten geendet.

Vielstimmige, stürmische Rufe schlossen sich an: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser!"

Da suchte sich Fritz etwas aufzurichten, die eine Hand ruhte auf der

Fahne, die andere in jener des Kommandeurs, Thränen schimmerten in seinen Augen, Thränen der Freude und des Stolzes, seine Wangen hatten sich gerötet, und mit leisem Jubel, aus treuem deutschen Herzen, drangen die Worte hervor, die ersten nach langen Leiden:

„Es lebe der Kaiser!“





Wer Freude gewonnen hat an Fritz Vogelsang und hören will, wie er zuerst als Schiffsjunge nach China gekommen, wie er, abgesehen von andern hochinteressanten Erlebnissen, den Geretteten des gestrandeten „Iltis“ Hilfe geleistet und in Kiautschou sich tapfer hervorgethan, dem empfehlen wir die Anschaffung der früher erschienenen Jugendschrift

Fritz Vogelsang.

Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou.

Von **Paul Lindenberg.**

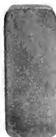
Mit 4 feinen Farbenbildern nach Aquarellen von Willy Werner
und 111 Abbildungen im Text, darunter mehrere nach Aquarellen der Frau Baronin von Heyking in Peking.

292 Seiten groß Oktav. — Preis eleg. gebunden 4 M.

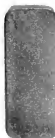
Aus dem Geh. Civil-Cabinet Sr. Majestät des Deutschen Kaisers erging an den Verfasser nachstehendes Schreiben:

„Berlin, 6. Dezember 1898. — Seine Majestät der Kaiser und König haben Ihr Buch: „Fritz Vogelsang. Abenteuer eines deutschen Schiffsjungen in Kiautschou“ gern anzunehmen geruht und wünschen, **daß das patriotische Buch unter der deutschen Jugend weiteste Verbreitung finden möge.**“

Druck von G. Bernstein in Berlin.










Widener Library
3 2044 077 360 550

